Die weiße Frau.

Eine Hof- und Familien-Geschichte des 18 u. 19ten Jahrhunderts,

von

Otfried Mylius.

Ersten Bandes zweite Hälfte.

Stuttg.

1867.

Em. [illegible].

Die weiße Frau.

Eine Hof- und Familien-Geschichte des 18 u. 19ten Jahrhunderts,

von

Otfried Mylius.

Ersten Bandes zweite Hälfte.

Stuttg.

1867.

Em. Chur.

rief der Prinz leidenschaftlich. „Caroline muß mein werden um jeden Preis! Glauben Sie denn, ich sey nur hieher gekommen, um mich in eitlen Wehklagen auszulassen? Keineswegs! Ich kam, um Carolinen selbst zu sprechen, um an ihr Herz zu appelliren, um ihr den Vorschlag zu machen, mit mir zu fliehen, wenn sie nicht den Muth hat, die Hand meines Vaters selbst auszuschlagen! Ich will und muß sie sprechen und zwar hier und noch in dieser Stunde!"

„Sie sollen sie auch sprechen, mein Prinz!" erwiderte die Gräfin; „ich werde Carolinen herbescheiden lassen, sobald mir Ihr Benehmen eine Bürgschaft gibt, daß Sie für die Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit nicht taub sind. — Entführung? heimliche Ehe? offener Affront vor ganz Europa? . . . Mein Prinz, bedenken Sie doch, welch unüberlegte Pläne dieß sind, und was Sie im Gegentheil Ihrem Stand und Rang schulden? Rechnen Sie denn auf Carolinens Einwilligung und meinen Beistand zu solchen Dingen? Verlangen Sie, Caroline, die Verlobte Ihres durchlauchtigen Vaters, solle Namen, Ehre, Leben und Sicherheit ihrer Familie solchergestalt preisgeben, dem erlauchten Fürstenhause, dem sie und ihre Verwandte so viel verdanken, einen solch unauslöschlichen Makel anthun, der sie in den Augen der ganzen Mit- und Nachwelt ächten, der sie zwingen würde, auch Sie, der ihr vielleicht nicht gleichgültig ist, in Schmach und Verderben zu stürzen? — Nein, mein theurer Prinz," fuhr sie mit steigender Wärme fort, „solch tolle Wünsche gebiert nur blinde Leidenschaft. Dem Prinzen, dem Cavalier dictiren Ehre und Geblüt andere Weisungen. Sie werden Carolinen nicht zeigen, was sie verliert, indem sie der Berufung ihres Glückssterns folgt: Sie werden das Opfer, welches das gute Kind nicht ohne Kampf jetzt ihrer Familie bringt, nicht erschweren durch eine zwecklose Scene wilder Leidenschaft! Sie werden einstweilen resigniren und auf spätere Zeiten hoffen . . . ."

— „Halten Sie mich doch nicht für einen Schwachkopf, Comtesse!" fiel er ihr bitter in's Wort. „Ist Caroline einmal meinem Vater vermählt, so ist sie für mich auf immer verloren, denn selbst wenn mein hochbetagter Vater stürbe, kann ich doch nicht seine Wittwe heirathen! . . . ."

„Und warum nicht, mein Prinz?" fragte die Ferneck. „Was gibt es noch, das ein Fürst sich nicht erlauben dürfte? Kaiser

und Stände werden in Alles willigen, was sie nicht mehr ändern können, und sollten Sie verzweifeln, in Ihren Erblanden einen Geistlichen zu finden, der eine solche Ehe einsegnete?"

— „Bah, das geht nicht! Daran glauben Sie selber nicht, Comtesse!"

„Und warum nicht? — Aber freilich denke ich noch nicht so weit. Ich glaube und hoffe, das Leben werde Sie bald auf andere Gedanken bringen, Carolinens Bild allmählig in Ihnen abschwächen und es zuletzt zu einem jener unvergeßlichen stillen Herzensgeheimnisse gestalten, welches wir alle mehr oder minder als die poetischen Ideale und Erinnerungen unseres Lebensfrühlings aus der Jugend hinüber nehmen in die nüchternen, reiferen Jahre."

— „Gehen Sie mir mit solchen Schäfergedanken, Gräfin!" versetzte der Prinz unwillig. „Ich bin nicht zu derlei Sentimentalitäten angethan. Ich liebe Carolinen und werde sie nicht mehr loslassen, trotz allen tausend Teufeln. Daß man sie mir nehmen will, reizt nur noch meinen Widerstand, und wenn mein Vater grausam genug ist, mir meine Liebe zu stehlen ...."

„Um's Himmels willen, mein Prinz! was freveln Sie! Wie kann ich Ihnen bei solchen Drohungen erlauben, Carolinen zu sprechen?"

— „Sie werden es mir nicht mehr zu wehren im Stande seyn," versetzte der Prinz und ergriff die Klingel auf dem Tische, die er tüchtig rührte. „Geh' hinüber zu dem gnädigen Fräulein Geiler von Kaisersheim und melde ihr daß die Frau Oberhofmeisterin sie noch auf eine Viertelstunde zu sprechen wünscht, und zwar in einer dringenden Angelegenheit," herrschte Ludolph dem eintretenden Lakaien zu. „Bestätigen Sie es ihm, Comtesse, und befehlen Sie ihm ausdrücklich, daß er meiner nicht erwähne!"

Die Ferneck war so überrascht, daß sie nur bedeutsam nickte. „Um's Himmes willen, Prinz! was haben Sie vor?"

„Meinen eigenen Weg zu gehen, Gräfin! ich traue Euch Allen nicht! Hinter Eurem Lächeln und Grinsen und Eurer Unterwürfigkeit lauert der eigene Stolz und die Selbstsucht und die Falschheit. Ich sehe ein, daß ich überwunden bin und mich in das ergeben muß, was ich nicht ändern kann; allein ich weiß auch, daß ich auf keine Freundschaft, keine Hülfe außer mir rechnen kann, und deßhalb stelle ich mich nun auf meinen eigenen

selbstsüchtigen Standpunkt. Ich werde mit Carolinen eine Unterredung ohne Zeugen haben, Frau Gräfin, — eine letzte Unterredung, dann mag das Unabwendbare geschehen! Wollen Sie mich daran hindern, so zwingen Sie mich zu einem Schritte, der vielleicht uns Alle unglücklich macht!"

— Wohlan, so haben Sie Ihren Willen, mein Prinz! aber Sie allein tragen die Verantwortung dafür!"

Bald darauf trat Caroline ein. Sie schien sich dieser Einladung nicht versehen zu haben, denn sie war schon im Hauskleide. Ein weißes weites Gewand umhüllte zwanglos ihre schöne Gestalt und ein kleines Häubchen umschloß das reiche, nun des entstellenden Modeschmucks beraubte Haar; ein dunkler Shawl umrahmte die Büste und ward von den weißen tadellosen Armen über der Brust zusammengehalten. Sie war eine reizende Erscheinung, und hatte trotz der Aehnlichkeit mit der Weißen Frau doch nichts Gespenstiges.

„Bon soir, ma chère tante! Nun, was hast Du mir noch so Dringendes mitzutheilen?" rief sie mit ihrem fröhlichsten Tone und flog an den Hals der Tante.

„Seine Durchlaucht der Prinz Ludolph wünscht Dir Lebewohl zu sagen, ehe er auf immer in das Ausland geht," erwiderte die Gräfin, auf den Prinzen deutend, der hinter dem Kaminschirme hervortrat; dann entfernte sie sich.

Caroline war bei Ludolph's Anblick zusammengebebt, und der giftige Blick, welchen der Prinz auf die Gräfin warf, vollendete ihre Verwirrung. „Mein Prinz! . . . ." stammelte sie.

„Caroline!" sprach er und legte seinen seelenvollsten Ton in diese Worte. „Du weißst, daß ich Dich liebte, und Du konntest mich so verrathen?"

— „O mein Prinz! ich verdiene diesen Vorwurf nicht!" gab sie lebhaft zur Antwort. „Ich bin unschuldig — willenlos und unbewußt habe ich einem Abkommen mich fügen müssen, dessen glänzende Aussichten doch mein Herz nicht betäuben können! O mein Prinz, erschweren Sie mir das Unvermeidliche nicht durch unverdiente Vorwürfe!"

„Caroline, liebst Du mich wirklich? Hast Du mich je geliebt?"

— „Wozu diese Fragen, Ludolph, deren Beantwortung nun Frevel wäre?" stammelte sie; „fragen Sie Ihr eigenes Herz!"

„Dank, Dank, mein Mädchen!“ sagte er und zog sie an sich. „Wenn ich Deine Gefühle für mich nach denjenigen bemesse, die ich hier für Dich hege, so kann uns keine irdische Gewalt mehr trennen. Du bist und bleibst mein, und selbst Dein Jawort vor dem Altare, das Dich zu meiner Mutter macht, soll Dich mir nicht entreißen. Ich lasse Dich nicht mehr, und ich schwöre Dir, daß ich nie eine Andere heirathen will, weil sie Dich mir geraubt haben. Ich werde Dir schreiben, und wir wollen geistig einander angehören, wenn man uns auch für jetzt trennt . . . .“

— „Mein Prinz, ich beschwöre Sie! retten Sie sich!“ rief die Gräfin durch die Thüre herein; „Seine Durchlaucht ist auf dem Wege hieher! Flüchten Sie sich über die Domestikentreppe!“

Der Prinz erschrack und verlor die Fassung. Mit einem wilden Ungestüm drückte er die halbohnmächtige Caroline an seine Brust und einen heißen Kuß auf ihre Wangen, dann lehnte er sie in ein Sopha, griff nach Hut und Mantel und stürzte hinaus. Sobald er fort war, kam die Gräfin herein und verriegelte die Thüre.

„Erhole Dich, meine Liebe!“ sprach sie, Carolinens Hand ergreifend und fuhr ihr über die Schläfe. „Es gab kein anderes Mittel, um diesen Tollkopf zu verjagen und Schwüren vorzubeugen, welche er Dir abverlangt haben würde. Ich konnte es nicht verhindern, daß er Dich hieher beschied. Hinfort aber gib ihm unter keiner Bedingung mehr ein Stelldichein und nimm keinen Brief von ihm an, so lange Du nicht vermählt bist, und hernach wirst Du im Stande seyn, Dich seiner Zudringlichkeit zu erwehren.“

— „O beste Tante, welch ein unseliges Verhältniß!“ jammerte Caroline. „Diese unnatürliche Heirath ist noch mein Tod!“

„Nur Muth, Lina! blos der Brautstand hat solche Aengsten und Aufregungen. Kehrst Du erst vom Altar zurück, so findet sich von selbst jene Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, die Dich lehren werden, Idstein und dem Prinzen gegenüber zu treten. Diese Kaltblütigkeit erlernt erst die Frau. Und dann kostet ja nur die erste Begegnung Mühe; später gibt sich alles von selbst. Für den Prinzen ein mütterliches Wohlwollen, für Idstein entweder eine herzliche Freundschaft, wenn er vernünftig

ist, oder ein kaltes Nichtbeachten, wenn er schroff ist — so kommst Du über Alles hinweg, mein Kind, und wo Du nicht ausreichst, bin ich Dir zur Seite, und es stehen Dir alle möglichen Mittel zu Gebot, um die störenden Persönlichkeiten zu beseitigen."

16.

Nach der Vermählung.

Die Vermählung des sechzigjährigen Fürsten Johann Heinrich mit dem jungen Fräulein Caroline Geiler von Kaisersheim war trotz allem Aufsehen, welches eine solch ungleiche Verbindung im In- und Auslande erregt hatte, vollzogen worden, und die junge Gemahlin des alten Herrn hatte unter dem Namen einer Baronesse Thannheim nun ihre Gemächer im Schlosse von Waldau bezogen. Die Gräfin Ferneck hatte ihr Ziel erreicht und feierte den Triumph, nun auf einmal für die einflußreichste Person am Hofe, ja vielleicht im ganzen Lande zu gelten. Ob auch Caroline ganz glücklich war, wagen wir nicht zu sagen. Vielleicht hatte die Befriedigung ihres Ehrgeizes und Stolzes, sowie der Reiz der Neuheit sie noch nicht ganz zum Nachdenken über sich selber kommen lassen, und sie hatte noch keine Frage hierüber an sich gethan. Vielleicht auch gehörte nicht eben viel dazu, um sie zu befriedigen; vielleicht waren Eitelkeit und Ehrgeiz die vorherrschenden Leidenschaften bei ihr und übertäubten die etwaigen Forderungen des Herzens und Gemüthes. Genug, sie verrieth vorerst noch keine Spur davon, daß sie irgend etwas entbehre, und jedermann in ganz Waldau war darüber einig, daß die Baronesse Thannheim die reizendste Frau von der Welt sey und daß die Durchlaucht gar keine bessere Wahl hätte treffen können.

Prinz Ludolph war einer der emsigsten, welche dieß anerkannten; er begegnete unter all' seinen Geschwistern am augenfälligsten der Stiefmutter mit einer gewissen respektvollen feierlichen Freundlichkeit, in welcher sich Zurückhaltung und Gefügigkeit in die unabänderliche Gewalt der Thatsachen paarten, und er erschien hiedurch Vielen räthselhaft, welche um seine früheren Huldigungen gegen das Hoffräulein v. Kaisersheim wußten. Nur zwei Personen täuschte er nicht: die Baronesse Thannheim selbst

und die Oberhofmeisterin. Caroline fühlte es ordentlich, wie glühend zuweilen seine Blicke auf ihr hafteten, wenn Ludolph sich unbemerkt wußte, und die Gräfin war im Stillen voll Sorge, weil sie durchaus noch nicht errathen konnte, was der Prinz mit diesem gemessenen Betragen eigentlich im Schilde führe.

Die unerwartete Rückkehr des Prinzen von seiner Brautschau hatte merkwürdigerweise das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn nicht gestört. Der Fürst hatte sich mit der Erklärung zufrieden gegeben, daß Ludolph gar keine ausgesprochenen Sympathieen für die beiden Prinzessen von A. in sich gefühlt, dagegen um so deutlicher erkannt habe, wie wenig Freude am A.'schen Hofe die Nachricht von der unstandesgemäßen Verbindung Johann Heinrich's errege und wie ungünstig dieser Zwischenfall, trotz aller offiziellen Gratulationen und Betheurungen des Gegentheils, den Heirathsplanen des Prinzen seyn würde. Auch die dem jungen Idstein gegebene Entlassung ward dem Prinzen Ludolph unter den obwaltenden Umständen nicht so sehr zum Vergehen gegen die väterliche Autorität angerechnet, wie es vielleicht sonst geschehen wäre, wo den fürstlichen Vater minder tiefgehende Empfindungen und Interessen beherrschten. Der Fürst hatte sich damit begnügt, Ludwig v. Idstein wissen zu lassen, daß er einstweilen zur Disponibilität für anderweitige Verwendung bei Hofe oder im Staate gestellt sey.

Ludwig lebte inzwischen bei seinem Vater auf dessen Gut im Rheingau, und suchte den Schmerz zu verwinden, welchen ihm Carolinens Untreue geschlagen hatte. Die Liebe war entschwunden, aber die Treulose zu hassen vermochte er nicht. Er konnte noch nicht einmal gleichgültig gegen sie seyn, denn er hielt ihre Treulosigkeit noch nicht für überlegte Absicht, sondern nur für große Schwäche. Mit richtigem Instinkt maß er die Sinnesänderung Carolinens nur den Einflüssen und Einflüsterungen der Tante bei, und beschuldigte in seinem Herzen nur diese der ehrgeizigen Pläne. Dagegen theilte er seines Vaters Abneigung gegen den Obristlieutenant und die Gräfin Ferneck; denn wenn der Kammerherr v. Idstein auch in der Vereitelung dieser Verbindung im allgemeinen nur ein Glück sah, so nahm er die Sache doch ernstlicher, weil sein Stolz sich dagegen empörte und weil ihm nicht entging, wie erschütternd dieses Ereigniß wenigstens anfangs auf Ludwig wirkte. Ein schleichendes Siechthum, mit welchem der Kammerherr schon seit

länger kämpfte, ward durch dieses Ereigniß verstärkt, und die gegenseitigen Wahrnehmungen von Vater und Sohn über ihre Stimmung und die sichtliche Störung ihres Wohlbefindens ließen Ludwig einigermaßen seinen Liebeskummer vergessen über der Besorgniß um das Leben des Vaters, und legten diesem andere Gedanken und Pläne wegen Ludwig's Zukunft nahe.

Früher hatte der Kammerherr v. Idstein für seinen Sohn nichts dringenderes gewünscht, als daß derselbe im Hof= oder Staatsdienst (beide waren ja damals identisch) eine glänzende Carriere mache. Jetzt suchte er ihn für das zu gewinnen, was Ludwig selbst früher gewünscht hatte, für die friedliche anspruchslose Existenz eines Landedelmanns, der seinen Kohl baut und seine Reben pflegt. Allein ein seltsamer Widerspruch und Conflikt zeigte sich jetzt zwischen den Plänen von Vater und Sohn. Jenes friedfertige Daseyn auf der eigenen Hufe mochte Ludwig nur an der Seite Carolinens so verführerisch erschienen seyn. Dem wunden verrathenen Herzen bereitete nunmehr vielleicht gerade die Erinnerung an diese vereitelten Glücksträume und Ideale Kummer, und er scheute deßhalb vor dem Aufenthalt auf dem wunderschön gelegenen aber einsamen Landgute zurück, obschon er sich vorerst denselben sehr gut nutzbar zu machen wußte. Ludwig hatte nämlich nicht nur seine ernsteren Studien wieder aufgenommen und lag mit einem großen Eifer denselben ob, sondern er widmete auch einen Theil seiner Muße einem intimern Briefwechsel, den er mit verschiedenen Freunden und Bekannten anknüpfte, namentlich mit Dahlbenden, mit dessen Landsmann Sundbye und mit dem Prinzen Heinrich, welcher bekanntlich von jeher eine große Zuneigung zu dem jungen Idstein gehegt hatte. Dieß alles hätte einem aufmerksamern Beobachter, als der Kammerherr v. Idstein war, verkündet, daß Ludwig sich mit geheimen Plänen trug, deren Ausführung er vorerst nur noch verschob, weil ihm die Zeit nicht günstig genug dazu erschien, oder weil er sie nicht schnell genug auszureifen vermochte.

Und so war es auch in der That: der junge Idstein trug sich mit Plänen, wie er an den Hof von Waldau zurückkehren könne, um als lebendiger Vorwurf, als finsterer Mahner täglich vor den Augen der Baronin Thannheim zu erscheinen und sie an ihre gebrochenen Schwüre zu erinnern, ihr die Folge ihrer

treulosen Schwäche in's Gedächtniß zurückzurufen. Aber er wollte sich zugleich auch eine Stellung daselbst erschwingen, welche ihn möglichst unabhängig erscheinen lasse, und ihn unter dem Schutze des Völkerrechts vor allen Hofintriguen sicher stelle, die Caroline oder ihre Tante möglicherweise aufbieten möchten, um ihn zu entfernen. Als das parateste Mittel hiezu erschien Ludwig die diplomatische Laufbahn, auf welche er sich jetzt vorbereitete und der seine Studien in der ländlichen Einsamkeit galten. Sein Zweck ging dahin, in einem der kleinern deutschen Nachbarstaaten Dienste zu nehmen, und es zu erzielen, daß er als Geschäftsträger oder diplomatischer Agent an den Hof von Waldau geschickt werde. Der Hof von A. schien ihm ganz besonders geeignet zu seyn, um dort für seine Projekte Fuß zu fassen, welche er seinen Freunden allmählig mittheilte, und welche auf diese Weise auch zur Kunde des Prinzen Heinrich kamen. Dieser fühlte sich zwar längst in einer aufrichtigen Bewunderung der geistigen Vorzüge des Charakters und der seltenen Bildung des jungen Herrn v. Idstein zu diesem hingezogen, und er vermißte Ludwig sehr, allein in dem Charakter des Prinzen paarten sich eine gewisse sanguinische Hast im Wünschen und eine große Schüchternheit und Trägheit im Ausführen dieser Wünsche mit einem Mangel an Thatkraft, der nur einem äußern Impulse wich. Prinz Heinrich beklagte es laut und in der Stille, daß die Talente seines jungen Freundes einem fremden Staate zukommen sollten, allein er fand den Muth nicht, mit seinem durchlauchtigen Vater zu reden und für Idstein eine passende anderweitige Verwendung nachzusuchen, nicht eher als bis ein Anstoß von außen ihn dazu drängte. Dieß geschah folgendermaßen.

Die Langeweile war nach dem kurzen Intermezzo der fürstlichen Vermählung und der dadurch hervorgerufenen Gerüchte und Feste an dem Waldauer kleinen Hofe in verstärktem Maße eingezogen. Fürst Johann Heinrich zog sich mit seiner jungen Gemahlin in den engsten Familienkreis zurück, und seine schon erwachsenen Kinder fühlten sich gelangweilt und unangenehm berührt von dem Zwange, Zeugen der späten Zärtlichkeit ihres greisen Vaters gegen eine so junge Stiefmutter seyn zu müssen. Allerdings mißbrauchte die Baronin Thannheim anfänglich die Vortheile ihrer Stellung gegenüber von ihren Stiefkindern nicht; allein da die drei Prinzen und die Gemahlin des Erbprinzen älter

waren als Caroline, so schlich sich unwillkürlich und unmerklich doch eine gewisse Spannung und peinliche Unbehaglichkeit der Stimmung gegen die junge Mutter bei ihnen ein, und da Caroline sich vorerst gezwungen sah, im stetem Tête-à-Tête mit ihrem Gemahl zu verbleiben, so konnte auch sie nichts dazu beitragen, die allgemeine Langweile, die ihrem eigenen lebhaften Geiste und Temperamente so drückend und abspannend seyn mochte, zu verbannen. Der Winter war ohnedem eingebrochen, und man sehnte sich um so mehr zurück nach den geselligen Vergnügungen des Hofes vor der Vermählung des Fürsten, je lebhafter man fühlte daß bei dieser nach Alter und Stand so ungleichen Ehe des Fürsten die frühere Zwanglosigkeit nicht mehr wiederzubringen sey.

Indessen fand sich allmählig doch ein Ausweg: es bildete sich ein junger Hof im Gegensatz zu dem alten. Die jüngere Generation schaarte sich um den Erbprinzen und seine Gemahlin, und um den Prinzen Heinrich und die älteren Prinzessinnen, und in aller Stille und Heimlichkeit war man im linken Flügel des Schlosses, in den Gemächern des Erbprinzen en petit comité weit vergnügter, als drüben in den prächtigern selten geöffneten Festinsälen.

„Ach, wir sollten eben wieder eine Theatergesellschaft gründen!“ sagte eines Abends die Erbprinzessin in ihrem Salon, wo der „junge Hof“ beinahe ganz versammelt war. „Wir könnten hier in aller Stille allwöchentlich ein- oder zweimal kleine Comödien und Sprüchwörter aufführen.“

Der Vorschlag fand Beifall, aber man beklagte die Abwesenheit des besten Schauspielers der früheren Truppe, des Junkers Ludwig v. Idstein, der nicht so leicht zu ersetzen seyn dürfte.

„Ja,“ sagte Prinz Heinrich, „wir haben viel an dem Chevalier verloren; er wird in allen Stücken mehr oder weniger vermißt, denn er war unstreitig eine der Stützen unseres Cirkels. Bruder Ludolph hat uns zu wenig Dank verpflichtet, indem er ihn entließ. Anständigerweise kann er nun mit dem besten Willen nicht mehr an den Hof zurückkehren.“

„Im Gegentheil, Herr Bruder,“ erwiderte Ludolph; „er könnte mit schicklicherer Weise als jemals zurückkehren, denn er nahm selbst seine Entlassung bei mir, und wir schieden in größter Minne und bestem Einvernehmen, denn die Trennung war am Ende beiden willkommener als ein gespanntes Zusammenleben.

Unsere Versöhnung war so vollständig, daß wir uns ohne jeden Zwang wieder begegnen können, und ich weiß Idstein's gute Qualitäten so bereitwillig zu schätzen, wie irgend jemand in diesem Kreise. Ueberhaupt," fügte er mit einiger Gereiztheit hinzu, „überhaupt ist es für mich nachgerade sehr unangenehm, daß das Motiv seines Rücktritts nicht allgemeiner bekannt ist, zumal ich demselben ganz fremd bin und mit größstem Unrecht dafür angesehen werde, als hätte ich den Anlaß dazu geboten."

„Und darf man wissen, was denn die wirkliche Ursache dazu abgab, daß der Chevalier seine Entlassung nahm?" fragte die Erbprinzessin.

— „Ich wünschte zwar eher, daß der Chevalier dieselbe bezeichnet hätte," versetzte Prinz Ludolph; „allein da die Thatsache mehrfach bekannt ist, so kann ich sie auch ohne Indiscretion nennen: der Chevalier Idstein ist von hier weggegangen wegen — wegen einer unglücklichen Liebe."

„Mit wem?" fragte man allgemein.

— „Das weiß ich nicht," entgegnete der Prinz mit einem zweideutigen Lächeln. „Ich weiß nur so viel, daß er keine Aussicht hat, seine Dame zu heirathen."

Man wollte den Prinzen veranlassen, sich hierüber näher auszusprechen: allein er weigerte sich dessen und geberdete sich gleichwohl, als ob er reden könnte, wenn er nur wollte. Man erging sich in Vermuthungen, und bezeichnete bald diese, bald jene junge Dame, und doch trafen keinerlei Beweismittel und Anzeichen zu.

Die älteste Tochter des Erbprinzen, welche wir schon bei Gelegenheit des Liebhabertheaters unsern Lesern vorgeführt haben, die Prinzessin Elise allein hatte an diesem Gespräch keinen Antheil genommen, obwohl sie bei der Erwähnung der unglücklichen Liebe rasch die Farbe gewechselt und ihr Herz laut pochen gefühlt hatte. „Glauben Sie wirklich, Herr Major, daß mein Bruder die Wahrheit gesagt hat?" fragte sie nach einer Weile leise Herrn v. Sundbye, der neben ihr saß. „Ist wirklich eine vergebliche Liebe Schuld daran, daß Herr v. Idstein uns in der letzten Zeit so verstört und düster erschien?"

„Ich vermuthe es, Prinzessin," erwiderte Sundbye. „Doch mag nicht so fast die Erfolglosigkeit seiner Werbung ihn unglücklich gemacht haben," setzte er mit einem festen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Prinzessin, deren Bewegung ihm nicht ent-

gangen war, hinzu, — „als vielmehr der Verrath, welchen ein Herz an ihm beging, das er aufrichtig geliebt hat."

Die Prinzessin erschrack. „Wie soll ich dieß verstehen?" flüsterte sie. „Wer ist die Dame, die ihn verrieth? ist sie...."

„Sie ist nun verheirathet," erwiderte Sundbye. „Sie hat eine günstigere Parthie gemacht, als der Junker trotz seines nicht unbedeutenden Vermögens zu seyn schien."

Mittlerweilen waren verschiedene Stimmen hörbar geworden, welche ein solches Unglück in der Liebe nicht für unheilbar ansehen und darin keinen genügenden Grund erkennen wollten, daß ein Mann von Idstein's Alter und Fähigkeiten sich vom Hofe zurückziehe, und man kam überein, es sollte etwas geschehen, um Ludwig wieder an den Hof zurückzuführen. „Wir können ihn nicht missen," sagte die Erbprinzessin; „er muß zurückkommen, und bald, und die Prinzen selbst müssen die Hand dazu bieten!" Und nun entstand die Frage, welcher von den Prinzen sich zum Vermittler bei Idstein und welcher zu seinem Fürsprecher bei dem Fürsten sich aufwerfen sollte.

Prinz Heinrich theilte nun mit, was für Pläne Idstein bezüglich seiner Zukunft hege und meinte, diesen Projekten gemäß werde eine Vermittelung nicht erfolgreich seyn.

„Euer Liebden wollen mir die gegentheilige Behauptung zu gut halten," sagte Sundbye. „Soviel ich weiß, ist jenes Projekt Idstein's nur Mittel zum Zweck, hieher zu kommen, also jedenfalls ein längerer Umweg gegenüber von einer etwaigen direkten Berufung hieher. Der Chevalier wird gern dem Rufe folgen, der an ihn ergehen würde."

— „Dann bin ich dafür, daß einer meiner lieben Brüder an ihn schreibe," sagte Prinz Ludolph, der es rathsamer finden mochte, seinen Gegner unter den Augen zu haben. „Ein Mann von seinen Fähigkeiten sollte dem Vaterlande erhalten werden."

„So werde ich ihm schreiben und mein Bruder Johann soll bei unserm durchlauchtigen Vater um eine passende Stelle für ihn bitten," sagte Prinz Heinrich.

— „Stehen Sie im Briefwechsel mit Herrn v. Idstein, Herr Major?" fragte die Prinzessin Elise Herrn v. Sundbye leise.

„Zu dienen, Euer Liebden; wir schreiben uns zuweilen."

— „Nun denn, so haben auch Sie die Gewogenheit, Herrn

von Idstein zu melden, wie sehr wir alle hier an seinem Schicksal Antheil nehmen, und versichern Sie ihm, daß wir uns aus Kräften bemühen werden, durch unsere Sympathie die Wunden zu heilen, welche ihm vom Leben geschlagen worden sind. Schreiben Sie ihm dieß von mir ausdrücklich."

Sundbye versprach es, und hielt seine Zusage. Sein Brief langte gleichzeitig mit demjenigen des Prinzen Heinrich an, worin dieser bei Idstein anfragte: ob Ludwig geneigt wäre, sich passend in Waldau'schen Diensten verwenden zu lassen und an den Hof zurückzukehren, in welchem Falle die geeigneten Schritte für ihn bei Hofe geschehen sollten. Ludwig bejahte alsbald; die Mittheilungen Sundbye's mochten eine Hoffnung in ihm angeregt haben, die ihn spornte. Des Erbprinzen Fürbitte drang bei dem Fürsten durch, und Heinrich sagte seinem jungen Günstling die erste beste Stelle zu, und bestätigte den Vorschlag des Erbprinzen, den jungen Idstein zum Oberhofmeister der Erbprinzessin zu ernennen. Der Minister von Adelsberg schien weniger eilig, den jungen Mann in Staatsdiensten anzustellen. Er wußte um Ludwig's frühere Beziehungen zu der nunmehrigen Baronin Thannheim, und wollte den jungen Mann nicht eher anstellen, als bis er wußte, ob es auch der Gemahlin des Fürsten genehm war, ihren früheren Verlobten am Hofe zu sehen. Er ergriff daher die erste beste Veranlassung, der Baronin anzudeuten, daß der Chevalier Idstein einen Dienst suche. Caroline schien von dieser Nachricht gar nicht erschreckt zu werden. — Er liebt mich noch, dachte sie; er kann nicht von mir lassen. Sein Groll ist gewichen, und er sucht meine Nähe. Ich will ihn wenigstens zu meinem Freunde gewinnen.

„Was für ein Amt können Sie ihm geben, Excellenz?" fragte sie den Minister lebhaft.

— „Es sind mehrere Amtmannsstellen erledigt, auf denen er sich ein hübsches Vermögen verdienen könnte und die ihn den größten Theil des Jahres hindurch auf seinem Amtssitze festhalten würden," entgegnete Adelsberg; „es wäre sogar leicht zu arrangiren, daß er niemals in die Residenz käme."

„Im Gegentheile, Excellenz! Sie sollten einen solchen Cavalier hieher berufen," sagte die Baronin. „Idstein ist ein Mann von Verdienst, und ich würde es mit dem größten Dank anerkennen, wenn meine Fürsprache bei Ihnen ihm förderlich

seyn könnte. Ich will ihm wohl, und wünschte als seine uneigenützige Freundin ihm den Weg zu den höchsten Stellen zu ebnen."

— „Euer Gnaden dürfen überzeugt seyn, daß ich stets die Hand dazu bieten werde, einen solchen Mann auf eine seinem Verdienst entsprechende Weise zu verwenden," erwiderte der Minister. „Was halten Euer Liebden von einer Stelle als Kammerassessor? Dieß würde Gelegenheit geben, des jungen Mannes Avancement ganz in das hohe Belieben Seiner Durchlaucht zu legen. Herr v. Idstein kann in Jahresfrist Kammerrath, und dann später Geheimer Rath werden."

„Ich will Ihrem Scharfblick und Ihrer Gerechtigkeit nicht vorgreifen, Excellenz," sagte die Baronin Thannheim; „allein rechnen Sie auf meine dankbare Anerkennung für alles, was Sie für meinen Jugendfreund zu thun im Stande sind!"

Acht Tage später stellte sich der neue Kammerassessor seinem Fürsten vor und dankte mit inniger Rührung für diesen Beweis des allerhöchsten Vertrauens. Er maß diese ehrenvolle Berufung der wohlwollenden Verwendung der beiden älteren Prinzen bei, und nahm die ihm so dargebotene Stellung nur mit dem aufrichtigen Gelübde an, sich derselben durch gewissenhafte Erfüllung würdig zu zeigen. Es bedrückte ihn schon einigermaßen der Gedanke, daß er ein solches Amt weniger dem eigenen Verdienst als der Gunst verdanke; aber wenn er gewußt hätte, wessen Gunst er gerade diese Stelle zu verdanken gehabt, so hätte er sie sicher auf die uneigennützigste Weise abgelehnt, um Carolinen zu nichts verpflichtet zu seyn. Seinem Herzen aber wie seiner jugendlichen Eigenliebe gewährte der Empfang, den er von Seiten des jungen Hofes fand, eine ungemeine Befriedigung.

17.

Ein leeres Herz.

An einem trüben Winternachmittage saß die Baronin Thannheim allein am Fenster ihres eleganten Salons im rechten Flügel des Waldauer Residenzschlosses. Der Winter hatte draußen sein Schneegewand über die flache Landschaft gebreitet; der Schnee

wirbelte in großen Flocken herab und trübte noch mehr den lichtarmen grauen Tag. Im Lehnstuhle ruhend, schaute Caroline nachdenklich hinaus in den kahlen beschneiten Schloßgarten, und ihr Auge — theilnahmslos für den Glanz der sie im Innern ihrer Gemächer umgab — haftete draußen auf den kahlen Bäumen und ihrem Schneeschmuck, und den trüben Wolken, deren Düsterkeit ihre eigene Stirne widerzuspiegeln schien.

Noch war ihre Ehe erst so jung und doch lag es wie ein Alp auf Carolinen in Folge einer innern Leere und Unbefriedigung. Aller Glanz ihrer Stellung, aller Kitzel des Ehrgeizes konnte doch dieses so lebhaft fühlende Herz nicht zufrieden stellen, und die steife Würde ihres Ranges schien den Frohsinn aus ihrem Gemüthe verscheucht zu haben. Ueber ihren schönen Augen hing es wie eine Art Schleier, und die Brust hob sich unwillkürlich mit einem leisen Seufzer. Es war eine der ersten Stunden der Einsamkeit, welche sie seit ihrer Vermählung genoß, und sie hatte sich dieselbe nur durch eine Unwahrheit erkauft, durch vorgeschützte Migräne. Was für Gedanken mochten ihr in diesem Augenblick durch die Seele ziehen?

Caroline dachte an ihn, den sie durch ihr Fürwort gehoben hatte. Seit vier Tagen schon in Waldau, hatte er sich ihr noch nicht vorgestellt. Geschah dieß, weil er ihr grollte, oder weil er sich vor einem Wiedersehen fürchtete? Ach, sie hoffte und wünschte das letztere, denn ihr Herz konnte gegen ihn noch nicht gleichgültig seyn. Sie hatte seit den Tagen ihres Hoflebens schon viele Männer gesehen und beobachtet, und manchen kennen gelernt, welcher an äußeren Gaben Ludwig v. Idstein übertraf, aber um gerecht zu seyn, mußte sie sich gestehen, daß sie noch keinen Mann getroffen hatte, der ihm an inneren Vorzügen des Geistes und Charakters überlegen war. Bei keinem Einzigen hatte sie diesen Enthusiasmus für das Gute und Schöne, für alles Erhabene und Edle so namhaft gepaart gefunden mit einer Festigkeit des Willens, einer zähen Ausdauer, einer klassischen Ruhe und Kaltblütigkeit in entscheidenden Augenblicken, einer unerschrockenen Geradheit, Offenheit und Gerechtigkeit, welche sich in Wort und That, gegen Hoch und Niedrig kund gab. Er suchte im Aeußern nicht jene ostensible Ritterlichkeit, wie so viele seiner Standesgenossen, aber er war durch und durch ein Mann von ritterlichster Gesinnung und That.

Dieß Alles sagte sie sich jetzt, wo ihr Herz sich vergebens sehnte nach einem Stützpunkte, an den es sich anlehnen, nach einem Etwas, welches dasselbe erfüllen konnte, — jetzt wo sie sich so leer, so nüchtern, so theilnahmlos und einsam fühlte und wo er ihr vorerst verloren war — jedoch, wie ein Dämon der Selbstsucht in irgend einem tiefen verborgenen Winkel ihres Herzens flüsterte: nicht für immer verloren. „Ja," flüsterte die Stimme dieses Dämons, und ward in ihrer Seele immer lauter, so laut daß sie alle anderen Gedanken Carolinens übertönte, „mein Gemahl ist alt, er kann nicht allzu lange mehr leben, und dann bin ich Wittwe und freie Herrin meines Schicksals. Und wann alsdann Ludwig mich noch liebt? . . . . Jenun, ich werde ihn noch lieben, ich — ich, ich will ihm im Herzen meine Liebe und Treue bewahren! . . . . Treue?!" wandte dann eine andere leise Stimme, die des Gewissens, ein: „heißt es Treue bewahren, wenn man ein Gelübde bricht?" Und mit leisem Weinen vergrub sie ihr Gesicht in den von Brillantreifen glitzernden Händen.

Da pochte man an der Thüre, und herein trat auf die Erlaubniß der Kammerdiener und brachte auf dem Silberteller zwei Visitenkarten von Besuchen, welche abgewiesen worden waren wegen der angeblichen Unpäßlichkeit der Frau Baronin. Caroline nahm mit einem trägen Schmachten die beiden Karten und warf einen gleichgültigen Blick darauf. „Guillaume Baron d'Adelsberg, Ministre, Chef du cabinet etc.," las sie auf der einen, und warf sie mechanisch in den japanischen Porzellankorb auf dem Consoletische. Aber ein Blick auf die zweite Karte genügte, um diese Maske languissanter Vornehmheit zu zerreißen.

„Wann war der Kammerassessor v. Idstein hier?" rief sie aufspringend und schüttelte die andere Karte in einer nervösen Aufregung vor dem Gesicht des Dieners.

— „Er geht so eben wieder, Euer Gnaden; er kann noch nicht aus dem Schlosse seyn!"

„Dann eile Er, ihn wieder herbei zu schaffen. Wie konnte Er wagen, jemand abzuweisen, ohne daß ich es ausdrücklich befohlen habe?"

— „Aber Euer Gnaden halten zu Gnaden, die Baronin von Katzenegg hat mir ganz ausdrücklich aufgetragen . . . . . ." stammelte der Diener; aber die Baronin Thannheim ließ ihn nicht vollenden.

„Frau v. Katzenegg ist eine vermessene, eine eigenmächtige Närrin!“ rief sie laut genug, um von ihren beiden Damen in einem der anstoßenden Gemächer gehört zu werden. „Mochte Er abweisen, wen Er wollte, so hatte Er mit Herrn v. Idstein eine Ausnahme zu machen. Herr v. Idstein wird niemals abgewiesen, passirt ungemeldet bei mir aus und ein, versteht er mich? Und nun beeile Er sich, den Herrn Kammerassessor mir sogleich zur Stelle zu schaffen! Sag' Er ihm, daß Er sich geirrt habe und daß ich den Herrn Assessor erwarte . . . . sag' Er ihm meinetwegen, was Er will, nur schaff' Er ihn mir sogleich zur Stelle, wann Ihm an meiner Gnade etwas gelegen ist . . . .“

Der Kammerdiener flog ordentlich hinaus, und Caroline ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und hielt sich den glühenden Kopf. Ludwig war dagewesen, während sie an ihn gedacht hatte; vielleicht hatte ein Zug des Herzens ihn herbeigeführt, ein Echo ihrer eigenen Sehnsucht in seiner Brust. Er war unter einem banalen Vorwand abgewiesen worden und vielleicht verletzt hinweggegangen, um lange, lange nicht wieder zu kehren. Das konnte sie nicht zugeben; ihre eigenen Empfindungen für ihn plaidirten allzu heftig dagegen.

Horch, das war sein Schritt auf dem Corridor, jetzt auf dem Parket des großen Salons! Ihr Herz hüpfte, ihre Pulse schlugen mächtig, jetzt trat der Diener wieder ein, um ihn zu melden.

„Willkommen, willkommen,“ stammelte die Baronin Thannheim, ohne die Meldung zu Ende zu hören, mit einer ungeduldigen Handbewegung, und ihr Auge flog mit brennendem Blick nach der Thüre — ihre Wangen glühten.

Aber das war nicht mehr der Junker Idstein von ehedem, der seiner theuren Caroline entgegenflog! Das war ein gemessener Hofmann, der einen ceremoniösen Besuch abzustatten hatte! Wie bleich und hager waren seine Züge, wie fest und marmorn diese Linien um den zusammengepreßten Mund, um die tief liegenden, fieberisch glühenden Augen! Gesenkten Blicks schritt er vorwärts, nachdem er die üblichen Verbeugungen gemacht und blieb in gemessener Entfernung von Carolinen stehen, die bei seinem Anblick eine peinliche Verlegenheit nicht unterdrücken konnte und deren Herz wie von einem Stich getroffen, beklommen und ohne Pulsschlag blieb.

„Euer Liebden haben die Gnade gehabt, mich rufen zu lassen!“ hub endlich Ludwig mit fester Stimme und jenem Tone feiner Artigkeit an, hinter welchem nur Kälte lauert.

— „Allerdings, Herr Chevalier! Ich ... ich wollte Ihnen mein Bedauern darüber ausdrücken, daß ein Freund irrthümlich an meiner Thüre abgewiesen ward, dessen Besuch ich schon seit drei Tagen mit .... mit Empressement entgegen gesehen habe.“

Idstein verneigte sich stumm und sah sich dann verwundert im ganzen Gemach um, als ob er erwarte, hier eine Zeugin dieses Zwiegesprächs zu finden. Es schien ihn nicht einmal angenehm zu überraschen, daß er sich hier mit der Baronin allein sah.

„Ich wollte Ihnen Glück wünschen, Herr Kammerassessor, und Ihnen meine Freude darüber ausdrücken, daß wir Sie wieder hier am Hofe sehen ... Ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich mich glücklich schätzen würde, etwas für Sie thun zu können, um eine ... eine Schuld abzutragen, die ...“

— „Lassen wir die Vergangenheit beruhen, gnädige Frau,“ erwiderte Idstein mit tiefer Stimme, die vielleicht gerade seine Bewegung verschleiern sollte. „Ich danke Ihnen aufrichtig für den Rest von Wohlwollen, welchen Sie mir erhielten; ich ehre die Gefühle, welche Ihnen diese wohlwollenden Absichten für mich eingegeben haben, allein ....“

„Allein Sie hassen mich, nicht wahr? Sie fluchen mir, weil ich schwach genug war, meine Familie so über mich verfügen zu lassen?“ fiel sie ihm mit einer Leidenschaftlichkeit in's Wort, die alle Bande der Etikette sprengte und nach Klarheit, nach Gewißheit rang. „Ludwig, Sie müssen mir grollen! Und doch bin ich nicht so schuldig als Sie vielleicht meinen!“

— „Dann um so besser für uns beide, gnädige Frau. Ich habe mich in das Unabänderliche ergeben, und hasse Sie nicht; man kann nur hassen, wo man zugleich verachten muß, und ich habe Mitleid mit Ihnen gehabt, weil ich in Ihnen nur ein Opfer Ihrer Schwäche und der Intrigue Ihrer Verwandten sah. Ich kann Ihnen nicht aufrichtig Glück wünschen zu dieser glänzenden Verbindung; aber ich wünsche, daß Ihnen dieselbe wenigstens nie zum lästigen Druck werde!“

„Sie grollen mir, weil ich Ihnen nicht einmal die Gründe

schrieb, welche gegen mich geltend gemacht wurden und deren Gewalt ich nicht widerstehen konnte!"

— „Mit nichten, gnädige Frau! die vollendete Thatsache Ihrer Verlobung bedurfte keiner Begründung mehr," versetzte Idstein kalt.

Eine lange Pause entstand. Idstein stand auf, um sich zu empfehlen. „Herr v. Idstein," sprach Caroline und ihre Wange erglühte von neuem, „gehen Sie nicht so von mir! Versichern Sie mich wenigstens Ihrer Verzeihung, Ihrer Achtung, Ihrer... Doch nein, schweigen Sie lieber, als daß Sie etwas sagen, was Ihr Herz etwa nicht fühlt, und was nur das bittere Bewußtseyn des Verlustes steigern würde, welches jetzt in dieser Stunde in mir auftaucht. Ludwig, ich war Ihrer unwürdig; Sie können mich nicht mehr achten; aber vergeben Sie mir, um mich nicht unglücklicher zu machen, als ich mich schon fühle...."

„Was Ihnen der Jugendgespiele und Freund zu vergeben hatte, ist längst verziehen," erwiderte Herr v. Idstein. „Ueber alles andere lassen Sie uns schweigen. Was können meine Gefühle Sie noch kümmern, die Sie einem Andern, meinem Fürsten, vermählt sind? Und was dürfen Ihre Empfindungen mich kümmern, Ihren Unterthan? Ein Wort von Ihnen über diesen Gegenstand ist der Bruch eines Gelübdes — ein Wort von mir ist Majestätsbeleidigung, ist Felonie. — Lassen Sie fürder uns einander fremd bleiben und die Vergangenheit in tiefstes Vergessen begraben liegen! Werfen wir beide nie einen heimlichen Blick über die Kluft, welche uns trennt!"

„Oh, Ludwig! so kalt können Sie sein, der sonst so feurig war?!"....

„Kalt und gemessen ist der Rahmen der Pflicht, Euer Liebden, und kalt und streng muß auch der Wandel derer seyn, die Anderen voranleuchten sollen von dem hohen Standort herab, auf welchen die Vorsehung sie gestellt hat. Leben Sie wohl, gnädige Frau!"

Schmerzlich bewegt, mit Thränen in den Augen wollte sie ihm die bebende Hand zum Kusse reichen, allein er zögerte, sie anzunehmen — sein scharfes Ohr hatte draußen Schritte und das Rauschen eines seidenen Gewandes vernommen, und in der That erschien in diesem Augenblicke die Oberhofmeisterin Gräfin Ferneck unter der Thüre.

„Sie hier, Herr Kammerassessor?“ rief sie demselben vorwurfsvoll und argwöhnisch zu.

— „Ja, meine Gnädige, ich bin hier, gerufen auf Befehl Ihrer Gnaden der Frau Baronin v. Tannheim Liebden,“ versetzte er kalt und mit einem finstern Blicke; „aber die Audienz ist zu Ende uud Sie finden mich im Begriffe, mich zu entfernen. Genehmigen Sie meinen Rückzug, gnädige Gräfin!“ Und nach einer höflichen Verbeugung gegen beide verließ Idstein das Zimmer.

Die Gräfin Ferneck war ganz eiferglühend. „Ma chère nièce, was muß ich hören?“ rief sie; „welche neue Unvorsichtigkeit, Deinen ehemaligen Verlobten eigens herzubescheiden und unter vier Augen zu empfangen! Quelle imprudence! wirst Du denn gar nie begreifen lernen, was Du Deinem neuen Stande schuldig bist!....“

„Erlaß mir Deine unerheblichen Vorwürfe wenigstens in dieser Stunde, wo ich ohnedem der Wucht meines Unglücks beinahe erliege!“ rief Caroline rauh und drohend. „Ich bin nicht in der Fassung, an die erbärmlichen Etikettefragen zu denken!“

— „Erbärmliche Etikettefragen!?“ wiederholte die Gräfin. „Großer Gott, welche Sprache von einer regierenden Fürstin! Und begreifst Du denn nicht, daß diese Audienz Dein ganzes Lebensglück zerstören und Dich der schlimmsten Mißdeutung aussetzen kann, da nicht unbekannt ist, daß der Chevalier Dein früherer Verlobter war?“

„Kann denn mein Lebensglück noch zerstört werden?“ rief die Baronin Thannheim heftig; „kann mir noch etwas Schlimmeres begegnen, als was schon auf mir lastet?“

— „Wenn es aber der Kabale gelänge, Se. Durchlaucht argwöhnisch, eifersüchtig zu machen und der Audienz, welche Du dem Chevalier gewährt hast eine Deutung zu geben als ob ....“

„Als ob was?!“ fuhr Caroline auf, und sie schien ganz außer sich vor Aufregung; „als ob Ludwig ebenso sehr voll Depravation wäre, wie ihr, wie die andern alle? Nun denn, so mag der Fürst mich verstoßen, und ich will unschuldig leiden, nur um die Schuld abzubüßen, die ich an Ludwig begangen habe! O Gott, könnte mir denn gerade jetzt etwas willkommeneres begegnen, als wieder frei zu seyn, frei von diesem goldenen Halsband der Etikette, die mir meine Jugend stiehlt, frei

von dem eckelhaften Zwang dieser kalten, langweiligen, entwürdigenden Ehe? .... O großer Gott, wie habe ich meine schöne Freiheit verscherzt!“

Gräfin Ferneck sah, daß dieser Schmerz, welcher Carolinen Thränen der Wuth und Verzweiflung auspreßte, kein künstlich gesteigerter, sondern die Folge der Reflexion über ihren eigenen Zustand und der Erguß eines starken, gesunden, natürlichen Gefühls war.

„Mein theures Kind, Du verkennst mich und Deine eigene Stellung. Du weißst in einem Moment innerer Unbefriedigung nicht was Du willst!“ sagte sie sanft. „Ich komme ja nur, Dich vor Unbesonnenheit zu warnen. Du ahnst noch nicht, wie glatt dieses Parket des Hofes ist, und wie viele Neider Dein junges Glück hat ....“

— „Dieses junge Glück!“ .... wiederholte Caroline mit unbeschreiblicher Bitterkeit und einem Aufblick gen Himmel.

„Man muß nicht seine nächste Umgebung brusquiren, wie Du der Baronin Katzenegg gethan hast, indem Du sie beinahe in's Gesicht eine vermessene, eine eigensinnige Närrin nanntest!“

— „Als ob dieß zu viel gesagt wäre von einer solchen leeren Larve, von einem solch hohlen Wesen, das für nichts Sinn und Gedächtniß hat als für Etikette?“ rief Caroline bitter.

„Wenn auch, mein theures Kind, so muß eine Dame auf der Höhe Deiner Stellung immer noch artig und zuvorkommend gegen solche Menschen seyn, denn sie können schaden, wo sie Gelegenheit und Schein dazu haben! — Durch Höflichkeit und Gunstbezeugungen mußt Du das Stillschweigen dieser Creaturen erkaufen, und dann kannst Du Dir alles erlauben und sie werden sich sogar noch beeifern, die dienstwilligen Werkzeuge Deiner Geheimnisse und stillen Wünsche zu seyn. Aber doppelt gefährlich und unvorsichtig war es, den Chevalier zu einem zärtlichen Tête-à-Tête einzuladen, nachdem Du zuvor Deine Hofdame, ein eitles, kopfloses Geschöpf, beleidigt hattest!“

— „Zu einem Tête-à-Tête! Wer sagt das?“ rief Caroline aufwallend. „Ist dieß eine anklagende Vermuthung, so weise ich sie mit Entrüstung von mir. Ist es ein aufmunternder Wink, so habe ich keinen Ausdruck für den Eckel, den Haß, den Ingrimm womit es mich erfüllt! — Lassen Sie mich allein, Madame! waiden Sie Ihr kaltes Schlangenherz nicht an der Qual, die

jetzt meine Seele zerreißt, und hüten Sie sich, einen Mann wie Ludwig je wieder auf das Niveau der Gemeinheit herunterzuziehen, worauf ihr alle steht! Ich fluche Dir, Tante, ich hasse Dich und euch alle, alle — ihr seyd Koth und Staub neben ihm, den ich verloren habe!" Und um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam hervorbrachen, stürzte sie mit verhülltem Antlitz in ein Nebengemach.

Gräfin Ferneck stand stumm und rathlos da, und schaute ihrer Nichte erschrocken nach. Sie begriff den Gemüthszustand Carolinens nicht, aber dieß Eine begriff sie, daß sie sich unglücklich fühlte aus Herzensleere und entwürdigt durch das Verschmähen Ludwig's, und dieß gab ihr Grund zu manchem ernsten Bedenken.

18.

Ein innerer Kampf.

Wochen und Monate vergingen, und die Langweile, welche die Baronin Thannheim umgab, wollte nicht weichen. Carolinens Herz und Leben blieben öde, eintönig; der Glanz der sie umgab, vermag ja ohnedem nicht auf die Dauer zu blenden, und wird, einmal gewöhnt, sogar lästig, weil er mit Zwang verbunden ist. Fürst Johann Heinrich begegnete seiner jungen Gemahlin mit all' der Zärtlichkeit, deren sein Herz und Wesen noch fähig war; allein gerade diese Stunden des Alleinseyns mit ihm, diese Liebkosungen und Huldigungen eines Greises, welche Caroline so hülflos dulden mußte, ohne daß ihr Herz und Temperament dabei war, ohne daß ein eigener innerer Drang sie zu jener Vertraulichkeit hinriß, welche zwischen Gatten vorhanden seyn muß, um gewisse Zustände ehelichen Beisammenlebens nicht aller Weihe und Würde zu entkleiden, waren beinahe grauenhaft für die junge Frau, und ihr Ehestand hatte deßhalb etwas Schauerliches, Bedrückendes für Carolinen. Um so viele Jahre jünger als ihr Gemahl, und mit dem gewohnten Bewußtseyn der Unterthänigkeit und der Unterlegenheit in sich, konnte sie nicht jenen Ton innigerer Vertraulichkeit finden und treffen, welcher ein Ehepaar auf das gleiche Niveau stellen muß; es

dünkte ihr eine Anomalie, eine Entwürdigung seiner Persönlichkeit, wenn sie gegen ihren Gemahl zuthunlich und vertraulich werden sollte; und seine Liebkosungen, seine Zärtlichkeiten flößten ihr daher Grauen und Abscheu ein. So oft sie sich wieder allein sah, weinte sie aus vollstem Herzen, und wälzte sich nächtelang schlummerlos auf dem einsamen Lager.

Niemand stand ihr nahe. Sie haßte ihre Tante Ferneck beinahe, oder sah in ihr wenigstens nichts anderes als die stete Spionin, die jeden ihrer Schritte ängstlich bewachte, und den weiblichen Mentor, dem sie nie steif und förmlich und hochmüthig-kalt genug seyn konnte. Sie übertrug das Gefühl innerer Unbefriedigung und Verbitterung, das sie niemals los werden konnte, auf die Tante und grollte ihr als der Stifterin dieses schlecht zusammenpassenden Ehebundes. Sie sehnte sich nach Freundschaft, nach Umgang mit einer Vertrauten, und doch fand sie keine Freundin unter ihrer Umgebung. Es ist der Fluch der Hohen dieser Welt, keine Freunde zu haben, sondern nur Sklaven, Schmeichler, Speichellecker. Der junge Hof mit seinem heitern Genußleben hatte sich mehr und mehr von der Eintönigkeit und Langweile des alten Hofs losgesagt, und Caroline schaute sehnsüchtig dort hinüber wie in einen schönen verbotenen Garten. Die beiden älteren Prinzen begegneten ihr mit studirter Artigkeit und Gefügigkeit, aber dahinter lauerten Kälte und Gleichgültigkeit. Die Erbprinzessin heuchelte eine Unterwürfigkeit und Ehrfurcht vor der jüngern Stiefmutter, welche auf Carolinen beinahe den Eindruck der Ironie und des absichtlichen Hohns machen mußten, denn sie wußte, daß die stolze Prinzessin zu leichtsinnig, zu genuß- und selbstsüchtig war, um so demüthig und achtungsvoll fühlen zu können, wie sie sich ihrer Schwiegermutter gegenüber benahm. Prinzessin Elise selbst schien jetzt etwas kälter gegen ihre Stiefgroßmutter zu seyn als vordem, und ein Vorurtheil gegen sie, einen Zweifel in die Zuneigung, welche Caroline ihr entgegentrug, zu hegen. Dieß verstimmte die Baronin Thannheim einigermaßen, denn sie maß es den Einflüssen des jungen Hofes bei, welchem Elise angehörte und sich sichtlich mit Vorliebe anschloß, weil sie aus dem Alpdrücken der steifen Etikette und der förmlichen Stille des alten Hofes heraus sich mit allem Drang verlangender fröhlicher Jugend in die munteren Vergnügungen dort drüben flüchtete.

Nur Eine Person am Hofe außer dem Fürsten schien an der Baronin Thannheim noch ein innigeres Interesse zu nehmen — Prinz Ludolph. Jeder unbemerkte Blick, den er ihr zusandte, jede unbewachte Begegnung der beiderseitigen Augen sagte ihr, daß er noch für sie fühle, daß er sie nach seiner Weise liebe, daß er gern der Vermittler wäre zwischen ihr und dem jungen Hofe. Und doch hielt ein unerklärliches Etwas sie von dem bisweilen in ihr auftauchenden Wunsche zurück, ihm eine Annäherung zu verstatten. Es waren, sie fühlte dieß deutlich, nicht die Empfindungen mütterlicher Zärtlichkeit oder eines erlaubten Wohlwollens, welche ihr Herz bewegten. Ein stilles Grauen vor ihm mengte sich in den geheimen Wunsch, ihn zum Vertrauten oder Freunde zu haben. Allein sie ahnte, daß sie jede Hülfe, jedes Fürwort von seiner Seite auf eine Weise vergelten müßte, wovor ihr grauste. Sie kannte den Prinzen genugsam, um zu wissen, daß er allzu selbstsüchtig und eigennützig sey, um irgend etwas umsonst zu thun. Caroline kam sich ihm gegenüber vor, wie die auf dem Felsen angekettete Andromeda, und ein wirrer traumartiger Wahn ließ sie in ihm bald das mit seinem Herannahen drohende Ungeheuer, bald den rettenden Perseus erkennen; und nie konnte sie ein Bild von Watteau in ihrem Salon, ein sogenanntes Surporte, betrachten, welches die am Felsen angekettete Andromeda darstellte, ohne in den heranfliegenden Perseus oder in das heranschwimmende Ungeheuer abwechselnd die Züge des Prinzen Ludolph hineinzuträumen — eine Vision, deren Sinndeute das Gemeng von Furcht und Hoffnung bezeichnete, welches sich für sie an den Stiefsohn knüpfte.

Zunächst drängte es Carolinen, sich des Scheines von einem eigenen Hofe zu entledigen, welchen ihr der fürstliche Gemahl gegeben hatte. Ihr elastisches jugendliches Gemüth litt schon genug an dem Zwang selbst, welchen ihre Stellung, ihr eheliches Intérieur mit sich brachte; wozu auch noch zwei geistlose, steife, gezierte, servile Personen um sich zu haben, wie die Katzenegg und die Lambrecht, diese Ueberbleibsel vom Hofstaate der hochseligen Fürstin, deren Thun und Treiben sie ihr bei jeder Gelegenheit als Muster und Vorbild vorhielten? Wozu zwei solche unbequeme lauernde Wächterinnen? Sie sprach einmal gegen Prinz Ludolph sich bitter und energisch gegen diese conventionnelle Zwangsjacke aus, und der Prinz billigte nicht nur ihre Ansicht über diesen Gegenstand,

sondern sprach auch darüber mit dem Factotum des Fürsten, dem Minister v. Abelsheim, damit dieser den regierenden Herrn dafür gewinne. Dieß war ein Leichtes: Johann Heinrich willigte in Alles, was ihm Aufwand ersparte. Die Katzenegg und die Lambrecht wurden in Gnaden pensionirt und somit einige Hunderte von Gulden erübrigt. Frau v. Katzenegg war allerdings darüber untröstlich, weil es den Anschein hatte, als seye sie bei der Erlaucht, wie man die Gräfin Thannheim nun hieß, in Ungnade gefallen, und diesen Höflingen gilt ja der Schein alles. Der beengenden Aufsicht war Caroline nun allerdings ledig, allein selbst als die beiden steifen Hofpuppen aus ihrer Nähe geschieden waren, fand sie ihre Atmosphäre noch immer gleich kalt und eintönig, gleich stagnirend von jedem frischern Hauch des Lebens.

In dieser Einsamkeit und Oede von Geist und Herz verfiel die Baronin Thannheim auf den Gedanken, sich in Philippine von Hövel, ihrer frühern Kollegin, eine Freundin zu gewinnen. Philippine war nur um Weniges älter als Caroline, nicht sehr hübsch, noch allzu geistreich, aber munter und treuherzig. Caroline schmeichelte sich mit den Gedanken, Philippine werde für die Bevorzugung und das Vertrauen, welches sie ihr entgegentrage, recht dankbar seyn und ihr durch die innigste Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit lohnen. Anfangs schien dieß auch der Fall zu seyn. Fräulein v. Hövel war außerordentlich geschmeichelt von dem Wohlwollen der Baronin, und schien sich mit der Hoffnung zu tragen, die Baronin werde sie zu ihrer Gesellschaftsdame machen wollen. Dieß lag jedoch vorerst nicht in Carolinens Plane — sie wollte vielmehr aus guter Absicht Philippinen nicht von dem geräuschvollern Treiben und den Genüssen und Vergnügungen des jungen Hofes losreißen, sondern eher durch sie erfahren, was man da drüben im anderen Flügel des Schlosses denke und sage. Dieses gelobte Land der Jugend, in welches sie mit Sehnsucht und nicht ohne Neid hinüber sah, hatte für Carolinen eine Art schmerzlichen Interesses. Philippine bemerkte dieß und wähnte, die Baronin habe weit weniger Bedürfniß nach Freundschaft und Vertraulichkeit, als vielmehr nach Klatsch und nach der vertrauten Geschichte des jungen Hofes. Philippine betrachtete Carolinens Glück nicht ohne Neid; sie bildete sich ein, an ihrer Stelle wäre sie ganz glücklich geworden, hätte alle ihre Wünsche befriedigt gesehen; wie konnte sie also ahnen, daß

Carolinen ein „menschlich Fühlen,“ eine Sehnsucht nach der Anhänglichkeit, Freundschaft und Vertraulichkeit einer Altersgenossin zu ihr hingezogen habe?

Aber gerade diese Klatschereien und detaillirten Berichte über das Treiben des jungen Hofes hatten einen großen Reiz für die Baronin Thannheim, und sie lauschte ihnen mit solch sichtbarem Interesse, daß sie darob vielleicht für Augenblicke das höhere innere Bedürfniß ihres Gemüths vergaß. In jenem Kreise, dem sie fern stand, bewegten sich zwei Personen, die sie in hohem Grade interessirten: Ludwig v. Idstein und der Prinz Ludolph, — beide freilich in verschiedener Weise interessant für Carolinen. Schon das Verhältniß, in welchem diese beiden Männer gegenseitig zu einander standen, berührte ja die Baronin ziemlich nahe; wer wußte besser als sie, daß in dem tiefsten Herzen beider eine versteckte Falte voll von wechselseitigem unversöhnlichem Groll sich finden mußte? wer ahnte deutlicher als sie, daß dieser Groll eines Tages sich nothgedrungen in einer leidenschaftlichen Explosion entladen mußte? —

Es war eines Abends ganz spät, als Fräulein v. Hövel noch zur Baronin v. Thannheim herunter kam, um eines jener stillen Plauderstündchen zu feiern, welche nur am späten Abend, nachdem der Hofmensch ausgeschirrt war, genossen werden konnten. Ein lustiges Feuerchen brannte im Kamin und warf ein trauliches Halblicht über Carolinens reizendes kleines Boudoir. Die verhangene Lampe auf dem Tischchen beleuchtete mit ihrem freundlichen Schein nur Schaalen und Teller voll köstlichem Obst und Südfrüchten, Backwerk und Confect, und die Kerzen des Armleuchters auf dem Kaminsims brannten nicht heller, als eben nothwendig war, um die beiden jungen Damen zu bestrahlen, die in halbem Negligee hier in die Armstühle hingegossen lagen, die hübschen feinen Füßchen auf dem Schutzgitter vor dem Kamin, von den Früchten und Confitüren naschend und anmuthig über alle Dinge und noch verschiedene andere plaudernd.

„Ihr waret wohl heute Abend wieder recht vergnügt mit eurer Komödie?“ fragte die Baronin Thannheim mit einem halb neidischen halb sehnsüchtigen Seufzer.

— „Ach ja, Euer Liebden, es war charmant!“ erwiderte Philippine. „Es war alles so zwanglos und lustig, als wären wir hundert Meilen von dem frommen gesetzten Hofe von

Waldau. Herr v. Idstein hat wieder hinreißend gespielt — nichts gelingt ihm so sehr als die Rolle unglücklicher Liebhaber, und seine Stimme klang so wehmüthig, seine Intonation war so erschütternd wahr, daß der Prinzeß die Stimme versagte und ihr wieder die hellen Thränen über die Wangen herunterliefen und die Schminke abwuschen."

„Wirklich? Und Sie sagen 'wieder'? Ist Prinzeß Elise denn immer so ergriffen, wenn sie mit dem Chevalier zusammenspielt?" fragte Caroline.

— „In diesem kleinen Drama immer," versetzte Philippine und plauderte ohne Grübeln in's Zeug hinein. „Es ist ein charmantes Stück und sie werden gar nicht müde, es aufzuführen. Es war heute Abend schon die dritte Vorstellung, und dennoch waren die paar Zuschauer ebenso davon befriedigt, wie die Mitspielenden. Ah, Euer Liebden hätten sehen sollen, mit welchem Wetteifer sich alle bemühten, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Man sagt, Herr v. Idstein sey der Verfasser, obschon er es leugnet und das Stück nur abgeschrieben haben will; aber er besteht darauf, daß es nie vor dem ganzen Hof aufgeführt werde, da es der Königin von Frankreich gewidmet und noch nicht in Versailles aufgeführt sey."

„Ah! und wie heißt es denn?" fragte Caroline.

— „Er nennt es 'Herzenswunden', und es handelt in der That von einer Heilung von solchen," entgegnete Philippine, und erzählte nun der Baronin die ganze ziemlich einfache Fabel des Stücks und den Antheil, welchen die einzelnen Personen an der Besetzung genommen hatten. Pleincoeur, ein junger Offizier, wird nach einem Gefecht schwer verwundet in einem Wäldchen aufgefunden und auf einen benachbarten Edelhof gebracht, wo man aus Mitleid mit seinem gefälligen Aeußern, seiner Jugend, seiner erwiesenen Tapferkeit und der Lebensgefahr, worin er schwebt, ihm die freundlichste Aufnahme bereitet. Die Gräfin Amina, die Besitzerin des Edelhofes, und eine gefühlvolle junge Nichte von ihr — die Erbprinzessin und die Prinzessin Elise — theilen sich in seine Pflege, und erfahren aus einem offenen Briefe an seine Mutter, welchen sie in der Brieftasche des jungen Offiziers gefunden, daß er den Tod gesucht habe, weil er in seiner Liebe zu einer schönen jungen Dame betrogen worden sey. Alsbald ahnen beide, daß der Gast nicht nur an seinen körper=

lichen, sondern auch an einer unheilbaren Herzenswunde schwer leidet, und in einer Stunde, wo sie den Verwundeten etwas besser finden und ihm erlauben, sein Zimmer zu verlassen, ergibt sich, daß die Geliebte, die ihm ihre Schwüre so treulos gebrochen, die älteste Schwester von Selinde, und die ältere Nichte der Gräfin Amina ist. Alsbald beschließt Selinde, die Schuld ihrer Schwester zu sühnen und die Herzenswunde des verwundeten Pleincoeur zu heilen. Allein wie sehr diesen auch die Schönheit Selindens rührt und die Aehnlichkeit mit dem Gegenstand seiner Liebe einnimmt, so kann er doch der Liebe nicht mehr trauen, und während er trotz all' des Zaubers, den Selindens Liebenswürdigkeit auf ihn ausübt, ihr doch nicht sein Herz schenken kann, ist Selinde, die sein Herzensarzt seyn wollte, selbst zum Sterben in ihn verliebt und dadurch am Herzen verwundet worden. Mitten in dem Konflikt der Herzen und der Neigungen langt Oenone, die ungetreue Geliebte Pleincoeur's, auf dem Gute an; ihr Glück ist von kurzer Dauer gewesen, denn ihr Gatte, der Minister, ist gestürzt, des Verraths eines Staatsgeheimnisses angeklagt, auf der Flucht, mit dem Verlust seines Vermögens und seiner Freiheit bedroht, und Oenone selbst ist in Gefahr, denn ihr Gatte hat sie zum Werkzeug und zur Mitschuldigen seines Verraths gemacht. Pleincoeur belauscht wider Willen diese Mittheilungen Oenonens; ein wilder Kampf gährt in ihm: die Treulose, die ihn verrathen, und derjenige, welcher ihm sein Lebensglück geraubt hat, sind in seine Hand gegeben; er weiß, daß die Häscher ihnen auf dem Fuße folgen, er weiß, wo der flüchtige Marquis de Bellamar verborgen ist, während Oenone unter einer Verkleidung auf dem Schlosse versteckt wird, bis sich eine Gelegenheit bietet, sie über die Grenze zu bringen. Einen Augenblick sinnt er auf Rache, dann aber gewinnt die edlere Seite seines Charakters die Oberhand, er schämt sich seines Racheplans, und als die Häscher kommen, um den flüchtigen Marquis de Bellamar und seine Gemahlin zu verhaften, tritt ihnen Pleincoeur mit den Worten entgegen: „Hier bin ich, den Ihr suchet; nehmt mich mit euch!" — „Und Ihre Gemahlin, mein Herr?" fragt der Oberste der Häscher. — „Ist entflohen," sagte Pleincoeur. — „Nein, sie ist hier — sie verläßt den Gatten nicht, dem sie Liebe und dem sie Treue geschworen!" ruft Selinde und gibt sich für ihre Schwester aus. Allgemeines Erstaunen und

große Bestürzung der Familie, welche anfangs dieses Opfer kaum begreift, welches zwei Unschuldige bringen. Oenone aber hat Pleincoeur erkannt und seine großmüthige Handlung durchschaut; beschämt steht sie da, beschämt auch vor der Schwester, welche ihr die Lehre gegeben, daß sie ihren Gatten nicht hätte verlassen sollen. Während nun die beiden Verhafteten in's Gefängniß abgeführt werden, wo es zwischen ihnen zu einer gegenseitigen Erklärung kommt und Pleincoeur nun plötzlich inne wird, daß Selinde eigentlich sein Ideal von Weiblichkeit verwirkliche, sind die Gräfin Amina und Oenone zum Könige geeilt, haben demselben die Geschichte von dem rührenden Opfer erzählt, das Pleincoeur und Selinde zu bringen gedacht, und Oenone hat sich selber ausgeliefert. Der König ist natürlich ungemein gerührt von Allem, was er hört, und befiehlt, daß Oenonens Gatte verbannt, ihr aber gestattet werden solle, demselben zu folgen; Pleincoeur aber bekommt ein Regiment für seine Tapferkeit und Selindens Hand, und Oenone und Amina müssen diese fröhliche Kunde sogleich den Gefangenen überbringen und ihnen ihr Glück ankündigen, und Oenone wirft sich reumüthig und bewundernd ihrem einstigen Liebhaber zu Füßen und bekennt, daß sie seiner nicht werth sey, und spricht die Hoffnung aus, daß es Selinden eher gelingen werde, ihn glücklich zu machen. Womit dann der Vorhang fällt.

Die Fabel dieses Rührstücks, welches ganz der sentimentalen Richtung Florian's angehörte, schien auf die Baronin Thannheim einen tiefen Eindruck zu machen; es lagen ja Beziehungen darin, die sie ganz speziell auf sich und ihr Verhältniß zu deuten vermochte. Gedankenvoll folgte sie den Schilderungen, welche das Fräulein v. Hövel ihr von der Aufführung entwarf, und von all' den Einzelnheiten derselben behielt ihr Gedächtniß nur eine einzige, die wie ein Lichtkegel aus dem verschwommenen Nebel des Uebrigen emporragte: die Aeußerung Philippinens nämlich, daß Prinzeß Elise mit einer solch erschütternden Innigkeit und Tiefe des Gefühls gespielt habe, daß man glauben sollte, es sey der Ausdruck des Herzens selbst, und nicht dessen Fiction, was sich in ihrem Spiel ausgesprochen habe.

„Ich glaube, Sie haben recht, Philippine," sagte die Baronin Thannheim gedankenvoll und grübelnd. „Die unverkennbare Bevorzugung, welche die Prinzessin Herrn v. Idstein an=

gedeihen läßt, indem sie beinahe ausschließlich ihn zum Tänzer wählt, sich von ihm Belehrungen über alle möglichen Gegenstände erbittet und seine Ansichten mit Wärme und Ueberzeugung vertritt, deutet darauf hin, daß sie für seine Vorzüge nicht blind, nicht ganz gleichgültig ist ....“

— „Um's Himmels willen, Euer Liebden, das hab' ich nicht gesagt!“ rief Fräulein v. Hövel erschrocken. „Im Gegentheil, ich bin weit entfernt mich zu erkühnen, diesen vielleicht zufälligen Erscheinungen eine Deutung zu unterlegen, welche ....“

„Seyn Sie außer Sorgen, liebe Philippine!“ fiel Caroline ihr beschwichtigend in die Rede; „nicht Sie ziehen ja diese Schlüsse, sondern ich. Sie wissen ja, daß auch ich die Prinzeß kenne. Sie hat ein weiches, eindrucksfähiges Gemüth, eine lebhafte Einbildungskraft, einen regen Enthusiasmus für alles Edle und Schöne; sie steht allein unter ihren Geschwistern, welche sie an allen Gaben des Herzens und Geistes überragt. Dabei ist sie von Natur aus ernster und sinniger, als man bei ihrer Jugend erwarten sollte. Sie hat seit dem Tode ihrer durchlauchtigen Großmutter niemand mehr, dem sie sich ganz rückhaltslos anschließen könnte, denn ihre stolze, frostige, selbstsüchtige Mutter, ihr willensschwacher unbedeutender Vater haben nie dieses stille, zarte und innerlich so reiche Gemüth zu ergründen und zu werthen verstanden. Sie ist eine jener stilleren innigeren Naturen, welche vielleicht gerade desto tiefer und leidenschaftlicher fühlen, weil sie mehr nach innen hinein leben und keine der heißblütigeren Regungen ihres Wesens an die Oberfläche treten lassen. Es ist daher kaum zu verwundern, daß sie für einen Mann wie den Chevalier etwas mehr als das gewöhnliche achtungsvolle Wohlwollen fühlt!“

— „Ich beschwöre Euer Liebden inständig, doch ja niemanden zu verrathen, daß ich Ihnen einen Wink gegeben ....“

„Seyn Sie ruhig, Philippine!“ unterbrach die Baronin Thannheim sie zutraulich. „Sie sollen nichts risquiren. Ich, ich allein habe es ja gewagt, die Symptome zu deuten, deren Sie erwähnten. Und ich that es, weil ich der Prinzessin, meiner lieben Enkelin, herzlich wohl will und ihr eher zum Erfolg verhelfen, als Kummer bereiten möchte. Nein, meine Liebe! weit entfernt, daß Sie durch Ihre Mittheilungen gegen mich der Prinzessin oder Herrn v. Idstein geschadet, haben Sie ihnen

vielleicht einen großen Dienst geleistet, indem Sie ihnen unbewußt eine geheime Vertraute und Gönnerin ihrer stillen Neigung gewonnen haben. Beobachten Sie beide, meine liebe Philippine, und geben Sie mir immer genau Bericht von Allem, was Sie wahrnehmen, und Sie sollen sehen, daß Sie sowohl die Prinzeß als mich dadurch verbinden, vorausgesetzt, daß diese scheue duftige Neigung beider allen Anderen außer uns unbekannt bleibt." Damit entließ sie Fräulein v. Hövel.

Caroline verbrachte die ganze Nacht wachend und in tiefen aufregenden Gedanken. Sie nahm als gewiß an, wie wir gesehen haben, daß die Prinzessin und Idstein sich liebten; daß er seinen Gefühlen Ausdruck und Deutung in jenem kleinen Drama gegeben habe, dessen Sinndeute vermeintlich nur ihr allein gelungen sey. Diese vermeintliche Wahrnehmung erweckte einen Sturm eigenthümlicher Gefühle in ihr. Einerseits verspürte sie einen gewissen Neid und Aerger darüber, daß er, der sie so sehr geliebt, so schnell von Elisen bezaubert oder angezogen worden sey. Andrerseits aber fand sie eine Art Trost darin, daß er auf diese Weise ihr verstatte, sich wegen ihrer Untreue minder hart anzuklagen, weil er anscheinend sich so schnell darüber getröstet. Wenn sie einerseits auch mit einer gewissen Wehmuth die Pläne einer zukünftigen Wiedervereinigung mit ihm, nachdem der Tod des hochbetagten Fürsten ihre Ehe gelöst haben würde, vereitelt sah, so fand sich hier anderseits ein willkommenes Mittel, ihm die Fortdauer ihrer Theilnahme und die aufrichtigste uneigennützige Freundschaft zu bethätigen und ihn zu dankbarer Anerkennung zu verpflichten, abgesehen davon, daß es ihr noch ein romantisches Interesse einflößte, hier als gütige Fee die stille Neigung zweier liebenden Herzen zu begünstigen, zu beschützen und endlich die geheimen Wünsche der Liebenden einer Verwirklichung entgegenzuführen. Dieß hatte zugleich einigermaßen den Anschein einer Sühne, welche sie sich selber auferlegte und die vermeintlich ihres Eindrucks auf Ludwig nicht verfehlen konnte. Sie wollte daher Allem aufbieten, um dieser Neigung die Bahn zu ebnen und alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen; und das junge Paar sollte später ihr Andenken segnen.

Dieser Plan Carolinens war an sich vielleicht ganz gut und wäre seines Erfolgs sicher gewesen, wenn sie es über sich vermocht hätte, wenigstens eine Zeit lang darüber zu schweigen und

ihre Rolle als gütige Fee im Verborgenen zu spielen. Dieß aber gewann die Baronin Thannheim nicht über sich; jung, leidenschaftlich wie sie war, sehnte sich ihr leeres Herz nach irgend einer aufregendern Beschäftigung; war es nicht die Liebe selbst, die sie zur Ausfüllung ihrer Herzensdürre haben konnte, so war es jene Fürsorge für andere Liebende, zu deren Unterstützung die Frauen sich ja instinktmäßig so leicht hingezogen fühlen. Dazu kam noch eine andere Aufforderung zu direktem Einschreiten. Ludwig v. Idstein war seit jener Unterredung mit Frau von Thannheim, die wir im vorigen Kapitel geschildert hatten, sich ganz consequent geblieben und hatte für die Gemahlin seines Fürsten nur jene schüchterne, fernstehende Ehrerbietung gehabt, hinter deren verbindlicher Form sich Gleichgültigkeit, Groll, Kälte oder Haß am leichtesten bergen können. Mindestens Ein Mal wöchentlich sah Caroline ihn bei der Tafel, wo er im selben Saale, jedoch an der sogen. Marschallstafel speiste; sie belauerte ihn aufmerksam, aber nahm nie auch nur den flüchtigsten Blick wahr, den er ihr gönnte. Sie schien nicht mehr in anderer Existenz für ihn vorhanden, denn als Gemahlin seines Herrn und Fürsten. Diese Kälte, dieses Fremdthun seinerseits hatten für Carolinen namentlich jetzt etwas Peinliches, seit sie sich der wohlwollendsten Absichten für ihn bewußt war. Sie wollte ihn, hievon verletzt, geradezu zur Anerkennung ihres freundschaftlichen Wohlwollens und zu einer freundlichern wärmern Miene gegen sie zwingen, und nahm bei einem Hoffeste, wo er ihr nicht ausweichen konnte, die Gelegenheit wahr, ihn als Tänzer bei einem Contretanz engagiren zu lassen, wo ihr die Pausen Anlaß gaben, mit ihm zu plaudern.

Ludwig und Caroline hatten den Herrn v. Sundbye und die Prinzessin Elise zum Gegenüber. In den ersten Figuren schwieg die Baronin Thannheim und belauerte nur das Betragen ihres Tänzers, wenn er mit Elisen tanzte: sie suchte einen Blick, einen Händedruck zwischen beiden zu erhaschen, der die geheime Leidenschaft verrathen und ihr einen Anknüpfungspunkt für die Eröffnung ihrer Pläne gegeben hätte. Allein ihre Hoffnung trog: Idstein mochte sich beobachtet wissen und war auf seiner Hut, sey es in Folge von Behutsamkeit oder Scheu und Ehrfurcht für die Prinzeß, sey es in ritterlicher Selbstbeherrschung, um die heimlich Angebetete nicht zu compromittiren; — Elise aber wohl nur

weil sie zu jungfräulich schüchtern und arglos war, um den Gefühlen, die sie bewegten, unaufgefordert auch nur den schüchternsten Ausdruck zu geben.

„Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, Herr von Idstein, — ob Ihren Stolz, Ihre Selbstbeherrschung oder Ihre Kunst, Leidenschaften zu verhehlen,“ flüsterte ihm die Baronin zu, als er wieder an ihrer Seite stand und nicht einmal einen verstohlenen Blick auf sein Gegenüber warf.

— „Wie beliebt, meine Gnädige?“ fragte Idstein. „Ich habe nicht das Glück, zu verstehen, was Euer Erlaucht damit meinen!“

„Ich staune über Ihre Fähigkeit, an der Seite der Prinzessin kalt zu bleiben, während alle Pulse in euch beiden einander jauchzend und voll Sehnsucht entgegenschlagen,“ flüsterte sie. „Ich habe Sie beobachtet, weil ich Ihrer Liebe zu Elisen wohl will. Sie haben ihr nicht einmal die Fingerspitzen gedrückt, denn sonst hätte sich Elisens ernstes blasses Gesicht wenigstens auf einen Moment färben und ihr verschleierter Blick sich beleben müssen!“

— „Euer Gnaden geruhen sich in Vermuthungen zu ergehen, welche ich gar nicht verstehe,“ erwiderte Ludwig und begegnete mit seinen großen Augen fest und kalt dem Blick der Baronin. „Ich werde nie wagen, zu vergessen, welche Kluft mich von der durchlauchtigen Prinzessin trennt.“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen als treue Freundin und Verbündete die Aussicht eröffne, eine Brücke über diese Kluft zu schlagen?“ fragte sie lauernd.

— „Es wären Icarusflügel,“ erwiderte er schnell; „und selbst wenn sie es nicht wären, so müßte ich erst wissen, ob mein Herz und meine Ehre damit einverstanden wären. Gegen diese beiden werde ich niemals sündigen!“

„Wie kalt und undankbar ist dieser Stolz!“ flüsterte sie lebhaft und vorwurfsvoll. „Wie unritterlich, mir sogar die Genugthuung einer Sühne zu versagen! Will mir der Freund, der Gespiele meiner Jugend nicht einmal verstatten, eine heilige Schuld abzutragen, indem ich eine reinere, reichere Blüthe in seinen Lebenskranz flechte?“

— „Madame scheinen das Männerherz noch nicht genau zu kennen! Blüthen des befriedigten Ehrgeizes und der Eigen=

liebe vermögen die Freundschaft und das Wohlwollen vielleicht in den flüchtigen Kranz der Horen zu flechten, nicht aber Blüthen der Liebe, denn den Herzen zu gebieten steht nicht einmal in eines Kaisers Macht."

Caroline schwieg etwas verstimmt. 'Er mißtraut mir,' flüsterte eine Stimme in ihr; 'er fürchtet, ich wolle unzart in sein Geheimniß eindringen, um ihn vielleicht zu verrathen oder ihn bei einem Eingeständniß seiner Schwäche in meine Hand zu bekommen. Er will mir gegenüber vielleicht nur kalt erscheinen, um mir mein Unrecht vorzuhalten und es nicht kleiner werden und mehr entschuldigen zu lassen. Aber es soll ihm nicht gelingen. Die Prinzessin, noch ein halbes Kind, wird leichter zu erkundschaften seyn.'

Und als die nächste Tanzfigur die Prinzessin wieder an ihre Seite führte, flüsterte sie ihr zu: „Sie machen heute eine treue Seele unglücklich, meine Liebe; Sie sind so kalt gegen den armen Idstein, der Sie so sehr liebt, und der Ihrer so werth ist!"

Elise erglühte einen flüchtigen Moment, dann aber schaute sie frei und offen zu ihrer Stiefgroßmutter auf und sagte: „Euer Liebden reden mir von Dingen, welche ich nicht verstehen darf und will. Wie kann Herr v. Idstein sich erkühnen? . . . ."

„Ruhig, ruhig, meine Theure! er hat nicht mit einem Blick, nicht mit einem Hauch verrathen, was Sie ihm sind, aber ich weiß, ich ahne es, ich bin davon überzeugt, und noch mehr: ich will Ihnen beiden wohl!"

— „Dann werden Euer Liebden einsehen, daß unser beider Wohl am besten gefördert wird, wenn wir diese Unterredung abbrechen. Herr v. Idstein ist ein verdienter Mann, den ich nach Gebühr achte; allein er ist mir zu gut, um selbst dann, wenn ich ein Interesse für ihn fühlte, den stillen Gram und Seelenschmerz zu stören, dem sein verwundetes Herz nachhängt, und ich bin zu gewissenhaft, um Wünsche und Hoffnungen erwecken zu wollen, über deren Verwirklichung mir keine eigene Wahl und Macht zusteht!"

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß er Sie liebt, Prinzessin, und daß ich alle Hindernisse einer solchen Neigung beseitigen möchte? . . . ."

— „So seyn Sie versichert, daß ich diese Förderung nicht verschmähen werde, meine theure Mutter, wenn ich mich einst

gezwungen sehe, hierzu meine Zuflucht zu nehmen," erwiderte Elise, wider Willen eine gewisse Bewegung verrathend, und eilte von der Seite der Baronin hinweg wieder in den Tanz hinein.

'Verschmäht von beiden!' dachte Caroline halb ärgerlich, aber im nächsten Augenblick tröstete sie sich schon wieder mit dem Gedanken: 'es wird und muß noch eine Zeit kommen, wo beide meiner Hülfe und Unterstützung bedürfen und nach derselben verlangen werden. Jedenfalls habe ich soviel erreicht daß mir beide forthin mit größerem Vertrauen entgegenkommen werden!'

Hierin aber täuschte sie sich — nicht immer gewinnt derjenige unser Vertrauen welcher mit unbefugter Hand, ob auch noch so leise und bedächig, in unsere Geheimnisse eindringt. Ludwig hatte während des Tanzes die beiden jungen Damen nicht unbemerkt gelassen und das Erglühen, die aufgeregten Blicke der Prinzessin wahrgenommen und mit richtigem Ahnungsvermögen sich dieselben recht zu deuten gewußt. Als ihm Prinzeß Elise wieder entgegentanzte und ihm die Finger reichen mußte, fühlte er ihre Hand beben, und ihr Auge vermied die Begegnung des seinigen. Er fühlte, was in ihr vorging — welcher Kampf von Gefühl und jungfräulicher Schüchternheit, und ein bitterer Unmuth gegen Carolinen paarte sich in seinem Innern mit einem tiefen Mitleid und Mitgefühl für die so schonungslos und mit tauher Hand Gekränkte. Sein Blick sagte ihr dieß, als er ihre Hand losließ und von ihr zurücktanzte. Sie verstand ihn, sie begriff die stumme Sprache seines scheuen Blicks, und die verschiedenen Tanzfiguren, welche beide noch einander gegenüberführten, gaben Gelegenheit genug zu einem stummen Spiel, das beredt genug für sie selbst, dabei aber keinem Andern außer ihnen verständlich war, als Carolinen, die es sich jedoch ganz anders deutete.

Ludwig war von diesem Augenblick an gegen seine Tänzerin wieder ganz nur der geschmeidige ehrerbietige Hofmensch und verschanzte sich hinter die Maske schüchterner, lächelnder Ehrerbietung und den Gebrauch, nur zu antworten, wenn er gefragt ward. Caroline deutete sein Stillschweigen anders: 'ich habe beiden den Schleier gelüftet,' dachte sie; 'es tagt in ihnen, und von dem plötzlichen Licht der Leidenschaft geblendet, stehen sie stumm und verblüfft — es wirkt in ihnen, und die Keime der Leidenschaft schwellen an und entfalten sich dem Lichte.'

O armes Herz der Bethörten, das die wahre Liebe nicht kannte noch deren süßes stilles Geheimniß! grausam Getäuschte, die nach dem eigenen Wesen allein die Anderen zu beurtheilen vermochte und nicht wußte, daß ein solches Geheimniß, von einer unbefugten Hand zu derb berührt, sich scheu und empfindlich zurückzieht in die innersten heimlichsten Falten des Herzens!

Der Contretanz war zu Ende, die Quadrille löste sich in Gruppen auf, die zwanglos plaudernd sich in die nächsten Räume verliefen. Ludwig flüchtete, von dem eben Erlebten noch verdüstert und unter einer gewissen Bitterkeit, die in seinem Innern nachwirkte, in den großen Saal, dessen Fenster und Thüre nach dem Garten mündeten, und stand hier in einer Fensternische anscheinend die immergrünen Gewächse betrachtend, als Prinzessin Elise zwischen zwei ihrer jüngeren Schwestern, um deren Schultern sie ihre Arme gelegt hatte, ebenfalls in dem Saal erschien. Dießmal begegneten sich ihre Blicke unbefangen, denn kein Lauscher schien nahe, und zu Idstein herantretend, sagte die Prinzessin halblaut und mit einem freundlichen beruhigenden Blicke:

„Sie sind verletzt worden, Herr v. Idstein — ich sehe es an Ihrer Verstimmung. Aber glauben Sie mir, daß ich ebenso wenig Anlaß dazu gegeben habe, als ich glaube, daß Sie das Vertrauen einer solchen Mittelsperson gesucht haben."

— „Ich danke Ihnen für dieses Zutrauen, Durchlaucht!" erwiderte er mit einem ernsten bedeutungsvollen Blick. „Vielleicht daß man mir Fallen stellen möchte; allein nie soll ein Wort auf meinen Lippen, nie ein Blick in meinem Auge erfunden werden, der auch nur entfernt gegen eine dritte Person gedeutet werden könne. Eher sterben als . . . ."

„Ich weiß, Sie sind ein Paladin, ein echter Bayard," sprach Elise mit einem leichten Erröthen und einem holden Lächeln, das mehr verrieth als es wohl sollte; „ich vertraue Ihnen ganz." Damit kehrte sie in den Tanzsaal zurück, eben noch zeitig genug, daß Frau v. Ferneck, welche den Prinzessen entgegenkam, nichts mehr von dieser Unterredung bemerkte.

Seit diesem Augenblick waltete gewissermaßen ein Geheimniß zwischen der Prinzessin Elise und dem Kammerassessor Ludwig v. Idstein. Nie ward ein Wort zwischen ihnen gewechselt, aber im Stillen mancher Blick getauscht, und in dem verschwiegenen

Verkehr der Blicke flogen auch Gedanken hin und her, die geschäftig und wirksam die Flamme schürten. Und sind nicht diese Gedanken die älteste und geschwindeste und mächtigste Telegraphie von Herz zu Herz? Und vergruben sich die Gefühle der beiden nicht gerade desto geflissentlicher, seitdem dieser mesmerische Gedankenzug wirkte, gleich als fänden beide in diesem Träumen und Fühlen den reichsten Ersatz für andere Mittheilungen? Nur im Liebhabertheater, auf den Brettern des Scheins, schlug zuweilen die Zunge einen Ton an, der nur für den Mitbesitzer des Geheimnisses die Weihe der Wahrheit und der Natur hatte, für alle Anderen aber als ein Triumph der Kunst galt.

Die Baronin Thannheim ward nun erst getäuscht. Sie sah ihren Plan vereitelt und wähnte durch ihr übereiltes Aufdrängen ihrer Hülfe und ihrer Mitwissenschaft diese keimende Neigung gesprengt zu haben. Der andere Zweck, das Vertrauen Ludwig's und der Prinzessin zu gewinnen, ward hiedurch ebenso vereitelt — anstatt sich zu ihr hingezogen zu fühlen, mieden diese beiden aus gemeinsamem instinktivem Drang die Baronin immer mehr, und die Berichte des Fräuleins v. Hövel über die Prinzessin und ihren Hang zur Einsamkeit schienen Carolinen nur in dem Glauben zu bestärken, daß sie Elisen beschämt und sich dadurch entfremdet habe. So hatte die Baronin selbst gegen ihren Willen ein Band mehr zerrissen, von welchem sie einigen Trost und Genuß und einige Beschäftigung für ihr Inneres und ihre Einbildungskraft erwartet hatte. Mehr als je stand sie nun wieder in ihrem Glanze einsam, auf jener isolirten künstlichen Höhe, in welcher kein fremdes, Vertrauen und Freundschaft, Mitgefühl und Zuneigung heischendes Herz einen sichern dauernden Standpunkt finden zu können hofft. Mehr als je fühlte sie sich nun gedrückt und unbefriedigt, stets unbehaglich und häufig unglücklich, und ein noch dichterer Flor von Langeweile und Melancholie legte sich über die einst so strahlenden schönen Augen der jungen Frau.

19.

Das vereitelte Komplot.

Die trüben Schleier über den schönen Augen der Baronin Thannheim und die Wolken auf ihrer Stirn waren bald auch noch

anderen Blicken wahrnehmbar. Da war zunächst die Gräfin Ferneck, welche dieselben mit um so größerem heimlichem Bangen bemerkte, als Carolinens finstere Blicke ihr schon jetzt stumme aber sehr beredte Vorwürfe über das Zustandebringen dieser Heirath machten und jeder Annäherung unter vier Augen mit stolzer Kälte auswichen. Da war ferner der Prinz Ludolph, der den Grund dieses Trübsinns instinktmäßig ahnte. Ein leeres Herz, ein müssiger Geist und eine Art gerechtfertigten Widerwillens vor den Zärtlichkeiten und Liebkosungen eines Greises — dieß waren nach seinem Dafürhalten vorzugsweise die drei Dämonen, welche seiner Stiefmutter die Ruhe raubten und jenes heilsame Gleichgewicht der geistigen und sittlichen Kräfte untergruben, auf welchem Tugend und Seelenfriede eines Menschen beruhen. Auf diese Stimmung hatte er vielleicht längst schon gerechnet, als auf eine unausbleibliche nothwendige Folge von Carolinens Mißheirath. Leise, langsam, unvermerkt wie auf Katzenpfoten näherte er sich ihr angesichts des ganzen Hofes und behandelte sie mit der auszeichnendsten Hochachtung und Verehrung; aber die Unterhaltung, die er mit ihr führte, und zwar oft geflissentlich laut und über die alltäglichsten Dinge, begleiteten Blicke, Seufzer, einzelne leise geflüsterte Worte, welche von der mühsam verhaltenen Leidenschaft, von einem inneren Kampfe zeugten, welcher des Prinzen Brust erfüllte. Nie erfüllte er die leere bedeutungslose Förmlichkeit des Handkusses, ohne einen Händedruck, einen Blick dabei anzubringen, welche ihre Bedeutung hatten. Caroline erschrack anfangs darüber, aber sie wich der Versuchung nicht aus. Er ist mir noch gut, dachte sie; er liebt mich noch, er haßt mich nicht wie Ludwig; er trägt mir's nicht nach, daß ich mich für den Ehrgeiz und das Ansehen meiner Familie geopfert habe. Es lag für die Baronin Thannheim, die sich so einsam fühlte, eine eigenthümliche Genugthuung darin, zu wissen, daß wenigstens noch Ein Mensch lebhaft und innig für sie fühle. Und ohne daher diese stummen verstohlenen Zeichen einer geheimen Leidenschaft zu erwidern, ermuthigte sie dieselben dadurch, daß sie sie wenigstens duldete. Der Prinz war darob seelenvergnügt; mehr wollte er vielleicht vorerst gar nicht, als seine stummen Huldigungen geduldet sehen, die er vielleicht nur als Plänkler für offenere Unternehmungen oder als blose Fühlhörner vorausschickte. Eines Tags wagte er der Baronin bei

einem der üblichen Handküsse sogar ein Billet in die Hand zu drücken. Sie erbebte zwar, aber sie nahm es; — sie ließ es, wie sie sich überreden wollte, nicht fallen, weil sie ihren Lieblingsstiefsohn, den einzigen, welcher ihr mit einiger Offenheit und Herzlichkeit nahte, nicht compromittiren wollte. Sie warf es nicht ungelesen in's Feuer, sondern verbarg es, bis sie allein war, und las es dann mit einer wahren Begierde — blos weil sie sehen wollte, was denn der arme Junge von ihr begehre, wie sie ihr abmahnendes Gewissen übertäuben wollte. Es war ein kurzes Billet in französischer Sprache, worin der Prinz sie beschwor, ihm zu sagen, was ihr denn Kummer verursache und die liebenswürdige Munterkeit ihres Blickes und Wesens verscheucht habe; worin er sie bat, ihm den Menschen oder die Verhältnisse zu bezeichnen, welche den Gleichmuth und den Frieden ihrer Seele störten, und sich vermaß, diese Hemmnisse zu beseitigen, müßte er ihre Freiheit auch mit seinem eigenen Blut und Leben erkaufen. Diese wilden leidenschaftlichen Worte fielen wie ein frischer Thau in das Herz und die Einbildungskraft der jungen Frau, denn sie gaben ihr jene Aufregung, wornach ihr eigenes lebhaftes Wesen gerade inmitten der jetzigen Langweile sich so sehr sehnte. Sie las dieses Billet unzählige Male, aber sie wagte nicht darauf zu antworten, wenigstens nicht schriftlich. Als sie aber einige Tage nachher von dem Prinzen angeredet und im Verlauf des Gespräches leise gefragt ward, ob sie seinen Brief erhalten habe, erwiderte sie: „Ja, mein Prinz, ich habe ihn erhalten, und danke Ihnen innigst für Ihre Theilnahme; allein Sie können mir leider nicht helfen, denn das was mich bedrückt, vermögen Sie nicht zu beseitigen!“ und ihre ausdrucksvollen Augen umflorten sich dabei von Wehmuth. — Schon den folgenden Tag erhielt sie ein zweites Briefchen von dem Prinzen, in ein Buch eingelegt, welches er ihr sandte, als ob sie es von ihm geborgt habe, und dieser Weg ward einige Male zum Austausch brieflicher Mittheilungen zwischen beiden gewählt, bis Frau von Ferneck eines Tags hinter das Geheimniß kam. Sie erschrack bis in's Innerste, als sie die glühende leidenschaftliche Sprache des Prinzen las, welcher nun unumwunden seiner Mutter von der Liebe schrieb, welche er für Sie gefühlt habe, und von dem grausamen unverzeihlichen Raub, den man an ihm begangen habe und der auch ihn jeder Pflichten entbinde. „Ich weiß,“

schrieb er der Baronin, „es gibt eine Partei am Hofe, welche mich von hier verdrängen will. Mein Bruder, der Erbprinz, und seine Gemahlin und Adelsberg sind diesem Projekte nicht fremd; sie fühlen, daß ich erröthen muß über meinen eigenen Vater, welcher so mein Lebensglück zu Boden treten und mir ein Herz rauben konnte, welches allein mich hätte beseligen und mit dem Zufall versöhnen können, der mich zum jüngsten Prinzen machte und mir die Anwartschaft auf den Fürstenstuhl raubte! Sie fühlen, daß mir die Schande auf den Wangen brennen muß, wenn ich Derjenigen, für welche ich Alles geopfert hätte, sogar diejenigen Standesvorrechte verweigert sehe, die sie als Gemahlin meines durchlauchtigen Vaters genießen sollte. Ich war nie eine zahme Natur, allein man stößt und kränkt mich so sehr von allen Seiten, daß ich mich bald berechtigt sehe, ein Feind Aller zu seyn, weil Alle mir gram sind ....“ Und in diesem Tone erging sich der ganze Brief, dessen letzter Zweck die Bitte um eine Zusammenkunft zwischen Mutter und Sohn war.

Mit diesem Briefe eilte die Gräfin Ferneck zu ihrer Nichte, fest entschlossen, daselbst eine Scene aufzuführen und Carolinen durch Drohungen einzuschüchtern. Allein sie hatte sich verrechnet.

„Ist dieser Brief für Dich bestimmt, Caroline?“ hub sie an, und ihre fieberischen Blicke verkündeten den nahenden Sturm.

— „Ja, Madame, deßhalb staune ich, denselben in Ihren Händen zu sehen,“ erwiderte die Baronin Thannheim mit eisiger Kälte. „Wer gibt Ihnen ein Recht, Briefe, welche für mich bestimmt sind, zu unterschlagen und zu erbrechen?...“

„Das fragst Du noch, Caroline? Briefe, welche ein strafbares Einverständniß mit Deinem eigenen Sohne beweisen? Briefe, welche haarsträubende Dinge und wahre Blasphemieen enthalten? Dinge, welche Dich und die Deinigen in's Verderben stürzen können?“ fragte die Gräfin mit blassem Schreck.

— „Lassen Sie mich erst lesen, Madame, bevor Sie mir zumuthen, Ihre tugendhafte Entrüstung gebührend zu würdigen!“ erwiderte die Baronin beinahe höhnisch und las den Brief ruhig zu Ende, worauf sie ihn zusammenlegte und sich forschend mit eiserner Kaltblütigkeit an ihre Tante wandte.

„Nun?“ rief diese ungeduldig.

— „Nun? enthält der Brief etwa mehr als reine Thatsachen? Haben nicht Sie um Ihres eigenen Vortheils willen

den Prinzen und mich verrathen und verkauft? Haben Sie etwa auch nur so viel Uneigennützigkeit für mich an den Tag gelegt, daß Sie mir Bedingungen einer würdigen Gleichstellung mit meinem Gemahl oder auch nur mit dessen Kindern erwirkt hätten? Und Sie wollen sich nun entsetzen, daß ich in dem Prinzen, der mit mir fühlt und mir seine Liebe bewahrt hat, weil er mich für unschuldig an dem Verrath, für die willenlos Verhandelte hält, einen Freund, einen treuen Verehrer und die einzige fühlende Brust unter den grinsenden Larven dieses Hofes sehe?"

„Aber, mein Kind, bedenke nur das Eine: wenn Dein Gemahl um diesen Briefwechsel erfährt?"

— „Was dann, Tante? dann werd' ich vor ihn hintreten und sagen: Ja, es ist wahr, ich habe den Prinzen geliebt und liebe ihn noch, und habe ihm mein Vertrauen geschenkt und ihn zum Vertrauten meiner innersten Gedanken und Gefühle gemacht. Euer Liebden mögen mich strafen, wenn Sie mich schuldig finden! Und was kann er alsdann thun? Entweder mich tadeln und mir dann vergeben, weil er mir außer diesem Briefwechsel nichts Unrechtes nachweisen kann. Dann wird er wahrscheinlich den Prinzen vom Hofe verbannen, und ich werde mich dann resigniren und Ludolph nur um so inniger lieben, weil er um meinetwillen leidet. — Oder aber, er wird mich verstoßen und unsere Ehe auflösen, dann werden Ludolph und ich aufjauchzen und mit einander in ein fremdes Land gehen und uns heirathen, und unsere höchsten Wünsche gekrönt sehen. Wie also auch die Würfel fallen mögen, sie werden uns einig und entschlossen finden, alle Folgen zu tragen!"

Diese eiserne Ruhe der jungen Frau erfüllte die Gräfin Ferneck mit Grauen, denn sie verrieth genugsam, daß Nachdenken und innerliche Unbefriedigung mit der Gegenwart und leidenschaftliches Gefühl im innigsten Vereine allein eine solche Energie des Entschlusses und einen solchen Muth des Duldens hervorgebracht haben konnten.

„Aber mein Kind, meine theure Caroline!" sagte sie weich und bittend und mit aller Mäßigung, deren sie fähig war; „bedenke doch die Schande, die Schmach, welche der Entdeckung dieses Briefwechsels folgen muß! Erwäge die moralische Verpflichtung, welche Du der Ehre Deiner Familie und den Rücksichten gegen Deinen Gemahl schuldig bist!"

— „Gut, daß Sie mich selbst daran erinnern, Gräfin!“ erwiderte Caroline mit mühsam verhaltener Bitterkeit. „Was für eine Ehre hat meine Familie noch zu verlieren, seit sie mich verkauft und mir eine Stellung schuf, welche wenig mehr ist als die maîtresse en titre eines greisen Fürsten zu seyn? Welche Pflichten und Rücksichten kann ein Gemahl von mir beanspruchen, der mir diejenige Stellung versagt, welche seiner Gemahlin zukommt, der es geschehen läßt, daß ich, als seine eheliche Gemahlin, einer lächerlichen, veralteten Hofetiquette zufolge erst nach meiner Stieftochter rangire, und der grausam verlangt, daß meine frische Jugend seinem eigenen Maulwurfs-Daseyn geopfert werde?“

„Aber bedenke, Caroline, die Moral und das Recht ist auf der Seite Deines Gemahls! . . .“

— „Moral? Recht? Was bedeuten diese Worte in Ihrem Munde, Gräfin, die Sie mich schon vor der Hochzeit beinahe mit dürren Worten gelehrt haben, daß eine Frau in meiner Stellung sich Alles erlauben dürfe, wenn sie nur die nöthige Vorsicht übe, dieß ein Geheimniß seyn zu lassen? Nach Ihrer Moral von damals, Gräfin, hätte ich noch mehr mir erlauben dürfen, als was ich that, denn ich sehe kein Vergehen gegen die Moral darin, wenn ich die Briefe eines Mannes annehme, der mein einziger wahrer Freund ist, der allein mich nicht im Stillen verachtet oder beneidet wie die Anderen, und der sich damit begnügt, daß ich ihm alle Gefühle der Zuneigung und Freundschaft bewahre, welche nur ein inniges Vertrauen vom Weib zum Manne geben kann. Lassen Sie sich gesagt seyn, Gräfin, daß ich mir bewußt bin, noch reiner und besser zu seyn, als Ihre Lehren mich gemacht haben würden, und hüten Sie sich wohl, fürder wieder in meine Geheimnisse eindringen zu wollen, wenn Sie mich nicht geflissentlich herausfordern wollen, Ihnen zuvorzukommen und meinem Gemahl es abzuschmeicheln, daß er Sie vom Hofe entferne, was er gewiß thun wird, wenn ich Sie ihm in Ihrem wahren Lichte zeige!“

Die schöne Gräfin war abgeblitzt, aber eben darum nicht beruhigt, sondern noch in weit größerem Grade beunruhigt und erschreckt. Die Sache war ernster, als sie anfangs ihr erschienen. Wenn Fürst Johann Heinrich dieses Geheimniß ermittelte, wenn dann Caroline ihre Drohung erfüllte und dem Gemahl eingestand, daß sie schon vor ihrer Vermählung die Huldigungen des Prinzen

Ludolph mit Interesse entgegengenommen habe, so mußte des Fürsten Groll auf sie, die Unterhändlerin, und auf den Obristlieutenant v. Kaisersheim fallen, welche dem Fürsten diesen Umstand verhehlt und ihn zu einer Mißheirath mit der Geliebten des eigenen Sohnes veranlaßt hatten. Und doch war am Ende noch weniger Gefahr dabei, wenn der Fürst jetzt gewarnt wurde, wo die Baronin Thannheim vielleicht noch unschuldig war, oder wenigstens nur dem Schein eines strafbaren Verhältnisses unterlag, als wenn dieses Einverständniß, von äußeren Hemmnissen nur noch befestigt, erst wirklich strafbar geworden war.

Die Gräfin Ferneck kämpfte grübelnd einige Tage lang mit sich selbst darüber, was sie thun sollte, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Sie zauderte, Carolinens Vater in dieses Geheimniß einzuweihen, denn von seinem plumpen Zutappen war mehr zu fürchten als zu hoffen. Nur Eines schien ihr unerläßlich: Prinz Ludolph mußte um jeden Preis von Waldau entfernt werden. War er fort, so konnten Mutter und Sohn ruhig mit einander korrespondiren; es blieb dann wenigstens bei dem platonischen Verhältniß. Aber wie war der Prinz zu beseitigen? Da steckte der Knoten. Eine Unterredung, welche der Obristlieutenant mit seiner Tochter gehabt hatte, um ihr die Gefahr vorzustellen, welche ein auch noch so unbefangener Briefwechsel zwischen dem Prinzen Ludolph und der Baronin Thannheim für die Betheiligten und auch für ihn und die Gräfin Ferneck herbeiführen könnte, hatte keinen Erfolg. Bei ihm schlug Caroline eine andere Taktik ein: anstatt sich der Zuneigung und aufrichtigen Liebe des Prinzen zu rühmen, erklärte sie ihrem Vater: sie leugne nicht, mit dem Prinzen schon Briefe gewechselt zu haben, allein von solch unschuldiger Art, daß sie dieselben getrost in die Hände ihres Gemahls legen könnte; und die Anschuldigung der Tante Ferneck sey eine höchst gehässige und muthwillige, die sich nur auf mißverstandene Phrasen und leere Vermuthungen gründe. Und da der Mensch immer dasjenige am liebsten glaubt, was seinen eigenen Wünschen am nächsten kommt, so glaubte und vertraute Herr v. Kaisersheim seinem Kinde und gelobte sich, seiner intriguanten Schwägerin nichts mehr zu glauben. Der Empfang, welchen er der Gräfin Ferneck bereitete, als diese kam, um das Ergebniß seiner Unterredung mit Carolinen zu vernehmen, belehrte die Oberhofmeisterin, daß Caroline ihr eine Contremine gelegt

habe und daß ihr Einfluß auf den Schwager verloren sey. Aber eben hiedurch schien der Gräfin die Gefahr im Wachsen zu seyn: Carolinens Handlungsweise verrieth Trotz, Behutsamkeit, Umsicht und Ueberlegung; die Einflüsse des Prinzen, als eines Meisters in solchen kleinen Intriguen, verbargen sich nicht. Ein entscheidender Schritt mußte geschehen, um den Prinzen bei seinem Vater wenigstens zu verdächtigen, was dann wohl hinreichte, um ihn aus der Nähe Carolinens zu entfernen. Aber durch Wen konnte und sollte dieß geschehen? Wer den Prinzen zu verdächtigen wagte, der übernahm eine Verantwortlichkeit gegenüber vom Fürsten und zog sich die Rachgier des Prinzen zu. Und wer sollte dieß wagen, wenn er nicht ein direktes Interesse dabei hätte? Ein anonymer Brief an den Fürsten war daher schon deßhalb unzulässig, weil sein Ursprung gar leicht auf die Gräfin zurückgeführt werden mochte. Und wer bürgte der Gräfin dafür, daß nicht, wenn der Prinz fort war, Carolinens Gefühle für Ludwig von Idstein wieder reger wurden und sie sich ihm näherte, um ihn wieder an sich zu fesseln und bei ihm Ersatz und Trost zu suchen?

Idstein! die Erinnerung an ihn gab der Gräfin eine Idee ein, die sie als eine ganz glückliche begrüßte. Idstein haßte den Prinzen Ludolph, mußte ihn hassen; er zürnte Carolinen wegen ihrer Treulosigkeit; er mußte also — so combinirte die Gräfin bei sich selbst — von dem Wunsche beseelt seyn, sich an beiden zu rächen. Wenn er erfuhr, daß beide in einem Briefwechsel standen, so konnte er sich's gewiß nicht versagen, dem Fürsten hievon Nachricht zu geben. So folgerte die Gräfin Ferneck, weil sie Idstein's Charakter und Gesinnung mit dem Maßstabe ihrer eigenen bemaß, und darum erfaßte sie mit einer fast unbesonnenen Hast die Idee, Idstein zum Denuncianten des Prinzen zu machen, um dann beide desto sicherer vom Hofe zu entfernen.

Am folgenden Morgen erhielt Idstein ein anonymes Billet, in welches ein leidenschaftlicher Brief des Prinzen Ludolph an eine ungenannte Dame eingeschlossen war, die er um ein Rendezvous ersuchte. Das begleitende Billet enthielt die Behauptung, des Prinzen Schreiben sey für die Baronin Thannheim bestimmt gewesen, und die unverblümte Aufforderung an Idstein, dasselbe dem Fürsten in die Hände zu spielen. Allein Idstein schleuderte die Zuschrift mit Widerwillen von sich, und fragte sich im Stillen,

woher diese Anmuthung wohl kommen und was man dabei bezwecken könne? Es empörte ihn, daß man ihn einer Denunciation für fähig hielt, und er dachte zu gut von Carolinen, um an die Wahrheit der Behauptung des begleitenden anonymen Billets zu glauben. Er fand also bei sich selber keine andere Lösung, als die Vermuthung, diese ganze Geschichte könne entweder eine Mystifikation oder eine Falle seyn, welche ihm der Prinz vielleicht selber stelle, um ihn vom Hofe zu verdrängen.

„Er soll sich in mir irren!“ murmelte er und eilte mit den beiden Briefen an seinen Schreibtisch.

„Mein Prinz!“ schrieb er hastig, „man hat mir so eben diese beiden Briefe in die Hände gespielt, in deren einem ich eine sehr geschickte Nachahmung der Handschrift Eurer Durchlaucht erkenne. Da ich nicht errathen kann noch ermitteln will, wem ich die Mittheilung der anliegenden Schreiben und die Zumuthung einer gemeinen Denunciation verdanke, so geruhen Sie mir zu erlauben, daß ich es Eurer Durchlaucht anheimgebe, die Urheber einer solchen Kabale zu entdecken und dieselben unschädlich zu machen.

„Mit unterthänigster Hochachtung E. D. ergebenster

L. v. Idstein.“

In dieses Schreiben siegelte er die beiden anderen ein und sandte sie spornstreichs dem Prinzen Ludolph. Dieser erblaßte, als er seinen Brief an die Baronin Thannheim auf diesem Wege zurückerhielt, errieth aber alsbald die Urheberin. „Ich muß selbst fort von hier,“ murmelte er. „Sie ruhen sonst nicht eher als bis sie mich vertrieben haben. Caroline hat Recht, wir müssen scheiden, wenn wir uns angehören wollen. Allein die Netze, die man um uns beide zieht, verknüpfen uns nur noch inniger.“

Als der Prinz am Nachmittag zur Tafel ging, begegnete er dem Kammerjunker Ludwig v. Idstein, welcher Dienst hatte; er trat auf ihn zu und sagte: „Ich danke Ihnen, lieber Idstein, für die Mittheilung, welche Sie mir gemacht haben. Der Brief war wirklich von mir, aber an eine andere Adresse, als diejenige mit welcher man Sie mystificiren wollte. Ich bin übrigens froh, daß die Urheber dieser Intrigue sich an Sie wandten, von dessen unbestechlicher Ehrenhaftigkeit ich nun einen weiteren Beweis habe!“ Damit drückte er ihm aufrichtig und herzlich die Hand und blickte ihm zum ersten Mal mit unverhohlenem Wohlwollen in's Gesicht.

Allein Idstein genoß keinen Triumph davon, denn der Umstand, daß ihm des Prinzen Worte gleichsam noch besonders Discretion auferlegten, erschreckte ihn. Es galt also einer Dame, an deren Ruf dem Prinzen etwas gelegen war, und dieß befremdete Ludwig, denn Prinz Ludolph war sonst nicht allzu verschwiegen und rücksichtsvoll in seinen galanten Abenteuern, mochte er diese mit Bürgermädchen, Comödiantinnen oder Damen von Stande haben. Warum also war er hier auf einmal zurückhaltender? —

20.

Zwei weiße Frauen.

Ludwig v. Idstein's Argwohn machte ihn grübelnd und beobachtend, und seinem lauernden Blick entging nicht, daß die Ehrerbietung, womit der Prinz die Baronin Thannheim behandelte, etwas Gesuchtes, Absichtliches, Uebertriebenes hatte. Man heuchelt aber nur, um Andere zu täuschen und seine wahren Gedanken zu verhehlen. Dazu kam noch, daß sich plötzlich das Gerücht verbreitete, Prinz Ludolph beabsichtigte in die Militärdienste einer nordischen Macht zu treten, er habe deßhalb Unterhandlungen angeknüpft und werde nach Austrag derselben abreisen. Wenn Idstein dieß mit dem Inhalt jenes Billets zusammenhielt, so mußte er unwillkürlich eine Art Zusammenhang wie von Ursache und Wirkung zwischen jenen beiden Thatsachen sehen.

Gleichzeitig erschreckte ein dumpfes Gerücht, das von Ohr zu Ohr lief, seit einigen Tagen Hof und Stadt von Waldau. Einige Schildwachen im Schlosse und ein Portier, der den Dienst an der Haupttreppe gehabt hatte, wollten die Weiße Frau wieder gesehen haben. Der Hofmarschall hatte sogar eine Vernehmung der betreffenden Personen angeordnet und den Herrn Kammerassessor v. Idstein damit beauftragt. Aus den Aussagen der Vernommenen ging hervor, daß die gespenstige Erscheinung der Weißen Frau wirklich von drei Zeugen gesehen worden war, — von einem Grenadier des Leib-Bataillons, der im untern großen Corridor Wache gehabt, und die Erscheinung lautlos und gemächlich über die Halle nach den sogenannten Fremden-Appartements des einen

Flügels hatte gehen sehen; — von dem Portier, der auf seiner Bank im obern Corridor eingenickt, plötzlich an einem kalten Luftzuge aufgewacht war und nun die Erscheinung nur noch von hinten sah, wie sie in dem Halbdunkel des dürftig erleuchteten Ganges verschwand, welcher zu den Gemächern der Baronin Thannheim führte; — und endlich von einer Schildwache vor dem hintern Portale des Corps de Logis, welche die Erscheinung deutlich über die Gallerie neben dem Gartensaale hatte schweben sehen. Alle drei erboten sich, ihre Aussagen eidlich zu bekräftigen. Die Zeit, in welcher sie den vermeintlichen Gespensterspuk gesehen, stimmte nicht überein und wich zwischen der Behauptung des erstern und denen der beiden letztern um eine halbe Stunde ab. Die Oertlichkeiten, wo die Weiße Frau gesehen worden war, vertheilten sich auf alle drei Hauptheile des Schlosses.

Als das aufgenommene Protokoll dem Fürsten mitgetheilt wurde, verschloß er es, verbot jede weitere Untersuchung und empfahl das tiefste Stillschweigen. Die Wachposten im Innern des Schlosses sollten zurückgezogen und nur die äußeren Zugänge mit verstärkten Wachen besetzt, auch die sämmtlichen Umgebungen des Schlosses von allen Seiten mit Patrouillen umgangen werden. Der alte Fürst war offenbar nicht ohne einiges Bangen, daß die Erscheinung ihm gelten könnte, allein er wünschte, daß davon kein unnützes Aufheben gemacht werde.

Dieses Gerücht trübte einigermaßen auch die geselligen Genüsse, welche der junge Hof in seinem Flügel des Schlosses feierte, und eine Soiree, welche einige Abende nach der angeblichen Erscheinung von der Erbprinzessin gegeben wurde, um den scheidenden Prinzen Ludolph zu ehren, endete ungewöhnlicher Weise lange vor Mitternacht, und man hatte am Schlusse noch mit einem verzweiflungsvollen Humor starkgläubig genug über die angebliche Erscheinung gescherzt, war aber dennoch mit einiger Eile auseinander gestoben, und der dumpfe Schlag der Schloßuhr über der Bibliothek, welcher die Mitternacht verkündete, hallte gespenstisch durch die Grabesstille des noch ziemlich neuen Gebäudes, fand aber noch manche Fenster beleuchtet. Beinahe in allen Schlafzimmern brannten Lichter, und die Lampen auf den Gängen waren ungewöhnlich helle geschürt.

Es war eine kühle Juninacht, der Neumondhimmel schwarz die Sterne von düstern Regenwolken verschleiert. Ludwig v.

Idstein hatte sich seines Hofkleides entledigt und lag unter dem Fenster seines unbeleuchteten Salons in den Mansarden des Schlosses. Sein Blick haftete drüben auf einem Fenster des jenseitigen Flügels, welches dem Schlafzimmer der Prinzessin Elise angehörte. Lampenhelle schimmerte durch die herabgelassenen Gardinen und geschlossenen Vorhänge, und auf denselben zeichnete sich zuweilen die feine, ätherische Gestalt der Prinzessin ab, mit welcher er heute Abend getanzt und geplaudert hatte, und zu der ihn ein Interesse hinzog, das er sich nicht zu gestehen wagte, weil ein Blick zu jenen Höhen hinauf vermessen gewesen wäre. Und doch konnte er Herz und Sinne dem Zauber nicht verschließen, welchen diese fürstliche Jungfrau auf ihn übte, nicht dem Wohlwollen, womit sie ihn sichtlich auszeichnete. Ach, aus seinen Kinderjahren noch begleitete ihn in's Mannesalter herüber ein schlichter Glaube, in den Prinzessinnen nur eine Art Feeen zu sehen, umgeben mit allen Reizen des Leibes und Geistes, mit allen Vorzügen des Herzens und der Bildung, eine Verkörperung der gütigen Feeen aus den französischen Märchen, die er in seiner Jugend gelesen. Ach, wie rein, erhaben und edel stand Elise da neben dem entthronten Idol seines Herzens, Carolinen!

Plötzlich erschrack der Träumer. Unweit dem Fenster, auf dessen weißer Blende die Gestalt der Prinzessin sich als ein feiner, unruhig auf- und niedergehender Schatten abzeichnete, waren zwei andere Fenster hell erleuchtet und ohne Vorhänge! sie gehörten zur Treppe jenes gegenüberliegenden Flügels, und da an einem derselben beide Flügel geöffnet waren, so sah man deutlich einen Theil der Anlände mit der Balustrade und die breiten Treppenstufen von grauem Marmor, und von denselben sich abzeichnend eine weiße Gestalt, welche langsam die Treppen herunter kam. — Jetzt blieb diese stehen, deutlich stachen ihre Umrisse von der dunklen Treppe ab. Ludwig sprang nach einem Fernglas auf seinem Schreibtisch — nun sah er deutlich, wie die Gestalt an der Bieguug der Treppe stehen geblieben war und sich wie horchend vorüber beugte und in das Hauptgeschoß hinunterlauschte. Nach einigen Minuten aber setzte sich die Gestalt wieder in Bewegung und ging die Treppe hinunter, erschien auf einen Augenblick an der Anlände des Hauptgeschosses, und verschwand dann in der Richtung der Gemächer, welche nur zu den höchsten Festlichkeiten geöffnet wurden.

Das ist kein Spuk, das ist Betrug! tönte es in Idsteins Innern wieder, als er das Fernglas auf den Sims stellte; und einem unbewußten instinktiven Drange folgend, fuhr er in gewöhnliche Kleider, stülpte einen breitkrämpigen Reithut auf den Kopf, warf sich einen leichten grauen Roquelaure um die Schultern, ergriff seinen Degen, und eilte ohne Schuhe durch sein Vorzimmer hinaus auf den Gang und der nahen Treppe zu. Hier besann er sich einen Augenblick — ein Ding, eine Empfindung ohne Namen schnürte ihm die Brust zusammen, ein Gemeng von Scheu vor etwas Unbekanntem, Gefürchtetem, und von innerem Drang, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Endlich stürmte er die Treppe hinab, stand auf dem Corridor des zweiten Stockwerks, blickte scheu rechts und links in die langen matterleuchteten Galerien hinein und war eben im Begriff, mit zwei Schritten der Treppe sich zu nähern, welche hinunter führte, da hörte er einen Ton, wie das Stöhnen einer eisernen Angel an einer vorsichtig geöffneten Thüre, die leise wieder geschlossen wurde, und dann eilige, leise, behutsame Schritte Es war zu spät, vorwärts oder zurück zu treten; es blieb Idstein nichts übrig, als sich rasch in den tiefen Schatten zu ducken, welchen der Pfeiler der Balustrade an der Anlände warf. Alle seine Sinne waren in convulsivischer Spannung und Erwartung, aber schon in der nächsten Minute schrack er zusammen, denn dicht an ihm vorüber ging eine weiße hohe Gestalt, in lange schleppende Gewänder gehüllt, und eilte flüchtigen Fußes und doch nicht unhörbar die Treppe hinunter. Das ist kein Gespenst! dachte Idstein, und ein Strudel von Argwohn, Gedanken, Gefühlen, Vermuthungen wallten in ihm auf und trieb ihn vorwärts. Halb instinktmäßig folgte er der Erscheinung die Treppe hinunter bis in das Erdgeschoß. Hier betrat Istein die Galerie in dem Augenblicke, wo die Weiße Frau in dem Vorzimmer der Fremden-Appartements verschwand. Zweifelnd, zögernd blieb Idstein eine Weile stehen, dann aber faßte er sich einen festen Muth und näherte sich der Thüre des Vorzimmers. Sie stand offen — er horchte. Drinnen war Alles ruhig, ein Lichtkegel von einer der Laternen fiel in das Vorzimmer hinein und zeigte die jenseitige Thüre geöffnet. Nun trat Idstein ein; er kannte die Bauart dieser Gemächer, deren lange Enfilade selten geöffnet ward und aus denen ihm eine kühle, moderige Luft entgegen wehte, ein grauenhaftes Dunkel ent-

gegenstarrte. Erst nachdem das Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, ließen sich die Jalousieen vor den Fenstern durch ihre geringere Dämmerung unterscheiden, und dieß setzte Idstein in den Stand, wenigstens seine Richtung zu behalten. Er durchwandelte lautlos die ganze Zimmerreihe, bis ihm wieder durch eine angelehnte Thüre Lichtschein entgegendrang. Er blickte hinaus und war an der Haupttreppe des Mittelbaus. Jetzt entsann er sich der Aussagen die er protokollirt hatte — dort oben winkte ihm Aufklärung. Die Haupttreppe stürmte er hinan, lautlos, athemlos, während der taktmäßige Schritt der beiden unter dem Portal auf und nieder gehenden Schildwachen hohl und dumpf durch das matt erleuchtete hohe Treppenhaus hallte. Nun war er oben und tastete auf der Anlände an den drei Thüren umher, welche auf dieselbe mündeten. Zwei fand er verschlossen, die dritte gab nach, und er war in der Galerie, die hinter den Gemächern des Mittelbaues herumlief. Alles war still, die ganze Galerie in halb durchsichtige Finsterniß gehüllt, die nur nach links in der Ferne von dem Lichtschein etwas erhellt wurde, der durch die Glasthüre vor den Gemächern der seligen Fürstin hereindrang, von denen jetzt die Baronin Thannheim einige bewohnte. Ein kalter Luftzug strömte von dorther und bewegte die Thüre. Es war als ob eine eisige Faust nach Idstein's Herzen griff, als er seine Schritte dorthin lenkte. Halb hielt es ihn fest, halb zog es ihn hin. Doch wagte er sich nicht weiter als bis an die Glasthüre. Zu beiden Seiten derselben waren Fenster und hinter der Thüre stand ein Lehnstuhl, bei Tag von dem dienstthuenden Lakaien eingenommen. In diesen sank Idstein, den seine Beine nicht mehr weiter trugen, dem der Athem versagte, als er sich jetzt erst unwillkürlich fragte: was willst Du hier? wie kommst Du hieher?

Alles ringsum war grabesstill, nur hie und da bewegte der Luftzug leicht die geöffneten schweren Flügel der Glasthüre und verursachte ein leises Knirschen der Angeln. Der Vorplatz und der Corridor waren leer; doch nein! als jetzt die Thüre wieder in den Angeln kreischte, bewegte sich dort in der halbrunden Nische, der Thüre des Vorzimmers gegenüber, etwas Weißes. Anfangs überlief es Idstein mit einem leisen Schauder, dann aber faßte er sich und lauerte, lauschte. War es eine Gardine, die der Wind bewegte? war es die weiße Gestalt, welcher er

auf dem Fuße gefolgt war? Dieser Zweifel beschäftigte ihn lange, und mit selbstquälerischer Geschäftigkeit suchte er darüber in's Klare zu kommen. Es waren nur wenige Schritte bis dorthin, aber eine unbeschreibliche Scheu hielt ihn ab, diese paar Schritte zu thun und sich Gewißheit zu verschaffen. Wie angewurzelt blieb er sitzen. Bleiern, unerträglich langsam zogen Sekunden und Minuten an ihm vorüber. Jetzt erhebte er von neuem, denn nach der Thüre des Vorzimmers hinblickend sah er die Gestalt der Weißen Frau auf der Schwelle vor derselben, deutlich beschienen vom Licht der Lampe des Vorplatzes, vornübergebeugt wie horchend; die langen weißen fließenden Gewänder die weiße Haube auf dem Haupt, die breiten Spitzen daran so weit herunterhängend, daß die Züge nicht zu erkennen waren, weil überdem noch ein langer schwarzer Schleier über die Stirne hereinhing und bis zu den Knieen herunterwallte.

Nun hörte man ein Flüstern von Stimmen, ein leises Lebewohl! Dann ward die Thüre des Vorzimmers geöffnet, die Gestalt trat rasch zurück in ihre Nische, und aus der Thüre trat langsam eine zweite weiße Gestalt, der anderen ganz ähnlich, nur von höherem Wuchs und massigeren Verhältnissen, und zupfte an dem schwarzen Schleier, den sie leicht über den Kopf geworfen hatte, während sie noch auf der Schwelle stand.

Bei dem ersten Schritt aber, womit diese zweite Gestalt die Schwelle verlassen wollte, trat ihr die andere weiße Frau blitzschnell entgegen, erhob drohend und warnend die Hand und rief dumpf: „Wehe, wehe Ihnen, mein Prinz! was haben Sie gethan?"

Die andere Gestalt war im jähen Schreck zurückgeprallt und an die Wand gesunken; dann aber schien ihr die Besinnung wiederzukehren und sich gewaltsam aufrichtend und vortretend murmelte sie mit einer Stimme, die vor Leidenschaft und Wuth zischte: „Ah! das Gespenst spricht?" und im andern Augenblick hatte sich eine eisenfeste Hand um die Kehle der Weißen Frau gelegt und diese zu Boden gestreckt. „Ah, Frau Gräfin! Sie sind es? Sie haben die Spionin gemacht? Diesen Betrug bezahlen Sie mir theuer, denn schon gestern erschreckten Sie mich drüben auf der Treppe."

„Erbarmen!" stammelte tonlos die halb Erwürgte.

Idstein sah jetzt wohl, wen er vor sich hatte; vom Stuhl emporschnellend, eilte er auf den Vorplatz hinaus, riß den Prinzen

in seiner Vermummung von der röchelnden Gräfin Ferneck hinweg und hielt ihm im nächsten Moment die Spitze des Degens auf die Brust. Prinz Ludolph erschrack und ließ den Schleier fallen, huschte dann in die Galerie hinein und flüchtete.

Als Idstein sich zu der Gräfin herniederbeugte, sah er in ein blaurothes Gesicht mit verzerrten Zügen und weit herausdringenden Augen, die ihn verzweiflungsvoll anstierten. Er sprang auf und wollte sich zur Flucht wenden, da hörte er die halb Bewußtlose stammeln: „Idstein, um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie mich!“ Die Großmuth überwog den Trieb der Selbsterhaltung — er kehrte um und reichte ihr die Hand zum Aufstehen, allein die Gräfin konnte nicht mehr auf ihren Füßen stehen: „Auf mein Zimmer! .... man kommt!“ flüsterte sie, denn ihr Ohr hatte das Zuschlagen einer Thüre im Erdgeschoß vernommen, und Idstein hörte nun auch den Ruf der Schildwachen und ihr Rütteln an den Thüren des Portals. Im Nu hatte er die Gräfin wie ein Kind auf seinem Arme und wollte mit ihr in die Galerie. „Nein! dorthinein!“ flüsterte sie ihm zu und deutete auf ein Kabinet, das nach den Domestikentreppen ging. Idstein schlug diesen Weg ein, drückte die schmale Thüre hinter sich zu und stieg die versteckte Hintertreppe hinan, auf welcher er bald das Mansardenstockwerk erreicht hatte. Die Treppen knarrten unter seinem schweren Tritt, die Steinplatten der Gänge klangen dumpf selbst unter seinem unbeschuhten eiligen Fuß; aber er stürmte vorwärts nach der Wohnung der Oberhofmeisterin und legte dort eine Ohnmächtige auf das Sopha des Vorzimmers. Schon tönte verworrener Lärm aus den unteren Stockwerken herauf und man hörte draußen die Patrouillen anrufen. Idstein glaubte daher seiner Ritterpflicht genügt zu haben, und flüchtete wie ein gehetztes Wild über den langen Gang des einen Flügels und des Mittelbaus nach seiner eigenen Wohnung im andern Flügel hinüber. Zwei, drei Male kam er an Thüren, welche die einzelnen Abtheilungen oder Wohnungen schieden, allein mit verzweiflungsvoller Anstrengung stemmte er die Schulter dagegen, sprengte sie und jagte weiter, nachdem er ihre Flügel dröhnend wieder hinter sich in's Schoß geworfen, daß die Schläfer erschrocken zusammen fuhren und aus Entsetzen vor dem Spuk der Weißen Frau die Köpfe unter die Decken steckten.

In seiner Wohnung angekommen, verriegelte Idstein die

Thüre hinter sich und sank dann selber athemlos und ohne Bewußtseyn zusammen. Als er wieder zur Besinnung kam, war es schon heller Tag. Er hatte keine Zeit, sich selber erst auf Ereignisse der vergangenen Nacht zu besinnen, denn sein Diener trat ihm gleich mit drei Neuigkeiten entgegen: die weiße Frau hatte die ganze Nacht hindurch in allen Räumen des Schlosses gespukt, Fenster und Thüren aufgerissen und wieder zugeschlagen, und alle Insassen des Schlosses geweckt. Prinz Ludolph war am frühen Morgen in aller Stille abgereist, ohne die Stunde abzuwarten, auf welche noch eine Abschiedscour angesagt gewesen war. Und die Oberhofmeisterin Gräfin Ferneck war halb entkleidet todt vor ihrem Bette gefunden worden, von einem Hirnschlag getroffen. Ein Schauder durchrieselte Idstein, aber er beobachtete ein hartnäckiges Schweigen über alle Erlebnisse der vergangenen Nacht.

21.

Vox populi.

Seit jener Nacht, wo die Gräfin Ferneck auf solch' räthselhafte Weise gestorben war, hatte sich eine noch dumpfere und unheimlichere Stille der Langweile über dem Hofe von Waldau gelagert. Schon der jähe Tod der so hoch begünstigten Frau hatte mancherlei Gerede veranlaßt und um so mehr abenteuerliche Deutungen hervorgerufen, als man die Gräfin am Abend zuvor noch ganz heiter, gesund und wohlgelaunt an der Abendtafel mit den ihrer Pflege empfohlenen Prinzessinnen hatte erscheinen sehen, und als nun verlautete, der Aufzug der todt am Fuße ihres Bettes Gefundenen sey ganz identisch gewesen mit der Schilderung, welche die Sage von der Erscheinung der Weißen Frau machte. Es gab Leute genug, welche unbefangen und vorurtheilsfrei genug dachten, um von je her die gespenstischen Erscheinungen der Weißen Frau für Ammenmärchen oder für Betrügereien zu halten, und die nun in dem etwas auffallenden Kostüm, worin man die Oberhofmeisterin angeblich todt gefunden hatte, den Schlüssel zu all den Erscheinungen finden wollten. Diese Leute mochten sogar dem Erbprinzen einen Wink

gegeben haben, daß die intriguante Gräfin von jeher der Gespenster-Erscheinung nicht ferne gestanden habe, um auf diese Weise auf den alten Fürsten zu wirken, der bei all seinem gesunden Urtheil und gemeinnützigen Streben im praktischen Leben wie in philosophischen Dingen doch einen Hang zu derlei theosophischen und mystischen Träumereien nicht verleugnen konnte.

„Höre, Ludwig," sagte er eines Morgens zu dem jungen Idstein, „sende nach Leuchsenring und laß ihn bitten, wenn er von dem Morgenbesuch bei meinem durchlauchtigen Vater kommt, bei mir vorzusprechen. Ich möchte gar zu gerne etwas Näheres über die Symptome der Krankheit wissen, an welcher die Ferneck gestorben ist."

— „Warum dieß, Durchlaucht, wenn ich mich erkühnen darf, eine solche Frage zu thun?" erwiderte Idstein, welcher kaum seine Betretenheit bergen noch sich eines Erblassens erwehren konnte; „lassen Sie doch die Todten ruhen!"

„Requiescant in pace," sagte der Erbprinz sehr ernst; „aber forschen wir wenigstens nach der Art und Weise, wie sie gestorben sind. Denke Dir, Ludwig, es geht unter den Domestiken im Schlosse das eigenthümliche Gerücht um, die Ferneck habe die Weiße Frau spielen wollen, und dabei sey die echte Weiße Frau, die gespenstige Ahnfrau, ihr begegnet und habe ihr den Hals umgedreht. Die Schloßknechte, welche die Leiche auf einer Sänfte aus dem Schlosse trugen, wollten deutlich bemerken, daß der Hals der Gräfin blaue und schwarze Flecken gezeigt habe, als ob ihr der Hals zugeschnürt worden wäre. Leuchsenring hat als Hofmedicus die Leiche untersucht, und muß dieß doch auch gesehen haben, obschon mein Gewährsmann behauptet, man habe bei der Ausstellung der Leiche auf dem Paradebett diese verrätherischen Flecken mit einer dichten Spitzenkrause verdeckt. Hast Du die Oberhofmeisterin nicht auf dem Paradebett gesehen, Idstein?"

— „Nein, Durchlaucht," erwiderte dieser, den ein leises Grauen durchrieselte; „ich war nie eng mit ihr befreundet, und da sie mir in ihrer letzten Lebensperiode noch mit einer unverdienten Animosität begegnete, so hätte es beinahe wie Schadenfreude in den Augen derjenigen, welche unsere gegenseitigen Beziehungen kannten, erscheinen müssen, wenn sie mich als neugierigen Gaffer in dem Hause des Obristlieutenants Geiler am

Paradebett seiner Schwägerin gesehen haben würden. — Allein trotzdem möchte ich doch Eurer Liebden noch einmal die inständige Bitte vortragen, von diesem Vorhaben abzustehen und keine weiteren Recherchen über die Todesart der Gräfin Ferneck anzustellen. Die Gerüchte werden auf ein Nichts, auf leere Vermuthungen oder böswillige Erfindungen hinauslaufen, worin Thatsächliches und boshafter Klatsch sich mit einander vermengen, wie in allen derartigen dunklen Fällen. Die Gräfin hatte Feinde und ein auffallendes Glück gehabt, das ihr Neider gemacht hatte, daher die Sucht, ihr noch nach ihrem Ableben etwas anzudichten."

„Anzudichten?" fragte der Erbprinz; „wenn nun aber die Behauptung von jenen schwarzen Flecken an ihrem Halse wahr wäre? Es ist schon erwiesen, daß sie ihr Mädchen ungewöhnlich früh zur Ruhe geschickt hatte, und diesem sehr gedankenvoll erschien. — Anzudichten? . . . Hältst Du denn nichts auf solche Gerüchte, welche oft mit einer wunderbaren Richtigkeit die geheimnißvollsten Dinge erklären?"

— „Nicht das mindeste Gewicht lege ich auf solche scheinbare Argumente aus geschehenen Thatsachen, Durchlaucht," entgegnete Idstein. „Die Phantasie hat nirgends einen weiteren Spielraum, als in allen geheimnißvollen Dingen, und die abenteuerlichste Deutung wird gewöhnlich am liebsten geglaubt."

„Ich kann Dir hierin nicht beipflichten, Idstein," sagte der Erbprinz. „Vox populi, vox Dei, ist ein alter Spruch, tausendfach bewährt. Die Wahrheit will an den Tag; sie hängt in der Luft, und wird vom Unbefangenen geahnt, wie Diderot oder Helvetius irgendwo sagte. Ich glaube an eine solche vox populi. Es bleibt dabei, Du bestellst mir den Hofmedicus, und um Dich zu überführen, Idstein, sollst Du selbst dabei seyn, wenn ich ihn befrage."

Der Wink, womit der Erbprinz seinen Hofmarschall verabschiedete, ließ keinen Widerspruch zu, und Idstein kehrte in das Adjutantenzimmer zurück, wo er einige Zeilen an Leuchsenring schrieb und dieselben durch einen Läufer absandte. Die Unterredung mit dem Erbprinzen hatte ihn gedankenvoll gemacht; in einer gewissen Aufregung ging er im Gemach auf und ab, und grübelte darüber, ob nicht irgend jemand noch außer ihm ein stnmmer Zeuge jenes Auftritts vor dem Vorzimmer der Baronin

Thannheim gewesen seyn könne. Die Möglichkeit der Entdeckung, daß und in wie ferne er selbst bei jenem Auftritte betheiligt gewesen sey, war ihm eine sehr unliebsame und unbehagliche, denn in welchem Lichte mochte er dann erscheinen? konnte nicht ein Verdacht auf ihn selber fallen, als ob seine Hand aus Rachgier oder irgend einem schlimmen Motiv sich an der Gräfin vergriffen habe? Und wer und was unterstützte seine Aussage gegen den Prinzen Ludolph und Carolinen v. Thannheim, wann er je auf das Aeußerste und in die Enge getrieben erklären mußte, was ihn zu solcher Zeit in die Nähe der Appartements der Gemahlin seines Fürsten geführt habe? Ein leiser Schreck überkam ihn, wenn er sich die ganze Tragweite einer solchen Untersuchung und des bösen Scheines vergegenwärtigte, welcher auf ihn fiel.

„Ich werde leugnen und schweigen," gelobte er sich endlich, mit einem Entschluß, der ihn viele Mühe kostete. Er trat an's Fenster und blickte zerstreut hinaus; da fuhr draußen ein Wagen vorüber, dem ein Läufer in fürstlicher Livree voraussprang. Der Postzug von Schimmeln, die Lakaien auf dem Rücksitze machten ihn stutzig — es war die Baronin Thannheim, die mit ihrer neuen Hofdame, Philippine v. Hövel, zur Morgenpromenade ausfuhr. Ihr Auge begegnete dem seinigen und ein flüchtiges Roth, ein freundliches Lächeln glitt über ihre Züge bei seiner tiefen Verbeugung, die er instinktmäßig am offenen Fenster machte. Dann bemerkte er, wie die Baronin sich noch einmal nach ihm umsah und ihm winkte, — ein Wink wie vordem zur Zeit, da noch das süße Geheimniß des stillen Verlöbnisses zwischen beiden bestand, — ein Wink, nur ihm bemerkbar und verständlich, der ihn aber eiskalt durchzuckte.

„Oh, jene Zeiten sind vorüber, Caroline! — Vox populi!" murmelte er in sich hinein; und in diesem Augenblicke glaubte und dachte er über diesen Gegenstand gerade das Gegentheil von Demjenigen, was er zuvor darüber gegen den Erbprinzen geltend gemacht hatte. „Ich kann füglich schweigen," fuhr er fort; „es wird schon noch einmal die Wahrheit tagen, und dann fahr' wohl, guter Name von dieser beneideten Frau! Dann sehen auch Andere Dich im selben Lichte, Du eitles, unbesonnenes Weib, und mit dem Nimbus Deiner Tugend schwindet auch der Nimbus Deines Standes!"

Leuchsenring folgte dem Läufer auf dem Fuße. Er glaubte im Allgemeinen nicht in Gunst bei dem jungen Hofe zu stehen, daher kam ihm die Einladnng überraschend und schien zu Hoffnungen zu berechtigen, die nicht unwillkommen waren.

„Guten Morgen, mein lieber Hofmarschall!" rief er mit seinem derben, polternden Wesen, das er als vielbeschäftigter Arzt für eine unerläßliche Maske seines Standes hielt; „ist er mit seinem Leibmedicus nicht zufrieden? Ist er krank? ein acuter Fall? Hat die Frau Erbprinzessin Durchlaucht wieder Hoffnungen?"

— „Keines von Allem, mein Lieber! Der Erbprinz wünscht nur Aufklärung über gewisse räthselhafte Erscheinungen, welche ...."

„Bah! spukt denn Jung-Stilling auch am jungen Hofe?" fiel ihm Leuchsenring in's Wort; „muß dieser Wunderglaube auch noch hier die Köpfe verdrehen?"

— „Keineswegs, im Gegentheile handelt es sich um die Aufklärung gewisser ungewöhnlicher Erscheinungen durch physische Nothwendigkeiten .... Allein hier ist die Durchlaucht selbst!"

„Guten Tag, Hofmedicus! kommen Sie nur herein, und Du auch, Idstein! ich sah den Doctor schon ankommen. Nur herein! Natalie — die Prinzessin vielmehr — erwartet Sie mit Ungeduld."

In der That saß die Erbprinzessin schon in dem Arbeitszimmer ihres Gemahls; die Thüren der Nebenzimmer standen offen, aber die ferneren Thüren waren geschlossen, die Gardinen der beiden Fenster des Arbeitszimmer zugezogen, als ob man sogar einen indiscreten Blick von außen entwaffnen wolle. Alles hatte einen seltsamen Anstrich der Geheimnißkrämerei.

„Setzen wir uns, lieber Leuchsenring!" hub der Erbprinz mit gedämpfter Stimme an, und deutete auf Stühle. „Ich achte und schätze Sie sehr hoch, mein lieber Hofmedicus; Sie sind ein Mann von ganz aufgeklärtem Urtheil, gründlichstem Wissen und einer sprichwörtlichen Wahrheitsliebe. Würden Sie so freundlich seyn, mir einige Fragen über Dinge, die mir dunkel sind, offen und gewissenhaft zu beantworten?"

— „Von Herzen gern und nach besten Kräften, Durchlaucht," erwiderte Leuchsenring mit steigender Verwunderung.

„Sie sind ein Naturkundiger ersten Ranges, ein Psycholog

und Physiolog von Fach, Leuchsenring! Sagen Sie mir, was halten Sie von Liebestränken und Amuletten?"

Leuchsenring stutzte, und auch Idstein war verblüfft. „Was ich davon halte, Durchlaucht?" fragte der Leibarzt, und schien etwas betroffen. „Den Teufel halte ich davon, Durchlaucht. Das ist eitel Träumerei und Phantasterei. Ein tüchtiger wollüstiger Kuß, verstohlen gegeben oder genommen, wo man gleichsam in diesem Kuß die Seele trinkt, das ist ein Liebestrank. Begierde wachzurufen, zumal verbotene, die immer verstohlen im Blut und Herzen fortglüht, von einer erregten Phantasie unterstützt, das ist die Kunst, die Geschlechter an einander zu fesseln, und dann kann ein Strumpfband von einem schönen Bein ein wirksames Amulet seyn. Verzeihung, durchlauchtige Frau, daß ich so unverblümt rede, aber naturalia non sunt turpia!"

„Schon gut — Natalie weiß schon, daß Ihr Herren Aerzte Cyniker seyd," entgegnete der Erbprinz; „aber meines Bedünkens ist dieß kein Bescheid auf meine Frage, sondern ein bloßes Ausweichen, ein Umgehen derselben. Halten Sie wirklich dafür, daß es keine Liebestränke gebe, Leuchsenring?"

— „Physische, ja, die gibt es, aphrodisiake, Durchlaucht, momentan wirkende," versetzte der Leibarzt. „Magische aber sind, mit Verlaub, ein schauerlicher Aberglaube, und so wirkungslos wie saure Milch, gleichviel woraus sie auch gebraut seyn mögen."

Der Erbprinz und seine Gemahlin sahen sich betroffen an, als fänden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. „Das ist also Ihre ernste, wirkliche, festbegründete Ansicht, Herr Leibmedicus?" fragte der Erbprinz.

„Meine wohlbegründete Ueberzeugung, die ich gegen alle Fakultäten der ganzen Welt siegreich verfechten will."

— „Aber glauben Sie nicht an die Möglichkeit, Leuchsenring, daß man einer Person auf irgend einem Wege, z. B. durch den sogen. Thiermagnetismus des Wiener Wunderarztes Mesmer, Liebe zu einer andern Person beibringen kann, so daß diese zweite Person wider Wissen und Willen die erste lieben muß und von ihr nicht lassen kann?"

Leuchsenring verneinte lächelnd mit Kopfschütteln. „Ich höre, Durchlaucht, daß Sie neulich bei Hofe dem wissenschaftlichen Kauderwälsch und Gallimathias zugehört haben, welchen der

sonst so achtbare, aber nur entsetzlich leichtgläubige und schwärmerische Jung=Stilling über das neue Heilsystem des r. Mesmer und des Pater Hell preisgegeben hat. Aber das sind eitel Hirngespinnste, denen man eine Art systematischen Gewandes und egyptischen Mysteriums umgehängt hat."

„Allein die Thatsache, daß jene beiden Aerzte durch ihre Magnetkur eine im höchsten Grade wunderbare Heilung an einer jungen Dame von Stande erzielt haben?" rief die Erbprinzessin; „Sie werden zugeben, Herr Hofmedicus, daß dieß doch ein Faktum ist, welches sich nicht wegleugnen läßt!"

— „Oh, weit entfernt, Durchlaucht, daß ich die Richtigkeit dieser Thatsache bestreiten wollte," entgegnete Leuchsenring. „Nur sehe ich darin noch kein großes Verdienst und noch weniger einen schlagenden Beweis für die Unfehlbarkeit dieser Kurmethode. Was ist denn dabei, Durchlauchten? Ein kräftiger, gesunder Mann von starkem Willen heilt eine hysterische junge Dame am Ende auch ohne Hocuspocus von Streichen und Magnetisiren dadurch, daß er ihre krankhaften melancholischen Gedanken beseitigt und den brütenden stumpfen Geist anderweitig beschäftigt und zu einem Willensaufschwung emporrafft. Das thut seit Jahrhunderten bei uns jeder Schäfer oder Scharfrichter, der jedoch statt gelehrter Systeme nur ein Alräunchen oder einen Sargnagel oder ein anderes beliebiges Spielzeug tragen läßt. Mesmer aber ist ein kluger Mann, der unsere Zeit begreift, die Zeit, welche auf der einen Seite den Teufel und den Herrgott leugnet und auf der andern Seite am krassesten Aberglauben, der finstersten Mystik und den abenteuerlichsten Phantastereien der Rosenkreuzerei und anderen Possen mit Andacht hängt, — die Zeit, die aus Vernünftelei Natur und Vernunft verleugnet und sich an das Nichts hängt!"

„So reden Sie, Leuchsenring, der hier für einen Illuminaten und Rosenkreuzer gilt?" fragte der Erbprinz verwundert.

— „Bah, Durchlaucht, Sie spassen! Ich und Illuminat? Daß Gott erbarm'! Nein, gottlob, für dieses Narrenhaus bin ich noch nicht reif!" sagte Leuchsenring. „Glauben Sie mir, Durchlaucht, daß ich zu ernst und zu alt bin für derlei Spielereien, welche nur Schwärmer und müssige Köpfe beschäftigen können!"

„Dann acht' ich Sie um so höher, lieber Hofmedicus!"

versetzte der Erbprinz. — „Aber ich sehe, wir sind von unserem ursprünglichen Thema ganz abgekommen. Meine Frage bezüglich der Liebestränke betraf einen concreten Fall, der ....“

— „Mit Einem Worte,“ fiel die Erbprinzessin ihrem Gemahl in die stockende Rede, — „mit Einem Worte das Gerücht, welches unter den Leuten geht, die verstorbene Gräfin Ferneck habe Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten einen Liebestrank gebraut, den aber aus Versehen ihre Nichte, Fräulein Geiler v. Kaisersheim, dem durchlauchtigsten Herrn gereicht habe, worauf derselbe in Liebe zu der Nichte entbrannt sey.“

„Ja, darauf zielte meine Frage,“ sagte der Erbprinz, sichtlich froh, daß die Mittheilung nun heraus sey, die ihm so schwierig geworden war. „Halten Sie es wirklich für unmöglich, daß die Gräfin Ferneck, die von jeher im Ruf einer kecken, gewandten Intrigantin stand, etwas derartiges gethan habe, wie es ihr im Volksmunde beigemessen wird?“

— „Das sagt man ihr also nach und bringt es gar in Verbindung mit ihrem jähen, räthselhaften Tode?“ fragte Leuchsenring erstaunt. „Mich wundert, daß mir noch nichts derartiges zu Ohren kam.“

„Man verschwieg es Ihnen vielleicht nur deßhalb, Herr Hofmedicus, weil man Ihre Ungläubigkeit kannte und Ihren Spott fürchtete,“ versetzte die Erbprinzessin. „Aber ich kann Sie versichern, daß dieses Gerücht im ganzen Lande und noch weiter verbreitet ist, daß wir es nicht nur von unsern Domestiken gehört haben, sondern daß es uns neulich sogar im Gebirge von Bauersleuten, die uns gar nicht kannten, mit dem gläubigsten Ernste erzählt ward. Ja noch mehr, die Leute wollen sogar die kluge Frau kennen, welche der Gräfin Ferneck jenen Liebestrank gebraut habe, und es soll dieselbe seyn, welche der Baronin Leutrum auch den Liebestrank verschaffte, womit sie den Herzog Karl Eugen von Wirtenberg an sich fesselte. Und ich kann Sie versichern, daß selbst die gebildetsten Personen dieser Deutung Glauben schenken.“

— „Nur Sie beide nicht, meine Durchlauchten!“ rief Leuchsenring lebhaft; „Sie zweifeln an der Wahrheit, sonst hätten Sie mich nicht rufen lassen! Sie stehen zu hoch und zu vorurtheilsfrei, um solchen Unsinn zu glauben! — Von den anderen gebildeten Personen wundert es mich nicht; es gibt nichts denk-

fauleres und leichtgläubigeres, als diejenigen Stände, welche sich für gebildet halten und wie Papageien jede Modethorheit in Ansichten und Glaubenssachen nachbeten, wie sie ihre Perrücken und Fräcke tragen. Aber sagen Sie selbst, Durchlaucht, ist dieß nicht fürchterlich, wenn in einer Zeit, wo ein Rousseau, Voltaire, und die Encyklopädisten in Frankreich, wo ein Lessing und Klopstock in Deutschland wirken und Friedrich der Einzige und Kaiser Joseph regieren, noch solche Dinge geglaubt werden? Vom Volke, von der großen Masse wundert es mich nicht, daß es solche Dinge schwatzt; das hüllt die historische Wahrheit in das Gewand des Allegorischen und erzählt sich die Thatsache gleichsam in symbolischer Gestalt. Weil es nicht offen reden darf, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, so verschleiert es das nackte Factum mit dem mysteriösen, wunderartigen Gewand der Fabel."

„Wie sollen wir dieß verstehen, lieber Hofmedicus?" fragte die Erbprinzessin; „ich gestehe, daß ich nicht recht fasse, was Sie damit sagen wollen."

— „Ich könnte mich leicht verständlich machen, Durchlaucht, wenn ich frisch von der Leber hinweg reden dürfte und meine Ausdrücke Sie nicht verletzen würden!"

„Reden Sie, wir sind ganz unter uns! Sagen Sie rund heraus Alles, was Sie denken, ich bitte Sie, lieber Leuchsenring!" versetzte der Erbprinz.

— „Nun denn, Durchlaucht! Das Volk hat mit seinem Instinkt die Wahrheit errathen, aber sie nicht ganz offen zu sagen gewagt," versetzte der Hofmedicus. „Wie wenige sind dermalen in unserem Lande, die sich unterfangen würden, offen zu sagen: die Ferneck war eine alte Kokette und der Fürst ist ein alter Lebemann, der seinen Wittwerstand noch recht genießen will, und so hat sie es nicht für unmöglich gehalten, daß ihre reifen Reize den durchlauchtigen Herrn noch lüstern machen könnten, namentlich wenn sie ihn zuvor noch mit den frischeren Reizen ihrer Nichte ködere. Der durchlauchtige Herr aber war klüger und nahm den Lockvogel anstatt der Vogelstellerin, weil ihm das Kalbfleisch besser und saftiger erschien, als das Kuhfleisch," setzte er mit einem Gelächter über seine eigene Derbheit hinzu und schien nicht zu beachten, daß die Erbprinzessin sich verletzt abwandte. „Und weil man dieß nicht offen sagen darf, ohne zu

riskiren, daß man in irgend einer Bergveste eingesperrt oder gestäupt wird, so kleidet das Volk dieß euphemistisch in die Allegorie von den Liebestränken."

„Und Sie glauben also wirklich, daß die Gräfin Ferneck Absichten auf die Hand meines durchlauchtigen Vaters hatte?" fragte der Erbprinz.

— „Jenun, eventuell wohl auch auf die Hand, Durchlaucht, aber wohl zunächst nur auf die Gunst Seiner Durchlaucht. Man soll von Verstorbenen nur das Beste reden, aber ich glaube, die Gräfin war weder so scrupulös noch so anspruchsvoll, daß sie nicht auch mit der Stellung einer 'bevorzugten Freundin' sich hätte genügen lassen. Doch war sie allzu klug, um nicht zu resigniren, nachdem sie einmal gesehen, daß ihre Nichte bessere Chancen hatte, als sie, und sie ließ nun alle Minen der Intrigue springen, um den durchlauchtigen Herrn für die Nichte einzufangen, damit sie wenigstens mittelbare Vortheile davon habe. So hat sie denn selbst nicht verschmäht, die Rolle der Weißen Frau so lange zu spielen, bis sie an den unrechten Mann kam und den Spaß mit dem Leben bezahlen mußte."

„Wie so?" rief der Erbprinz erstaunt; „Sie glauben also wirklich? . . ."

— „Wenn mir die verehrten Herrschaften Ihr Wort geben wollen, das für sich zu behalten, was ich Ihnen mittheile, und mich nicht zu verrathen, so will ich Ihnen offen sagen, was ich von der ganzen Sache denke!" entgegnete Leuchsenring mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoll. „Nachdem ich die Leiche der Frau Gräfin Ferneck gleich am Morgen untersucht und später die Obduction vorgenommen, bin ich überzeugt, daß die Gräfin eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Man fand sie halb entkleidet vor ihrem Bette, und die Garderobestücke, welche noch an ihr waren oder um sie herum lagen, das goldene Kreuz in ihrer Hand und die gesteifte Haube auf ihrem Kopfe ließen keinen Zweifel übrig, daß die Frau Gräfin von einem nächtlichen Rundgange im Schloß zurückkam, auf welchem sie die Rolle der Weißen Frau gespielt und als solche die Leute erschreckt hatte. Die ärztliche Untersuchung aber stellte heraus, wie ich es in meiner amtlichen Relation auch gesagt habe, daß die Gräfin erwürgt worden seyn muß. An ihrem Hals waren unzweideutige Spuren von den Fingern einer Männerfaust, die

ihr die Kehle zugeschnürt hatten, und da die Gräfin, die ohnedem etwas wohlbeleibt und stattlich war, auch noch das hatte, was wir Aerzte, salva venia, einen Kropf nach innen nennen, welcher durch das Würgen in eine rasche Entzündung gerieth, so ist mit allem Fug zu vermuthen, daß sie beinahe unmittelbar nach ihrer Rückkehr von dem Rundgange an einem sogenannten Steck- und Schlagflusse oder einer Lähmung der Kehlkopfklappe erstickt ist."

„Das ist ja gräßlich!" rief die Erbprinzessin mit einem tiefen Seufzer und Grauen; „aber wer mag die Gräfin erwürgt haben?"

— „Wer? jenun, ein Mann, der sich nicht durch die Gespenster-Erscheinungen schrecken ließ, sondern hinter dem Schleier Fleisch und Blut vermuthete!" rief Leuchsenring. „Vielleicht eine Schildwache oder ein Hatschier, vielleicht irgend ein ganz braver, harmloser, unschuldiger Mensch, dem die Erscheinung auf dem Heimwege im Schloß den Weg vertrat und der recht keck und täppisch oder vielleicht auch im Schreck zugriff, denn der Schrecken raubt auch dem Besonnensten das klare Urtheil, und der Würger ist unbedingt unschuldig oder unzurechnungsfähig."

„Das ist ja entsetzlich," stimmte nun auch der Erbprinz ein. „Und doch klingt es ganz glaubwürdig und wahrscheinlich! Und Sie stehen für die Wahrheit alles dessen ein, was Sie uns erzählt haben?"

— „Für die Wahrheit der gefundenen Thatsachen, Durchlaucht, jedoch wohlgemerkt nicht für die Richtigkeit der Vermuthungen, die ich nur als Schlüsse aus Thatsachen gegeben habe."

„Und was sagst Du dazu, Idstein?" fragte der Erbprinz seinen Hofmarschall, der seither nur als unbeachteter stummer Zeuge dabei gesessen und sich glücklich gepriesen hatte, daß ihn niemand aufmerksamer beobachtete, denn die vernommenen Mittheilungen hatten ihn in eine gewaltige Aufregung versetzt.

Idstein zuckte die Achseln. „Was ist da zu sagen, Durchlaucht?" versetzte er ausweichend. „Dasjenige, was der Hofmedicus verbürgen kann, ist schon gräßlich genug, warum also nach weiteren Conjecturen und Möglichkeiten jagen, die nur die W a h r s c h e i n l i c h k e i t für sich haben, ohne der Wahrheit darum näher zu kommen?"

„Idstein hat Recht, Natalie," wandte sich der Erbprinz zu

seiner Gemahlin; „er hat Recht, wie immer. Ich danke Ihnen, Leuchsenring! Sie haben uns wirklich Aufklärung gegeben — Licht zwar nicht, aber Dämmerung. Allein das Licht würde uns blenden, irre machen; überlassen wir es der Zeit, daß sie uns den vollen Tag bringe, wenn unser Auge erst an die Dämmerung gewöhnt ist. Meinen besten Dank, Leuchsenring! ich bleibe Ihnen wohlgewogen!"

Dieser blieb jedoch, als ob er den Wink nicht verstanden habe, der ihn entließ. „Meine Durchlauchten," sagte er, „ich bitte nicht zu vergessen, daß Sie geruht haben, mit Ihrem fürstlichen Worte mir Discretion zu versprechen. Sie begreifen, daß es eine Existenzfrage für mich in meiner Stellung ist, wenn man je erfährt, daß ich mir Schlüsse und Folgerungen erlaubte..."

„Seyn Sie ruhig, Sie haben ja unser Wort!" sagte der Erbprinz. „Uebrigens dürften Ihre Folgerungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen, denn ein Arzt weiß doch um manches, was anderen Sterblichen entgeht."

— „Und was er eigentlich für sich behalten sollte," setzte Idstein leise hinzu, als er und Leuchsenring, welchem er auf des Prinzen Wink das Geleite gab, außer Hörweite waren. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Hofmedicus, aber dießmal haben Sie einen dummen Streich begangen, indem Sie so offen und frischweg schwatzten."

„Meiner Treu, ich fürchte selber, daß Sie Recht haben, Herr Hofmarschall!" versetzte Leuchsenring. „Verdammt, daß ich mich so treuherzig machen ließ, aber wenn man so in das Schwatzen und Plaudern hinein kommt, so läuft der Mund unwillkürlich von Dem über, wessen das Herz voll ist. Uebrigens habe ich ja ihr fürstliches Wort und auch das Ihrige, Herr Hofmarschall! Freilich habe ich auch Ihnen gegenüber einen dummen Streich gemacht, denn man sagt ja, Sie haben der Baronin Thannheim früher gehuldigt."

— „Das ist vorbei — ich habe keine Lust, ihr Ritter zu werden, aber lernen Sie schweigen, mein Lieber, oder Sie rennen noch in Ihr Unglück."

Leuchsenring ging, und Idstein gab sich wieder düsteren Gedanken und Sorgen hin. Die Mittheilungen des Arztes hatten ihn tiefer erschüttert, als er zu Tage treten ließ. Caroline erschien ihm nun weit schuldiger als zuvor, die Mitschuldige

der Ränke ihrer Tante. So war also, wenn Leuchsenring's Vermuthung sich bewährte, schon die erste Erscheinung der Weißen Frau ein zwischen Tante und Nichte verabredetes Gaukelspiel gewesen, um irgend einen geheimen Zweck zu erreichen? Und Carolinens Verhältniß zum Prinzen Ludolph? . . . Aber noch ernster waren die Befürchtungen, welche sich Idstein jetzt aufdrängten, wenn er an den Antheil dachte, den er selbst an den Ereignissen jener Nacht gehabt hatte. Mußte nicht er als der Mörder der Gräfin erscheinen, wenn irgend jemand ihn gesehen hatte, wie er die halbtodte Gräfin auf ihre Zimmer trug, oder wie er aus denselben zurückkehrte? Fehlten ihm nicht alle und jede Mittel, sich von dem Schein einer solchen Schuld freizumachen? Er dachte an seine Ehre, seinen fleckenlosen Namen, die nun von einem bloßen Zufall abhingen. Ihm bangte, bei allem Bewußtseyn seiner Unschuld, für diese beiden höchsten Güter des Mannes, denn er mußte sich sagen, daß er eher geopfert werden, als daß man den Prinzen Ludolph schuldig finden lassen würde, wenn die Wahrheit zu Tage käme, und verwünschte herzlich die erste Annäherung an Carolinen, die er nach der Heimkehr von seinen Reisen gemacht hatte. O wie sehr hatte Dahlbenden damals Recht gehabt, ihn zu warnen!

Mittlerweile waren der Erbprinz und seine Gemahlin allein und die letztere warf sich weinend an den Hals ihres Gemahls und rief: „O Johann, das ist ja furchtbar! Was haben wir Deinem Vater gethan, daß er diese Qual und Schmach über uns verhängte? Welche Demüthigung, daß wir uns unter eine solche Frau beugen müssen, wie diese Baronin Thannheim, die Nichte einer Intrigantin, einer Abenteurerin, welche inmitten ihres Betrugs den Tod fand! O, mein Lieber, womit hab' ich dieß verdient?"

„Sey nur ruhig, Natalie!" bat er beschwichtigend; „ich gebe zu, es ist hart, sehr hart für eine Prinzessin von Geblüt, sich so unter eine derartige Person beugen zu müssen. Aber wir wollen dieser Demüthigung so viel wie möglich ausweichen, wir wollen für uns bleiben und gute Miene zum bösen Spiel machen. Es ist ja nun einmal nicht zu ändern, und es ist ein Glück, daß es nicht lange dauern kann, denn mein Vater ist schon alt und eine Nachkommenschaft aus dieser Ehe nicht zu hoffen . . . ."

— „O mein Gott, welch ein ärmlicher Trost!" rief die Prinzessin; „ist nicht schon ein Augenblick der Schmach hinreichend? sollen es denn Jahre seyn? Wie sehr bedaure ich, daß wir damals die Aufforderungen Deines Bruders Ludolph zur Opposition gegen diese Heirath von uns wiesen? Hättest Du und Dein Bruder Heinrich zu ihm gehalten und wir die Hülfe meiner Verwandten angerufen, so wäre die Heirath gewiß noch zu hintertreiben gewesen! Und welche Schmach für unsere Kinder, mein Lieber! Bedenke, daß wir mehrere Töchter haben! Wie sollen wir sie vermählen, wenn alle deutschen Fürstenhäuser mit Geringschätzung auf uns zeigen, seit Dein durchlauchtiger Vater seiner fürstlichen Würde so viel vergeben hat? Unsere armen, armen Kinder sind sogar compromittirt durch diese Verbindung! Haben wir nicht erlebt, daß Dein Bruder Ludolph selbst unverrichteter Dinge vom Hofe von A. abreisen mußte, ohne die Hand von einer der Prinzessen zu erlangen, weil die Heirath Deines fürstlichen Vaters den Fürsten von A. so sehr verletzte?"

„Das alles vergißt sich im Laufe der Zeit, meine Theure!" erwiderte der Erbprinz. „Die ganze Welt fügt sich am Ende in eine vollendete Thatsache, und die Vernünftigen werden diese Mesalliance nicht uns entgelten lassen. Die Stiefmutter ist mir zwar sehr fatal ...."

— „Fatal? nur fatal?" loderte die Erbprinzessin auf; „ich, ich hasse sie glühend und unversöhnlich, diese Intrigantin. Wie zahm Du bist, wie entsetzlich zahm, Johann! Ich sage Dir, mein Lieber, Du und Dein Bruder Heinrich habt gar kein Eisen im Blut. Ihr seyd zu schüchtern, zu delikat, zu unentschlossen einem solchen schreienden Affront gegenüber. Da ist doch Prinz Ludolph noch ein ganz Anderer als ihr! Obschon der jüngste, ist er doch der einzige von euch drei Brüdern, der Energie und Muth hat; aber mir ahnt auch, daß er eben darum euch beiden älteren Brüdern Opposition macht und es mit der Thannheim hält gegen euch. Jedoch sey es darum! wenn Du so zahm und unentschlossen bist, mein Lieber, so will ich desto schroffer und stolzer gegen die Thannheim seyn und ihr die Kluft fühlbar machen zwischen meinem Blut und dem ihrigen, zwischen meinen Hoheitsrechten und dem usurpirten Schein, den ihr Zufall und Kabale zugeworfen! Sie soll erfahren, wessen eine gekränkte

Fürstin und Mutter fähig ist!" Und damit brach sie von neuem in Thränen ohnmächtigen Grimms und Grolls aus, und eilte endlich auf ihre Gemächer, weil sie ihren Gemahl nicht aus seiner zahmen Pietät aufstacheln konnte.

Prinz Johann suchte seinen Hofmarschall auf, der schon an dem verdrießlichen Gesichte seines Herrn sah, welch unangenehmen Eindruck derselbe von den Mittheilungen des Hofmedicus hingenommen. „Du hast wieder einmal recht gehabt, Idstein," sagte der Erbprinz traurig. „Ich hätte diese Sache nicht aufdecken sollen. Sie hat mich verstimmt, und Natalie ist außer sich. Das, was sie von Leuchsenring gehört, hat ihr Selbstgefühl im höchsten Grad beleidigt und sie namenlos empört. Es war unklug und undelikat von dem Hofmedicus, uns dieß alles zu erzählen."

„Aber Sie drangen ja so sehr in ihn, Durchlaucht," sagte Idstein entschuldigend; „er hatte ja beinahe keine andere Wahl, und wenn ich es auch nicht gerade loyal finde, daß er die Pflicht des Schweigens, die dem Arzt und dem Beichtvater unverbrüchlich seyn sollte, gebrochen hat, so geschah es doch nur auf quasi ausdrücklichen Befehl ...."

— „Mit nichten, Idstein!" rief der Erbprinz. „Die Geschichte mit dem Erwürgen hat er ungefragt erzählt, — ganz unvermittelt!"

„Aber es war ja doch dieß gerade der Gegenstand, welchen Durchlaucht von ihm wissen wollten ...."

— „Allerdings, anfangs wollte ich dieß wohl, aber später besann ich mich eines Andern, und er erzählte es dennoch. Das ist es gerade, was ich ihm zum Vorwurf mache."

„Durchlaucht legen vielleicht einen zu hohen Werth auf Leuchsenring's Mittheilungen überhaupt," sagte Idstein. „Durchlaucht wollen geruhen, nicht zu vergessen, daß der Hofmedicus neben einigen constatirten Thatsachen nur viele Suggestionen und Conjecturen und Schlußfolgerungen auf blosen Anschein hin oder eigene Combinationen vorgebracht hat ...."

— „Nicht wahr, das hat er?" fiel ihm der Erbprinz lebhaft in's Wort. „Es war sogar impertinent von ihm, frevelhaft vermessen, über Personen von Rang so zu reden ...."

„Er ist ein harmloser Schwätzer, Durchlaucht, wie die meisten Waldauer überhaupt! Unser Land ist die Heimath der kopflosen suffisanten Schwätzer."

— „Aber dieser Leuchsenring ist boshaft, vorlaut, epigrammatisch mit seinem Eulenspiegelswitz und seinen Jahrmarktspässen," rief der Prinz. „Mich hat er in eine schöne Verlegenheit gebracht. Natalie glaubt nun alles, weil es sie in ihrem Widerwillen gegen die Thannheim bestärkte, und sie haßt diese jetzt glühend und brennt vor Begierde nach einer Gelegenheit, um ihr Müthchen an der Emporkömmlingin zu kühlen. Und wie soll ich jetzt all diese vorgefaßten Meinungen aus diesem eigensinnigen verzogenen Köpfchen einer Prinzeß hinausbringen und sie überführen, daß eigentlich noch gar nichts von den dummen Behauptungen dieses Raisonneurs bewiesen ist, der mir nun ganz fatal geworden ist? Das ganze Unglück muß nun ich Aermster wieder ausbaden! daß ich doch Deinem Rath gefolgt wäre, Idstein!"

Damit eilte er ganz entmuthigt hinaus, und Idstein schaute ihm mit einem Blicke nach, der nichts weniger als Bewunderung ausdrückte.

22.

Ein Zusammenstoß bei Hofe.

Die Erbprinzessin Natalie brauchte nicht lange nach einer Gelegenheit zu suchen, um ihren Groll und ihre sittliche Empörung gegen die Stiefmutter zu Tage zu kehren. Die Baronin Thannheim bot selbst den sehnsüchtig erlauerten Anlaß dazu, indem sie sich eines Tages zur Aufführung einer kleinen Komödie einlud, welche in den Gemächern der Erbprinzessin im engsten Cirkel aufgeführt werden sollte. Prinzessin Natalie ließ sogleich antworten, die Aufführung sey rückgängig gemacht, weil sie selbst erkrankt und auch mit der Wahl des Stückes nicht mehr einverstanden sey, weßhalb sie bedaure u. dergl. m. Dennoch aber fand die Aufführung am selben Abende, jedoch nur im allervertrautesten Kreise statt, und niemand von den Mitspielenden wußte um diesen Zwischenfall mit der Baronin Thannheim. Die Baronin Thannheim erfuhr jedoch, daß die Vorstellung doch trotzdem stattgefunden hatte, und weit entfernt, diese herausfordernde Beleidigung zu ignoriren oder derselben höchstens einmal unter vier Augen gegen

die Erbprinzessin zu erwähnen und diese damit zu beschämen, was das Klügste gewesen wäre, eilte sie sogleich zu ihrem fürstlichen Gemahl, um sich unter Thränen des Zornes und des Aergers über diese absichtliche Kränkung zu beklagen und ungestüm Genugthuung zu verlangen.

„Aber mein liebes Kind, ich kann daran gar nicht glauben," sagte der greise Fürst, der über diesen Vorfall förmlich erschrack. „Ich bin überzeugt, daß die Erbprinzessin dieß nicht gethan hat, und daß alles auf einem Mißverständniß beruht. Meine Schwiegertochter ist doch sonst ein so gutes, liebes, freundliches Wesen, eine hochgebildete feine Prinzeß und begegnet Dir mit aller geziemenden Liebe und Ehrfurcht — ich kann es nicht zusammenreimen mit ihrem ganzen Wesen — es ist unmöglich und unglaublich."

— „Aber ich kann Euer Liebden versichern, daß es nur allzu wahr ist," kreischte Caroline, welche der Groll ganz außer sich brachte. „Man hat mich geflissentlich beleidigt und mir absichtlich die Unwahrheit gesagt. Ich habe Beweise, vollgültige Beweise, und ich hoffe, daß Euer Liebden nicht blos auf das meiner geringen Persönlichkeit widerfahrene Unrecht, sondern auf die empfindliche Kränkung und Zurücksetzung der Gemahlin Eurer Liebden das Hauptgewicht legen werden. Mein Ansehen und meine Autorität am ganzen Hofe sind für immer verscherzt, wenn diese Thatsache bekannt wird."

„Ei was, mein Kind, solch ernste Folgen hat eine solche Kleinigkeit nicht," erwiderte der Fürst, dem es schon im höchsten Grade fatal war, daß man ihn aus seinem gewohnten Gleichmuth aufschreckte. „Das sind kleinliche Weibergeschichten, Klatschereien, Hetzereien, Eifersüchteleien; — ich würde meiner eigenen Würde zu viel vergeben, wenn ich eine solche Sache nur näher untersuchen wollte. Sey vernünftig, Carolinchen, und ignorire den Fall, das ist die edelste Rache, die Du nehmen kannst! Beschäme die Prinzessin, wenn sie, was ich immer noch nicht glauben will, je so taktlos gewesen wäre. Jetzt aber bitte ich Dich, mein liebes Hühnchen, laß mich in Ruhe — ich habe Staatsgeschäfte."

Johann Heinrich fürchtete von jeher nichts so sehr als Aufregungen und leidenschaftliche Auftritte dieser Art; es war sein Grundsatz, alle solche Dinge von sich fern zu halten oder wenn

dieß nicht anging, ihre Untersuchung so lange zu verschieben, bis der spitzeste Stachel des Grolls abgestumpft und seine Vermittlung behufs einer Aussöhnung leicht war. Er ließ deßhalb jetzt seinen vertrauten Minister rufen, um Carolinen zu entfernen, auf deren leidenschaftliche Zornesergüsse er gar nicht mehr zu hören beeifert war, so daß diese endlich mit noch gesteigertem Groll sich entfernen mußte, und auf ihre Gemächer zurückkehrte.

„Philippine, das überleb' ich nicht!" rief sie ganz außer sich vor Zorn, als sie sich wieder in ihrem Salon befand; „er läßt mich beschimpfen und rührt weder Hand noch Fuß, um mir Genugthuung zu verschaffen! Ist dieß nicht himmelschreiend? Ich möchte bersten vor Wuth und Haß! Er will mir nicht glauben und hält der Prinzessin die Stange. Ich soll ignoriren, ich? um dieser faden Fratze von Prinzessin willen? Nein, nimmermehr!"

— Nimmermehr, Euer Liebden!" bestätigte die Hövel. „Die Kränkung war zu eclatant, die böse Absicht zu augenscheinlich. Euer Liebden sollen Ihre vollkommene Sühne haben, ich werde das schon fertig bringen, Euer Liebden müssen nur mich ganz handeln lassen!"

„O wenn Sie dieß könnten, Philippine! ewig wollte ich Ihnen danken! rief die Baronin Thannheim lebhaft. „Haben Sie einen Plan?"

— „Einen vortrefflichen, Euer Liebden! wir müssen das Eisen schmieden, so lange es noch heiß ist," erwiderte Fräulein v. Hövel; „heute können wir noch etwas beweisen; morgen aber oder schon heute Abend werden alle Mitspielenden und Zuschauer von der Prinzessin die Ordre haben, alles abzuleugnen, wenn sie erst die Gefahr ahnt, welche ihr durch Eurer Liebden Klage droht! Lassen Sie mich allein handeln und geruhen Sie sich in meine Anordnungen ganz blindlings zu fügen!"

„Ich will alles thun, Philippine, wenn nur Ihr Plan reussirt, wenn Sie nur die Erbprinzeß als Lügnerin vor der Durchlaucht und dem ganzen Hofe hinstellen können. Verfügen Sie ganz über mich!"

„So lassen Sie uns nur warten, bis das erbprinzliche Ehepaar seine Morgenspazierfahrt angetreten hat, und ich werde dann sogleich meine Minen zu Eurer Liebden voller Zufriedenheit spielen lassen!" sagte die Hövel.

Eine Viertelstunde später meldete ein Lakai dem Hoffräulein ganz im Vertrauen, daß der Erbprinz und seine Gemahlin mit dero Kindern ausgefahren seyen. „Ganz gut, Braun! gehen Sie zum Hofmarschall Seiner Durchlaucht des Erbprinzen, dem Freiherrn v. Idstein, und entbieten Sie denselben hieher zur Frau Baronin von Thannheim Erlaucht, die ich einstweilen darauf vorbereiten werde!" Damit ging sie in die inneren Gemächer der Thannheim, wo wenige Minuten später der Klingelzug beinahe abgerissen wurde. Pagen, Kammerfrauen, Kammerdiener und Lakaien stürzten in den Salon, um zu erfragen, was es gebe. Fräulein v. Hövel trat ihnen verstört und mit allen Anzeichen höchsten Schreckens und gewaltiger Aufregung entgegen. „Mes enfants, um Gottes willen helft, helft! Eilt zum Hofarzte, zu Seiner Durchlaucht! Himmel, welch ein Unglück!"

„Was ist denn geschehen?" rief die ganze Dienerschaft durcheinander und reckte betroffen die Hälse.

— „Sie stirbt! sie ist am Ersticken! Schafft mir den Arzt, den Chirurgen, die Durchlaucht zur Stelle!" rief die Hövel ganz kopflos. „Ihre Liebden die Frau Baronin liegt in Krämpfen, dem Tode nahe!"

„Großer Gott, welch ein Unglück!" schrie alles und stob auseinander.

— „Es geht ganz gut, Euer Liebden!" sagte Frau v. Hövel zu der Baronin, die mit zerrauftem Haar und ungeordneten Kleidern auf ihrem Bette lag. „Der Allarm wird sogleich im Schlosse verbreitet seyn und Se. Durchlaucht herbeirufen. Geberden Sie sich nur recht trostlos und schreien Sie und verrenken Sie sich wie in den heftigsten Krämpfen! Ahmen Sie ein hysterisches, krampfhaftes Schluchzen nach und geben Sie sich ganz untröstlich!"

Die Komödie war in vollem Gange, denn Caroline war eine sehr gelehrige Schülerin, als der Hofarzt Leuchsenring hereigerannt kam. Er konnte zwar aus dem Zustand der hohen Patientin nicht recht klug werden, erkannte aber doch, daß eine tiefe Gemüthsbewegung die Ursache des ganzen Anfalls seyn mußte, verschrieb niederschlagende Pulver und verordnete ein Bad, vor Allem aber absolute Ruhe. Dann ging er mit dem Versprechen, in zwei Stunden wieder zu kommen, um nach dem Befinden zu sehen. Auf dem Corridor begegnete ihm der greise Fürst, ganz tief erschüttert und erschrocken.

„Wie ist es, Leuchsenring? Was ist geschehen?" fragte die Durchlaucht ganz verstört.

— „Wer weiß es, Durchlaucht?" versetzte der Arzt. „Eine ganz ungewöhnliche Gemüthsbewegung, eine tiefe Erschütterung des innersten Seelenlebens, ein Zusammentreffen der verschiedensten Affekte! Eine Krisis im Anzuge, von deren Ausgang alles abhängt. Es kann noch gehen wie es will, Durchlaucht. Das Bewußtsein ist getrübt, durch Fragen nichts zu ermitteln. Ich rathe vor allem zu gänzlicher Ruhe und zu Beseitignng des Anlasses, wenn dieses möglich ist."

„Großer Gott! und dieß alles so plötzlich?" fragte die Durchlaucht. „Noch vor einer halben Stunde sprach ich meine Gemahlin, und wer hätte denken sollen, daß eine so leichte Alteration solch schwere Folgen haben könnte!"

— „Eine Alteration also?" rief Leuchsenring; „dacht' ich es doch gleich, obschon die Erlaucht nichts davon gestehen wollten. Eine Alteration bei einer Dame von solch lebhaftem Gefühl und raschem Temperament ist keine Kleinigkeit, Durchlaucht, zumal in dem Zustande, worin die Frau Baronin sich befinden, wenn ich mich nicht täusche. Es ist ja ein wahres Verbrechen, eine Frau in solchen Umständen zu alteriren!"

„Versteh' ich Sie recht, Leuchsenring?"

— „Oh, Durchlaucht müssen am besten wissen, was ich meine! Aber um Vergebung, Durchlaucht! ich muß mir den Fall der Frau Baronin noch genauer erwägen!" .... damit stürzte er davon.

Den alten Herrn wollten seine Beine kaum mehr die Treppe hinan tragen zu den Gemächern seiner Gemahlin. Im Salon empfing ihn Frau v. Kniestett, die andere Hofdame der Baronin, und wollte ihn durchaus nicht zu der Kranken einlassen. „Ich bitte unterthänigst um Vergebung, Durchlaucht; aber der Hofmedicus hat ausdrücklich geboten, daß niemand bei der Erlaucht eintrete als wen sie selbst verlangt, und Ihre Liebden haben nur Fräulein v. Hövel zu sich beordert.... Ich bin ganz trostlos, Durchlaucht, aber ich darf nicht anders...."

Sie war taub gegen all sein Bitten — er durfte nicht hinein; das Höchste, was der Fürst erlangte, war, daß er hinter der Portiere stehend in das Schlafzimmer seiner Gemahlin hineinblicken durfte. Sie kreischte wie aberwitzig und verzweiflungs=

voll hinaus und wünschte sich laut den Tod, während sie unter krampfhaftem Schluchzen und Zittern und Verrenkungen sich an Fräulein v. Hövel anklammerte und zwischenhinein wieder in verworrene Ausrufe ausbrach.

„Oh, warum ließ er mich nicht in meiner glücklichen Zurückgezogenheit, in meinem bescheidenen stillen Frieden?" rief Caroline. „Alles, alles hingeopfert zu haben für einen Mann, den man liebt und verehrt wie ein Idol, und nicht einmal Glauben bei ihm zu finden! O Philippine, das zerreißt das Herz! .... Alle hassen und beneiden mich, alle lauern mit Begierde nur auf die Gelegenheit mich zu kränken und zu demüthigen, und was werden sie erst mit mir Aermster beginnen, wenn sie sehen, daß ich keinen Beschützer mehr habe? daß sogar mein durchlauchtiger Gemahl .... O, ich bin allzu unglücklich, um länger zu leben, ich habe auch nicht Einen Freund am Hofe..."

— „Nicht doch, Eure Liebden irren!" sagte die Hövel begütigend und einschmeichelnd; „wollen Sie denn meine Ergebenheit von sich stoßen?"

„Ja, Sie, Philippine, Sie sind die Einzige! Aber mein eigener Gemahl liebt mich nicht und hat mir sein Vertrauen entzogen! Ich soll Unrecht haben, damit die Prinzessin nicht als Lügnerin dasteht, denn ich bin eben ein Soldatenkind und keine Prinzeß! Womit hab' ich das um meinen theuren durchlauchtigen Herrn verdient..."

— „Oh, glauben Sie dieß nicht, gnädigste Frau! Euer Liebden gehen gewiß in dero Schmerz zu weit!" entgegnete Fräulein v. Hövel. „Seine Durchlaucht ist so seelengut, so edel und gerecht. Wenn Seine Durchlaucht ahnen würden, welche gehässigen Mittel angewendet werden, um Eurer Liebden weh zu thun und mit Nadelstichen zu tödten, Hochdieselben würden sicher dero Abneigung vor allen Scenen bezwingen und Eurer Liebden Satisfaktion verschaffen. Ich erkühne mich zwar zu vermuthen, daß Euer Liebden die Sache allzu ernst nehmen, aber Euer Liebden haben ja nie Anlaß dazu gegeben, daß man Sie so sehr kränke, und unschuldig leiden zu müssen, ist so hart. Aber lieber unschuldig leiden als Unrecht thun, meine gütige, gnädigste Herrin!"

Der tief erschütterte Fürst hatte genug gehört und trat in das Schlafgemach seiner Gemahlin, die bei seinem Anblick einen

verzweiflungsvollen Schrei ausstieß und wie ohnmächtig in die krampfhaft umspannten Kissen zurücksank.

„Euer Durchlaucht hier?“ rief Fräulein v. Hövel aufspringend. „In diesem Augenblick? Ich bitte, ich beschwöre Eure Durchlaucht sich wieder zu entfernen. Die gnädige Frau Baronin ist zu tief erschüttert, sie muß sich erst ausweinen, um ruhiger zu werden, sie ist dem Aberwitze nahe.

— „Gut, ich will gehen, aber wie kam denn alles?“

„Ich weiß nichts, Durchlaucht, als daß, wie ich vor einer halben Stunde hier eintrat, um der Erlaucht zu melden, daß ich nach dero Befehl den Chevalier Idstein habe herbescheiden lassen, ich Ihre Liebden fast bewußtlos in Krämpfen und schluchzend auf dero Bette gefunden habe und keine Antwort auf meine inständigsten Bitten und Fragen erlangen konnte,“ entgegnete die Hövel. „Erst jetzt milderte sich der wilde stumme Schmerz der gnädigsten Frau, aber mit der allmählig wiederkehrenden Besinnung stellt sich auch das Bewußtseyn ihres ganzen Unglücks ein .... Es scheint, daß Ihrer Gnaden ein schreiendes Unrecht und eine höchst empfindliche Kränkung widerfahren ist.“

— „Sie soll Genugthuung bekommen, volle Genugthuung; mein fürstliches Wort darauf!“ sagte Johann Heinrich, und zum Bette vortretend schlang er zärtlich den Arm um die junge Frau, die in ihrem namenlosen Schmerze noch so rührend schön war, suchte sie aufzurichten und rief: „So komm' doch zu Dir, mein Engelchen! mein Hühnchen, mein Täubchen! Du hast mich ja ganz mißverstanden, mein Herzchen! Ich will ja alles untersuchen und Dir vollständige Sühne schaffen! Wie konnt' ich auch denken, daß Du die Sache so ernst nehmen würdest?“

„Ah, Sie sind es, mein gütigster Gemahl?“ flüsterte Caroline ganz schwach und wie aus einem bösen Traum erwachend; „Sie wollen mich also nicht verstoßen und allein sterben lassen?“

— „Dich sterben lassen, Du liebes süßes Kind? Wer denkt denn daran? Bist Du denn so sehr krank?“

„Sehr! sehr! Ich habe Herzkrämpfe, ich heiße den Tod willkommen, denn ich habe ja das Vertrauen meines Herrn verloren ... er glaubt mir nicht mehr ....“

— „Im Gegentheil, mein Herzblättchen, mein Püppchen, ich weiß, daß Du nicht unwahr seyn kannst, und wenn ich die Prinzessin, meine Schwiegertochter, schuldig finde ....“

„Nein, ich will nicht mehr, daß man die Sache untersuche; es ist zu spät — ich sterbe doch am gebrochenen Herzen," flüsterte Caroline. „Vergessen kann ich eine solche Kränkung nicht, aber vergeben will ich sie. Ich mag nicht sterben, ohne meinen Feinden vergeben zu haben. Nur Eines wünschte ich, daß die Thatsache erwiesen und ich gerechtfertigt würde. Die Vorstellung hat stattgefunden, der Hofmarschall des Erbprinzen wird es bezeugen können — er selbst war einer der Mitwirkenden."

— „Ich werde meine Schwiegertochter selbst befragen und alles ermitteln, und dann soll sie Dir Abbitte thun, mein Seelchen, für eine solche Kränkung."

„Nein, nein, Euer Liebden! lassen Sie mich wenigstens so aus dem Leben gehen, daß meinem Andenken kein Haß nachfolge. Ich habe verziehen...."

— „Das ist schön und edel von meinem lieben Mäuschen," sagte der Fürst; „aber das kann ich nun nicht mehr zugeben. Die Sache ist jetzt zu weit gediehen, und es wissen ihrer zu Viele darum. Man hat in Dir meine fürstliche Würde beleidigt.... Ich gehe sogleich selbst, die Erbprinzessin zur Rede zu stellen."

Und er ging und niemand hielt ihn. Es war ein ungünstiger Moment, in welchem er die Prinzessin traf. Diese war so eben mit einigen ihrer Kinder und ihrem Gemahl von der Spazierfahrt zurückgekommen und hatte die Nachricht von der schweren Erkrankung der Baronin Thannheim erfahren, auf welche hin der Erbprinz sogleich fortgeeilt war, um nähere Erkundigungen anzustellen, denn das Gerücht schilderte die Gemahlin des Fürsten schon todt, erstickt, einem Schlagflusse erlegen. Das ganze Schloß war in Allarm. Das Aussehen des Fürsten ließ die Prinzessin nicht ahnen, um welcher Ursachen willen er komme; sie wähnte, er suche Trost in seinem Schmerze.

„Um Gottes willen, Durchlaucht, ist es wahr?" rief sie ihm entgegen: „ist die erlauchte Mama wirklich so krank?"

— „Sehr krank allerdings! In einer gefährlichen Krise befangen!" versetzte der Fürst düster.

„Aber seit wann denn, Durchlaucht?"

— „Seit heute früh, und Sie konnten gestern Abend noch Theater spielen?" fragte der Fürst vorwurfsvoll.

„Ich?" rief die Prinzessin verwirrt; „das ist ein Irrthum,

Durchlaucht; ich weiß von nichts, abgesehen davon, daß wir keine Ahnung hatten, daß die erlauchte Mama unbaß sey."

— „Es wurde also wirklich gestern Abend nicht bei Ihnen Komödie gespielt?" fragte der Fürst immer ernster; „Sie haben meiner Gemahlin nicht absichtlich und geflissentlich eine Einladung abgeschlagen, Frau Tochter?"

Die Prinzessin war verblüfft, betreten — sie schämte sich vielleicht des Fehlers, den sie begangen hatte. „Um Vergebung, Durchlaucht," stammelte sie; „diese Anschuldigung muß auf einem Irrthum, einem leidigen Mißverständniß beruhen. Ich kann Eurer Liebden betheuern, daß weder das eine noch das andere stattgefunden hat...."

„Also keine Komödie?" fragte der Fürst; „wirklich keine?"

— „Nein, wirklich keine," entgegnete die Prinzeß ganz verwirrt.

„Nun denn, dann mag es gut seyn, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie belästigte, Frau Tochter!" sagte Johann Heinrich und ging mit kurzem Abschiede. Er kehrte geraden Wegs zu seiner Gemahlin zurück, und zwar nicht durch das Vorzimmer und den Salon, welche bereits voll Höflingen standen, die sich theilnehmend nach dem Befinden der hohen Patientin erkundigen wollten. — „Sei ruhig, mein Linchen, Du hast Dich ganz umsonst alterirt!" sagte er freundlich und begütigend zur Baronin. „Beide Anschuldigungen sind unrichtig; meine Schwiegertochter leugnet, gestern Komödie gespielt und Deine Selbst-Einladung dazu erhalten zu haben."

— „Dann gebraucht sie eine doppelte Unwahrheit, Euer Liebden," erwiderte Caroline so bestimmt, als es ihr angeblicher leidender Zustand zuließ. „Wir haben alle Beweise vom Gegentheil. Der Hofmarschall Chevalier v. Idstein soll sich hereinbemühen," wandte sie sich mit bedeutsamem Wink und Blick an die Hövel.

Einen Augenblick später trat Ludwig v. Idstein ein, doppelt überrascht von der an ihn ergangenen Ladung, wie von der Anwesenheit des Fürsten. — „Idstein," hub die Durchlaucht an, „man hat gestern Abend bei der Frau Erbprinzessin Liebden Komödie gespielt, wie ich höre; warst Du dabei?" — „Zu Befehl, Durchlaucht, ich hatte die Ehre mitzuwirken," versetzte dieser. — „Was ward aufgeführt, Idstein?" — „Eine kleine Komödie

von Favart, Durchlaucht, betitelt: Ninette à la cour.“ — „Unmöglich! — ist dieß wahr, bei Deinem Wort?“ — „Wenn Durchlaucht zweifeln, so stehe ich nicht nur mit meinem Wort als Cavalier dafür ein, sondern hier ist sogar noch der Theaterzettel,“ erwiderte Idstein; „wer könnte und sollte es wagen, etwas Anderes zu behaupten?“ — „Schon gut, Idstein; ich glaube Dir,“ versetzte der Fürst und steckte den Theaterzettel zu sich. Seine Stirne runzelte sich, sein Mund verzog sich zu einem bittern Hohnlachen, und zu seiner Gemahlin gewandt sagte er: „Das ist abscheulich und feig, aber ich werde Dir Genugthuung verschaffen, mein Herz!“ Damit begab er sich hinaus in den Salon, wo der Erbprinz und sein Bruder, der Minister und mehrere der höchsten Hofchargen versammelt waren.

Der Erbprinz näherte sich mit besorgter und theilnehmender Miene seinem fürstlichen Vater und fragte: „Wie steht es?...“

„Sehr schlecht,“ erwiderte Johann Heinrich barsch; „man muß mich für sehr stumpf und decrepit halten, daß man sich erdreistet, meine Gemahlin muthwillig und geflissentlich zu kränken und mich mit Unwahrheiten zu bedienen!“

— „Und wer hätte dieß gethan, Euer Liebden?“ fragte der Erbprinz theilnehmend und voll Entrüstung.

„Wer? eine Dame, auf die ich seither große Stücke hielt, der ich besseres zugetraut hätte, — eine Prinzeß von Geblüt, — meine eigene Schwiegertochter — mit Einem Wort Deine Gemahlin, Johann.“

— „Durchlaucht, Euer Liebden Wort in Ehren, aber das ist nicht möglich!“

„Ja, das sollte man meinen, aber leider ist alles erwiesen, wie ich Dir sogleich darthun werde!“ rief der Fürst und erzählte angesichts der anderen Herren den ganzen Vorfall. „Du siehst nun, daß ich nicht zu viel gesagt habe. Das Ehrenwort Deines Hofmarschalls und dieser Theaterzettel zeugen gegen die Prinzessin. Die Kränkung ist gleichsam vor dem ganzen Hofe geschehen, die Prinzessin wird sich daher auch vor den anwesenden Zeugen bei meiner Gemahlin entschuldigen und mir die Unwahrheit abbitten, die sie sich gegen mich erlaubt hat. Das ist das mindeste, was ich verlangen kann und muß, will ich meiner Würde nicht zu viel vergeben, und darum bleibt es dabei!“

Noch nie hatte man den Fürsten so entschieden und mit

solch erzwungener Ruhe gesehen. Der Erbprinz beurlaubte sich, um seine Gemahlin zur Rede stellen, und der greise Fürst eilte zu der seinigen, um ihr die erlassene Verordnung hinsichtlich dieses Falles mitzutheilen.

23.

Mit großen Herren Kirschen essen.

Idstein war mit sehr begreiflicher Ueberraschung Zeuge dieses letzten Auftritts gewesen, und seinem Herrn alsbald nachgeeilt, um den Erbprinzen darüber aufzuklären, wie es so plötzlich und unerwartet gekommen sey, daß er unbewußt und absichtslos gegen die Erbprinzessin gezeugt habe. Diese Rechtfertigung ward etwas kühl hingenommen, aber Idstein konnte sich über die Folgen nicht mehr täuschen: er sah voraus, daß er in Ungnade fallen werde, dem Verlangen der Baronin Thannheim, sich an der Erbprinzessin zu rächen, zum Opfer geworden. Er brauchte auch auf diesen seinen Sturz nicht lange zu warten. Nachdem er noch den Verdruß gehabt, den Rest des Tages damit zu verbringen, daß ein armer Teufel von Lakai der Baronin Thannheim wegen eines fahrlässigen Mißverständnisses verhört und desselben überwiesen ward, und so durch eine Entschuldigung der Erbprinzessin gegen die Baronin Thannheim und den Fürsten alles wieder in's Geleise kam, wenigstens scheinbar, und die Erbprinzessin gleichsam schuldlos aus der ganzen Sache hervorging, konnte es ihn nicht befremden, daß ihm nach Beilegung des ganzen Zwists eine Anspielung in den Bart geworfen wurde, als ob er in seiner Stellung taktlos gehandelt habe. Idstein verstand diesen Wink ganz gut, und bot seine Entlassung an, die jedoch nicht angenommen wurde. Aber am folgenden Tage und beinahe eine ganze Woche lang begegnete er kalten Mienen und kurzen Worten. Da bat er um Urlaub, der ihm auch gern gewährt wurde, und reiste nach Ludwigsburg zu seinem Freunde Dahlbenden, um dort in der Ferne abzuwarten, wie sich sein weiteres Geschick entwickeln werde.

Dahlbenden nahm den Freund mit offenen Armen auf, und

wie es Idstein ein Herzensanliegen und Bedürfniß war, über das ganze Verhältniß zu Carolinen und dessen Folgen sich einmal mündlich mit einem bewährten Freund auszutauschen und hiedurch dieser stillen Herzenskrankheit, die noch immer sein Gemüth verdüsterte, sich zu entäußern, so war es Dahlbenden ein Bedürfniß, den Freund auf seine begangenen Irrthümer und Fehler aufmerksam zu machen und ihm darzuthun, wie er in jeder Hinsicht zu gut und edel sey zum Fürstendiener.

„Dein großes Herz, Dein gerader loyaler Charakter passen nicht für solche engen Verhältnisse,“ sagte er. „Deine Aspirationen müssen der ganzen Menschheit gelten. Die Menschheit ist es, welche gesittigt, gehoben, geadelt werden muß, wenn eine bessere Weltordnung eingeführt werden soll, nicht die kleinen Fürsten, denn sie sind doch zu schwach, der gewaltigen Strömung der Zeit zu widerstehen oder von ihren beschränkten Wirkungskreisen aus thätig und befruchtend in die Wiedergeburt der Welt einzugreifen. Auch kennen sie vermöge ihrer Erziehung und Lebensverhältnisse zu wenig vom Leben und von dem, was uns und unserer Zeit noth thut, als daß sich Hoffnungen auf sie bauen lassen würden. Selbst der Geistvollste und Genialste der Fürsten der Gegenwart, Friedrich der Einzige von Preußen, wird schwach und stumpf, und beweist auf's neue, daß die Monarchieen einer Reorganisation bedürfen, wie die ganze Welt einer socialen und politischen Umgestaltung, welche nicht mehr lange ausbleiben kann.“

— „Das ist Dein Ernst, mein Freund?“ fragte Idstein, welchem die Kühnheit dieser Ideen und ihrer Kundgebung auffiel.

„Meine innige Ueberzeugung,“ erwiderte Dahlbenden. „Diese Sehnsucht der Geister geht dermalen durch die ganze Menschheit, und erfüllt, ob auch nicht ausgesprochen, die Herzen der Edelsten und Besten aller Nationen, und wer nur immer zu denken und zu fühlen fähig ist, der verhehlt sich nicht, daß die alten morschen Staatsgebäude einfallen müssen, weil sie keine gesunden Stützen mehr im Volke haben. Das hast auch Du gefühlt, mein Freund,“ wandte er sich mit besonderer Wärme an Idstein; „auch Du wolltest bessern und reformiren und den wankenden Bau der Gesellschaft stützen helfen, als Du durch Deine Studien Dich auf die Laufbahn vorbereitetest, die Du später eingeschlagen, als Du Hofdienste nahmst in der stillen Hoffnung,

dadurch auf eine vernünftigere, dem Natur- und Vernunftrecht gemäßere Regierung hinzuwirken. Du magst den besten Willen gehabt haben, mein lieber Freund, allein Du hast einen Mißgriff begangen: wenn ein Haus wankend geworden ist und dem Einsturz droht, flickt man nicht am Dache, sondern man unterstützt die Grundlagen desselben."

Idstein war überrascht von diesen Aeußerungen seines Freundes; er mußte sich gestehen, daß Dahlbenden ihn nicht unrichtig aufgefaßt hatte. Nur befremdete ihn, daß der Regierungsbeamte eines deutschen Staates solche Ansichten hege. „In Waldau," meinte er, „würde man, meines Bedünkens, dieß kaum zu denken wagen. Ich wüßte nicht Einen Mann, welcher die Kühnheit hätte, solchen Ideen nachzuhängen oder gar sie fortpflanzen und für sie werben zu wollen."

„Du irrst mein Freund! es wird in Waldau seyn wie hier und allerorten. Der prometheische Funke dieser Ideen läuft verstohlen und zündend durch die Reihen Derer, welche noch für etwas mehr leben als für die Befriedigung ihrer Leidenschaften, Derer, welche mit offenem Auge und denkendem Sinne in die Ereignisse unserer Zeit hineinblicken und die Trostlosigkeit des wirklichen Lebens in allen Lebenskreisen vergleichen mit jenen Idealen von Staat und Gesellschaft, welchen unsere alten und neuen Philosophen nachhängen. Ich vermesse mich zu behaupten, daß die Schaar dieser Männer in deutschen Landen nicht klein ist und die besten Köpfe zählt. In Deinem Waldau z. B., wo ihre Zahl klein seyn mag, gehören ganz geistvolle und einflußreiche Männer dazu, welche sogar eurem Fürsten nahestehen. Ihr Leutchen am Hofe freilich, von den Läppereien, kleinen Intriguen und dem Haschen nach Vergnügen am Hofe ganz in Anspruch genommen, mögt wenig oder nichts davon ahnen und noch weniger die Bücher lesen, welche unsere kranken Zustände in ihrer vollen Nacktheit bloslegen und die Mittel zur Abhülfe zeigen."

— „Fürwahr," sagte Idstein, „außer Sonnenfels und Justus Möser kennt man bei uns kaum Einen Schriftsteller von höherem politischem Schwunge. Unsere Durchlaucht ist alt und beginnt theilnahmsloser zu werden gegen die Neuerungen. Er ist kein Freund der Freimaurer und Illuminaten, und wenn diese ihr Wesen dennoch in Waldau treiben, so müssen sie es so heimlich thun, daß wir anderen Menschenkinder nichts davon erfahren."

„Es sind auch nicht diese geheimen Bünde, die ich dabei im Auge habe und von denen ich rede,“ entgegnete Dahlbenden. „Ohne verkennen zu wollen, welche Verdienste diese sich um Verbreitung von Humanität und freierer Denkweise erwerben mögen, glaube ich doch, daß sie mit ihrer Abgeschlossenheit und ihrem mystisch-symbolischen Geheimniß- und Formelkram nicht halb so viel leisten, als unsere freie Zunft, die nur der Geist zusammenhält, und die gerade in eurem Waldau einige der trefflichsten Köpfe besitzt, wie denn überhaupt selbst in den absolutesten Staaten und Stäätchen des deutschen Reiches und gerade unter den Augen der geistlichen Fürsten sich eine Menge der aufgeklärtesten und für die Umbildung der Menschengesellschaft begeistertsten Köpfe befinden.“

— „Nenne mir für Waldau nur einen einzigen, wenn es ohne Verletzung der Discretion geschehen darf,“ bat Idstein.

„Oh, uns binden keine Schwüre, und ich will Dir sogar Einen bezeichnen, an den Du Dich anlehnen kannst und der Dich gern in den kleinen Kreis der dortigen Gesinnungsgenossen einführen wird, denen Du als Ebenbürtiger anzugehören würdig bist,“ versetzte Dahlbenden. „Reiß Dich los von jenen ärmlichen Fesseln des Hofdienstes, leihe den Bestrebungen, welche der ganzen Menschheit gelten, Deinen Kopf und Deine Feder, und Du wirst bald der Erste im Kreise der Mitstrebenden seyn .... Doch, um zuvor Deinen Wunsch zu erfüllen: Du kennst Leuchsenring, den Hofarzt?“

— „Gewiß, ich kenne ihn, und er ist einer der Eurigen?“

„Er ist der quasi Vorstand unserer Waldauer Freunde, ein ausgezeichneter Kopf und edler Charakter.“

— „Aber ein Cyniker vom reinsten Wasser und etwas Charlatan,“ sagte Idstein.

„Mag seyn,“ versetzte Dahlbenden; „vielleicht gehört beides zu seinem Handwerk. „Aber jedenfalls ist mancher nur Cyniker, weil ihn die Unnatur dessen anwidert, was ihm in seiner Umgebung stündlich begegnet, und weil er seiner Bitterkeit dagegen keinen andern Ausdruck zu geben weiß. Doch ist Leuchsenring einer der bedeutendsten Geister unserer Zeit und ein Mann von zuverlässigster, treuester Gesinnung, dem Du Dich ohne Bedenken anvertrauen kannst.“

Diese und ähnliche Unterredungen Idstein's mit Dahlbenden

und anderen Gesinnungsgenossen beschäftigten Idstein sehr; er hörte Ansichten und Ideen, welche mit seinem innerstem Wesen in Fühlen und Denken übereinstimmten und ihm ein Ziel zeigten, welches des vollsten Strebens eines Mannes würdig ist. Diese Anregungen fanden ihn vielleicht gerade jetzt um so empfänglicher, weil er beinahe täglich Gelegenheit zu Aerger und Verdruß von Waldau aus bekam. Man meldete ihm, daß er bei dem erbprinzlichen Ehepaar so gut wie in Ungnade gefallen sey und der Fürst allein sich der Entlassung des mißliebig gewordenen Hofmarschalls v. Idstein widersetze, weil er von dessen Unschuld überzeugt sey. Idstein mußte vernehmen, über welche feigen Mittel man berathschlage, um seiner Entlassung den Schein der Ungnade zu benehmen; wie z. B. davon die Rede war, den kleinen Hofstaat des Erbprinzen ganz zu entlassen, um mit den anderen Hofchargen auch ihn loszuwerden; wie die Erbprinzessin den Vorschlag gemacht habe, ein Privathaus zu kaufen und unter Verzicht auf die Wohnung im Schlosse dort zu residiren u. dergl. m. War nun Idstein's Ansicht von dem innern und geistigen Werth der hohen Personen, zu denen er vermöge seines Amts in solch naher Verbindung gestanden hatte, zuvor schon nicht gar hoch gewesen, so mußte sie jetzt um so tiefer sinken und in eine Art Abneigung umschlagen, die ihm den Entschluß abnöthigte, um jeden Preis mit jener Stellung zu brechen. Wenn er sich hiefür nicht sogleich entscheiden konnte, so geschah dieß nur, weil er erst das Ende seines Urlaubs abwarten und über seine Geschäftsleitung dann regelrecht Rechenschaft ablegen wollte, und weil das Bild der Prinzessin Elise vielleicht in seinem Herzen noch den Gedanken an eine Trennung zu gewichtig machte.

Mitten aus dem geruhigen und ansprechenden Umgange heraus, worin Idstein sich so eben von manchen Enttäuschungen erholte, schreckte unsern jungen Freund die Nachricht von dem schweren Erkranken seines Vaters, der ihn durch einen Expressen zu sich bescheiden ließ. Ludwig folgte diesem Rufe ohne Verzug und kam eben noch rechtzeitig, um den Segen seines theuren Vaters in Empfang zu nehmen, und demselben die Augen zuzudrücken. Als einziges Kind seines Vaters war er dessen Universalerbe, und die Verwaltung seines Vermögens, die Bewirthschaftung seines Gutes fiel nun ihm zu, und wies ihn gebieterisch in eine andere und nun nicht mehr unwillkommene Laufbahn. Sein Urlaub gestattete

ihm noch, die ersten dringenden Angelegenheiten zu besorgen, dann verließ er sein Gut, eilte nach Waldau zurück und bat um seine Entlassung von dem Posten eines Oberhofmeisters oder Hofmarschalls des Erbprinzen. Dieser ward ihm nicht verweigert und zwar in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, allein er fand schon einen Nachfolger für sich bezeichnet und ernannt, — Beweis genug, daß er in Ungnade gefallen war, — und als er sich von seinen Herrschaften verabschiedete, begegnete ihm der Erbprinz zwar ziemlich leutselig, allein die Erbprinzessin hielt es nicht für der Mühe werth, ihm die Ungunst zu verhehlen, welche er sich zugezogen hatte.

Idsteins Entlassung war kaum ruchbar geworden, als ihm ein Handschreiben der Baronin Thannheim zukam, worin sie ihm in den wärmsten Ausdrücken ihr Bedauern zu erkennen gab, daß sie einigermaßen die mittelbare Ursache seiner Ungnade gewesen sey und ihn bat, ihr irgend ein Mittel zu bezeichnen, durch welches sie ihm einigen Ersatz für den Verlust seiner Stelle bieten könne; sie versprach allem aufzubieten, um ihren durchlauchtigen Gemahl für die Idee zu gewinnen, daß man dem Herrn v. Idstein eine Kompensation schuldig sey, und drückte ihm zugleich ihr inniges Beileid zu dem Verluste aus, welcher ihn betroffen habe. Ludwig dankte in der verbindlichsten Weise, erklärte aber, daß er fortan auf seinen Gütern zu leben gedenke und nur zur Winterszeit einige Wochen oder Monate in Waldau zu verbringen gedenke, weßhalb es ganz außer seinem Plane liegen müsse, auf irgend ein weiteres Amt zu aspiriren. Zugleich nahm er auch seine Entlassung als Kamerassessor, ordnete alle seine Angelegenheiten in Waldau und bereitete sich auf einen längern Aufenthalt auf dem Lande und eine dauernde Trennung von der Residenz vor. Als er seine Abschiedsbesuche machte, fand er, daß die sämmtliche Angehörigen des jungen Hofes mehr oder weniger kühl gegen ihn waren. Selbst der sanguinische Prinz Heinrich, welcher seither so für Ludwig v. Idstein geschwärmt hatte, begegnete ihm nun förmlicher als ehedem. Nur der Fürst selbst hatte ihm sein Wohlwollen unveränderlich erhalten. „Es thut mir leid, Idstein, daß ich die Veranlassung zu einer Spannung zwischen meiner Schwiegertochter Liebden und Dir geworden bin, aber Du konntest als Mann von Ehre und loyaler Unterthan nicht anders handeln; ich erwartete nichts Anderes von Dir, denn Du und Dein seliger Vater sind mir treue Diener und zuverlässige Vasallen gewesen, und

von einem Idstein versehe ich mich keiner Felonie. Ich hoffe, daß die Erbprinzessin mit Zeit und Weile einsehen wird, daß sie Dir Unrecht gethan hat, und die fürstliche Pflicht üben wird, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Einstweilen bleibe ich Dein Dir wohlgewogener Fürst und Herr, und gewärtige, daß Du von Deinem Vater auch die Treue gegen die Waldau'sche Dynastie geerbt haben wirst! Auf Wiedersehen, mein wackerer Idstein!" Damit drückte er ihm mit wahrhaft väterlicher Wärme die Hand.

Dieß war gewissermaßen ein Kuß von Seiten des alten Hofes auf die Ohrfeige, welche Ludwig vom jungen Hofe empfangen hatte, und benahm wenigstens seinen Gefühlen etwas von ihrer berechtigten Bitterkeit. Doch war die Thatsache, daß er bei der alten Durchlaucht noch fest in Gnaden stehe, nicht bekannt genug, und so kam es, daß auch einige Männer welche Ludwig seither für Freunde angesehen hatte, sich mit jener servilen Behutsamkeit von Kleinstädtern von dem Manne zurückzogen, welcher ihnen nicht mehr nützen oder keinen Glanz mehr auf sie werfen konnte, oder dessen Umgang ihnen möglicherweise Nachtheil oder Abgunst zu bringen vermochte.

Einige Tage vor Idsteins Abreise kam eines Abends noch ein unerwarteter Besuch — der Hofarzt Leuchsenring, um ihm Lebewohl zu sagen. Idstein war nie näher mit diesem Mann befreundet gewesen und hätte somit eigentlich keinen Besuch von ihm erwarten können; er mußte also vermuthen, daß Dahlbenden vielleicht dem Hofarzte einen Wink gegeben habe, er solle Idstein entgegenkommen, welcher für diese Annäherung nun wirklich dankbar war.

„Ich freue mich herzlich, Ihnen zum Austritt aus Ihren Dienstverhältnissen Glück wünschen zu dürfen, obschon der Anlaß dazu eigentlich ein doppelt schmerzlicher für Sie ist, mein lieber Freiherr v. Idstein!" sagte er unter Anderem. „Glücklicherweise haben Sie nicht lange genug am Hofe gelebt, noch sind Sie ein solch geistloser bauchdienerischer Schranze, um Ihr Lebensglück für verfehlt zu halten, weil sie nun dem Parquetboden den Rücken kehren. Sie haben vielmehr genugsam erfahren, welch eine ungesunde Atmosphäre Sie seither umfing und wie wenig der gerade rechtschaffene Mann dort zu nützen im Stande ist, wo man nur Schmeichler und Speichellecker gewöhnt ist. Sie werden fortan einem andern Ziele gemeinnütziger Wirksamkeit nachstreben, doppelt

glücklich und erfolgreich, weil Ihre eigenen Glücksumstände Ihnen gestatten, unabhängig in der Welt dazustehen und König auf Ihrer Hufe zu seyn.“

Idstein fühlte jetzt schon einen Vorschmack von dem Glück dieser Unabhängigkeit, seit er den Staub des Hofes von den Füßen geschüttelt hatte, dankte dem Hofarzt für seine gute Meinung und bat ihn um seine Freundschaft. „Ich bin allerdings froh, daß es so gekommen ist und daß mir die Augen geöffnet worden sind, ehe ich mich allmählig an die Hofluft gewöhnt hatte,“ sagte er. „Allein obschon ich weiß, wie viele menschliche Schwächen noch immer in diesen kleinen Potentätchen und ihren Agnätchen stecken, so muß es mich doch befremden, daß mir ein solch unsinniger Groll in einer Angelegenheit folgt, worin ich doch als Mann nicht anders handeln konnte.“

„Darüber kann ich Ihnen vielleicht einige Auskunft geben, mein bester Freiherr,“ versetzte Leuchsenring. „Es ist ein Weiberkrieg, von beiden Seiten mit all der blinden Gehässigkeit und schadenfrohen Bosheit geführt, deren nur gereizte, eitle, ehrgeizige Weiber fähig sind. Wehe dem Manne, der in einem solchen Falle zwischen beiden Parteien steht. Wie unschuldig Sie auch seyn und wie loyal Sie auch gehandelt haben mögen, wer bürgt Ihnen dafür, daß nicht die eine von den beiden Damen, im vorliegenden Falle also die gnädige Baronin Thannheim, die guten Dienste übertrieben hat, welche Sie ihr geleistet haben sollen? Da die Baronin so sehr wenig wahre Freunde am Hofe hat, so ist es wohl nur ganz erklärlich, daß sie von diesen wenigen um so mehr Aufhebens macht und Zahl und Werth derselben zu vergrößern strebt, wohl häufig gegen deren Wunsch und Willen. Und wenn nun die Thannheim auf Ihr Zeugniß in der fraglichen Sache etwas zu viel Nachdruck gelegt und nach Art gereizter Weiber unnöthig damit geprahlt hat, so mußten Sie nothgedrungen bei der durchlauchtigen Erbprinzessin in ein schiefes Licht gerathen, so daß es vielleicht nur eines Achselzuckens oder einer höhnischen Anspielung von Seiten eines Ihrer Nebenbuhler oder Neider bedurfte, um Sie in den Verdacht zu bringen, als stünden Sie in irgend welchen geheimen Bezügen zu der Erlaucht oder spielten den Zwischenträger bei ihr und den Verräther an der Erbprinzessin.

Idstein lächelte bitter. „So wenig Schein reicht also wirklich

hin, um am Charakter eines Menschen zweifeln zu machen, den man doch besser können sollte?“ fragte er entrüstet.

„In jenen Kreisen allerdings, weil man dort nur wenige Leute von redlichem Charakter und Treue gegen sich selbst findet,“ erwiderte Leuchsenring. „Wer verlangt dort der Wahrheit strenges Marmorantlitz? Man will bewegliche Gesichter, die lächeln und nicken und unterhaltend sind und sich verneigen wie Pagoden. Wer weiß dieß besser als der Arzt, dem jene Personen mit all ihren Schwächen offen vor Augen liegen!“

— „Und dennoch gehören auch Sie zum Hofe?“ fragte Idstein.

„Und warum nicht?“ versetzte Leuchsenring; „ein Arzt und ein Narr haben dort ja vielleicht allein das Monopel, die Wahrheit zu sagen, wenn sie nämlich die Pille zu vergolden wissen. Und dann bedürfen jene Menschen nicht meines Charakters, sondern meiner Kunst und Erfahrung, belohnen mich dafür und so sind wir gegenseitig quitt. Ferner muß der Mensch jedenfalls ein Amt haben, wann er in einer harmonischen inneren Ordnung, in einem richtigen Gleichgewichte bleiben will. Außerdem aber gewährt es — ich weiß nicht, ob Sie mich begreifen — auch noch einen gewissen pikanten Reiz, diese gefeierten Größen der Erde in nächster Nähe zu sehen, zu beobachten, sie kennen zu lernen unter Umständen, worin sie sich gewöhnlich am wahrsten geben: unter wirklichen oder eingebildeten Leiden, und dann inne zu werden, daß sie — eben auch nur Menschen und gar nicht zu beneiden sind!“

— „Ich begreife dieß zwar wohl,“ entgegnete Idstein, „und kann mir denken, daß eine derartige Erkenntniß unter Umständen einigen Kitzel verursachen mag; allein mich dünkt, es kann gefährlich werden, sich einer Ueberlegenheit über sie bewußt zu werden, denn wie leicht entschlüpft Einem in solchen Stimmungen der Schadenfreude oder des Triumphs einmal einer der geheimsten Gedanken!“

„Wahr, sehr wahr! aber diese Gefahr steigert vielleicht gerade noch den geheimen Reiz,“ sagte Leuchsenring. „Uebrigens hat hier der Arzt vielleicht weniger zu befürchten, als jeder Andere, denn man bedarf seiner allzu sehr.“

— „Ich möchte darauf nicht pochen,“ meinte Idstein; „kein Mensch ist unersetzlich, und der Groll immer blind, wie mein eigener Fall zeigt. Ich wenigstens freue mich auch in dieser Richtung, daß mein Leben eine andere Wendung genommen hat.“

Damit verließen sie diesen Gegenstand und kamen auf Dasjenige zu sprechen, was wohl der Hauptzweck von Leuchsenring's Besuch gewesen seyn mochte: die Absicht, Idstein auch in den Club der Zwanglosen, der geheimen Freunde des Fortschritts hereinzuziehen, mit deren Einrichtung und Grundsätzen und Persönlichkeiten der Hofarzt nun Idstein näher bekannt machte. Die Folge davon war eine Uebereinkunft, daß Idstein und Leuchsenring in einen Briefwechsel mit einander treten wollten, bis der spätere temporäre Aufenthalt des ersten in Waldau es erlauben würde, denselben in den Kreis der übrigen Freunde einzuführen.

24.

Das Albumblatt.

Unter all' diesen verschiedenen Enttäuschungen, welche der Ungnade Idsteins folgten, war unserm jungen Freunde noch eine einzige schöne Täuschung, Ein beglückender Wahn geblieben: der Glaube nämlich an die Prinzessin Elise und ihre heimliche Zuneigung für ihn, welcher seither wie ein süßes Geheimniß und ein linder Trost in seinem Herzen fortgelebt und ihn mehr oder weniger an den Hof gefesselt hatte. Nie war zwischen Idstein und der Prinzessin mehr gewechselt worden, als ein flüchtiger, scheuer Blick; nicht einmal einen Händedruck hatten sich beide erlaubt; aber wenn ihre Hände, ja nur ihre Kleider sich zufällig und leise berührten, flog es ihnen wie Feuer durch die Adern und über die Wangen. Elise liebte ihn mit aller Innigkeit und Scheu einer ersten Neigung — dieß wußte er, ahnte er; dieß vermochte er an seinen eigenen Gefühlen für sie zu bemessen, denn auch auf ihn hatte die Prinzessin einen solch' tiefen Eindruck gemacht, wie er ihn nach dem Erlebniß mit Caroline nicht mehr für möglich gehalten hätte. Ludwig war der Prinzessin nur ein einziges Mal begegnet, seit er nach seines Vaters Tode wieder in Waldau war. Auf einem Gang durch den Schloßgarten, wo er in der freien Natur einigermaßen den Unmuth und die Unlust los werden wollte, den ihm die jüngsten Enttäuschungen bereitet hatten, war sie ihm begegnet in Gegenwart ihrer jüngern Schwestern, der neuen Hofmeisterin und einiger

Hoffräulein. Er war bescheiden beiseite getreten und stehen geblieben, um die hohen Personen passiren zu lassen, da war die Prinzessin auf ganz unbefangene Weise ebenfalls stehen geblieben, um ihre jüngeren Geschwister und die älteren Damen vorangehen zu lassen und noch einen einzigen vielsagenden Blick mit ihm zu tauschen. Idstein hatte schon von ferne bemerkt, wie die Prinzessin bei seinem Anblicke die Farbe gewechselt; er sah ihre blassen Lippen beben und ihr großes Auge feucht werden, und in dem kurzen Augenblicke, wo sie so einander gegenüber standen, um die Anderen an sich vorbeigehen zu lassen, und wo Beider Blicke sich nur schüchtern und heimlich begegnen konnten, hatte die Prinzessin ihn mit einem wehmüthigen, stummen Blicke betrachtet, zuerst die gefalteten Hände an ihren Busen gedrückt und dann, indem ihre großen schönen Augen sich mit Thränen füllten, die feine winzige Rechte mit einer Art feierlicher Geberde auf das Herz gelegt, um dann hastig den Anderen zu folgen.

Idstein stand noch eine Weile wie ein Träumender und blickte den Prinzessinnen nach. Dieser flüchtige Auftritt hatte ihn mächtig erregt, denn er deutete sich die Geberden der Prinzessin so, als ob sie ihm zugleich ihr Bedauern über sein Scheiden vom Hofe, ihr Beileid über den Verlust, welcher ihn betroffen, ihre stumme Bitte, er möge in Waldau bleiben, und die Versicherung ihrer eigenen unwandelbaren Huld habe ausdrücken wollen. Dieß rief einen Sturm von Gefühlen in unserem jungen Freunde hervor, und er bedurfte geraumer Zeit, bis er sich wieder gefaßt hatte. Das Scheiden vom Hofe, welches er sich in den jüngsten Wochen und namentlich unter der Nachwirkung der Unterredungen mit Dahlbenden und Leuchsenring so leicht gedacht hatte, fiel ihm mit Einem Male über Erwarten schwer. Aber es muß seyn, sagte er sich; klar lag es vor seiner Seele, daß er nicht durch eine Selbsterniedrigung die flüchtige Gunst des jungen Hofes wieder erkaufen durfte, wenn er nicht der Hochachtung der Prinzessin Elise verlustig gehen wollte, denn rein und tadellos mußte sein Charakter und sein geistiges Ich vor der Prinzessin dastehen.

„Aber sehen, sprechen möcht' ich sie noch einmal!" sprach er zu sich selbst. „Mag es auch ein Wahn seyn, den ich mit mir nehme, — es ist doch wenigstens ein schöner Traum, eine weihevolle Erinnerung, die mir in die Einsamkeit meines Landaufenthaltes, in meinen künftigen Lebenskreis folgen wird."

Und noch am selben Tage ließ er sich bei der Prinzessin melden, um seinen Abschiedsbesuch zu machen. Allein die neue Hofmeisterin hielt es nicht für gerathen, dem in Ungnade Gefallenen das Antlitz ihrer Zöglinge noch einmal zu zeigen, und empfing ihn anstatt der Prinzessin, deren Bedauern, an seinem Empfang verhindert zu seyn, sie ihm mit den höflichsten Phrasen hinterbrachte.

„Ich weiß, mein lieber Baron," sagte sie unter Anderm, „daß die durchlauchtige Prinzessin Elise noch Bücher von Ihnen in Händen hat, die Sie Ihro Liebden zu leihen die Gewogenheit hatten. Ich werde dafür besorgt seyn, daß diese Bücher Ihnen mit dem verbindlichsten Dank der Prinzessin noch vor Ihrer Abreise zukommen, denn Sie können sich schmeicheln, sich bei Ihrer hohen Schülerin ein warmes Interesse und dankbares Andenken erhalten zu haben."

— „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," entgegnete Idstein mit der süßlichen Artigkeit und dem stereotypen Lächeln, welche damals zum guten Ton gehörten. „Sie machen mich durch diese Andeutung unendlich glückselig und geben mir ein unvergängliches Kleinod damit auf die Reise. Aber Sie ermuthigen mich auch zugleich, meine Gnädige, Sie zur freundlichen Dollmetscherin einer Bitte zu machen, welche ich Ihnen an das Herz und den durchlauchtigen Prinzessen zu Füßen lege — die unterthänige Bitte nämlich, daß die hohen Herrschaften geruhen, dem scheidenden Diener noch ein Stammbuchblatt zu widmen," setzte er hinzu und zog ein in Karmesinsammet gebundenes und reich vergoldetes Stammbuch hervor. „Sie, meine Gnädigste, werden mir gewiß ein solches Andenken nicht versagen, und in dem Kreise der edelsten und besten Personen unseres durchlauchtigen Hofes nicht fehlen wollen."

Idstein hatte hiedurch die Hofmeisterin veranlassen wollen, die Prinzessinnen kommen zu lassen, damit sie die Stammbuchblätter sogleich schrieben. Allein die kluge Frau mochte diesen Plan durchschauen, und begnügte sich, ihm die erforderlichen losen Blätter seines Albums mit der Zusage abzunehmen, daß dieselben mit seiner Bitte den Prinzessinnen vorgelegt und ihm dann zugestellt werden sollten.

„Abgeblitzt!" murmelte Idstein, als er sich von der Hofmeisterin verabschiedet hatte, und ging verstimmt und ärgerlich von dannen. Als er jedoch am späten Abend nach Hause kam, fand er hier die paar Bücher vor, welche er der Prinzessin geliehen hatte

und öffnete das Paket mit jener Hast, womit uns nach dem Anblick von Gegenständen verlangt, welche uns an theure Personen erinnern. Er drückte die Bücher, welche ihre Hand berührt, worauf ihr Auge geweilt hatte, unwillkürlich mit einer gewissen Inbrunst an seine Lippen und an sein Herz, und durchblätterte sie dann rasch in der vagen Hoffnung, sie möchten vielleicht ein Blättchen mit einigen Worten enthalten, welche der stummen Geberde von diesem Morgen noch einen weitern Ausdruck leihen würden. Allein diese Hoffnung wich rasch der Erinnerung, daß diese Bücher sicherlich die Controle der Hofmeisterin passirt haben würden, welche ein solches Papier, falls die Prinzessin dasselbe je hineingelegt, sicher entfernt hätte. Dennoch aber trog Idstein's Hoffnung nicht ganz, denn als er von einem der Bücher den Ueberschlag von marmorirtem Papier entfernte, fiel ihm ein Stückchen rosa Seidenband in die Hand, auf welchem mit farbiger Seide ein Strauß Vergißmeinnicht eingestickt war und darunter in Goldfaden das Wort Elisa. Der Buchweiser war ein heimliches Symbol, dessen Bedeutung ihm klar genug war, und mit einer unbeschreiblichen Innigkeit drückte er seine Lippen auf das kleine Endchen Seidenband, das ihm so unendlich viel zu sagen hatte.

Prinzessin Elise ihrerseits hatte nicht in geringerem Grade das Verlangen gehegt, Idstein noch einmal zu sehen, und zürnte in ihrem Herzen der Hofmeisterin, daß diese aus Rücksichten der Etikette und der Behutsamkeit den Abschiedsbesuch Idstein's bei den Prinzessinnen hintertrieben hatte. Liebe ist aber erfinderisch, und Fräulein v. Gamming, welche an der Stelle Philippinens von Hövel nun Hoffräulein der Prinzessin Elise war, hatte ihr Vertrauen schon so weit gewonnen, daß Prinzeß Elise sie zu einem kleinen Komplott gegen die Hofmeisterin benützen konnte, welches folgendermaßen eingeleitet werden sollte. Die Freifrau v. Gamming, die Mutter des Hoffräuleins, war blind und wohnte in Waldau in einer der abgelegensten Straßen am Südende der Stadt. Es war eine verständige, liebenswürdige Frau, von sehr lebhaftem Geiste und reichen Erinnerungen, und wußte allerliebst zu erzählen, so daß die jungen Prinzessinnen bisweilen einige Stunden bei ihr verbrachten und sich aus dem großen Schatz von Erlebtem und Erschautem erzählen ließen, welcher bei der blinden Matrone gleichsam unversiegbar quoll. Diese Blinde dann war eine Verwandte von Idstein's seliger Mutter, und er

hatte ihr immer eine gewisse Ehrfurcht und aufrichtige Theilnahme gezollt, so daß es gar nicht auffallen konnte, wenn Adelheid v. Gamming den Vetter Ludwig brieflich einlud, vor seiner Abreise noch einmal ihrer Mutter ein Stündchen zu widmen, dessen Zeit sie ihm bezeichnete. Er sollte freilich keine Ahnung davon haben, daß ihn dort noch eine Ueberraschung erwarte; aber ein Liebender hat Vorgefühle, zumal wo er zu hoffen wagt, und so sah auch Idstein in der schriftlichen Einladung, welche von Adelheid ausging anstatt von ihrer ältesten verheiratheten Schwester, bei welcher die blinde Dame wohnte, instinktmäßig etwas mehr als blosen Zufall, und er verschob seine Abreise diesem Umstande zu Liebe noch um einen Tag.

Es war also am Vorabend seiner Abreise, daß er der Einladung Folge leistete und sich bei der blinden Frau v. Gamming einfand, welche in ihrer Einsamkeit für einen derartigen Zeitvertreib höchlich dankbar war. Die Blinde bedauerte ihn aufrichtig, daß er in Ungnade gefallen sey, denn für sie wie für die meisten ihrer Standesgenossen war die Hofgunst nach der damaligen Auffassung die einzige Lebensluft, worin ein Adeliger existiren konnte, und sie zollte ihm daher ein herzliches Beileid. Beide waren im angelegentlichsten Geplauder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft begriffen, als Idstein's scharfes Ohr, welches nur mit getheilter Aufmerksamkeit der Unterhaltung folgte, endlich leichte Schritte auf der Treppe vernahm, und er gleich darauf Prinzeß Elise mit Adelheid hereintreten sah. Eine milde Freude glühte über die sinnigen Züge der Prinzessin hin, als sie ihre List gelunger sah, und ein dankbarer Blick lohnte seinen Gehorsam. Idstein machte Miene, sich zu entferneu, aber die Prinzeß bat ihn so höflich und leutselig, dazubleiben und sich in der Unterhaltung mit der Freifrau nicht stören zu lassen, daß er sich wohl fügen mußte. Und nun begann eine allgemeinere Conversation, in welcher die Prinzessin in unverfänglichen Phrasen ihr Bedauern über sein Scheiden ausdrücken und seine Verdienste rühmen konnte, ohne sich von dem Schein einer blosen Höflichkeit zu entfernen, während, wie sie wohl wußte, für ihn jedes Wort eine tiefere Bedeutung haben und ihm wie Manna in die Seele fallen mußte.

„Glauben Sie mir, meine liebe Mama,“ wandte sich die Prinzessin mit der ihr eigenen gewinnenden Vertraulichkeit an

die Blinde und ließ sich dabei mit der Anmuth und Naivetät eines Kindes gehen, „man wird unsern trefflichen Idstein bald nur allzu sehr vermissen. Er ist uns unersetzlich, denn er allein brachte Geist und Leben in unsere Kreise. Und ich kann mir nicht denken, wie wir das Liebhabertheater durchführen werden ohne ihn, der in Allem Rath wußte und mit seiner bescheidenen unaufdringlichen Weise nirgends in den Vordergrund trat, nirgends Ansprüche geltend machte, und doch der Eckstein des Ganzen war, ohne daß man die Last auch nur ahnte, die er sich willig aufbürden ließ. Er war der Atlas, der unsichtbar unsere ganze kleine Welt auf seinen Schultern trug, Mamachen, und es ist nicht schön, daß man dieß jetzt vergessen will!"

— „Daran erkenn' ich das Blut der Idsteine, Euer Liebden," erwiderte die Blinde mit freundlichem Lächeln; „so sind sie alle — sein Vater und Großvater waren ebenso, — ganze Männer, klug, gewandt, brav und bieder, und nur vielleicht etwas zu stolz und unbeugsam, um bei Hofe Glück zu machen. Ludwig's Vater war ebenso, der getreuste Vasall, aber der stolzeste Edelmann, der selbst seinem Fürsten gegenüber der eigenen Ehre nichts vergab. Und so ist auch Ludwig; er kann nicht aus dem Geschlechte schlagen, denn Art läßt nicht von Art."

Der bewundernde Blick der jungen Prinzessin haftete auf Idstein und zollte ihm Beifall, dann aber trübte ein anderer Gedanke ihre klare reine Stirne. „Und Sie reisen morgen schon?" fragte sie ihn; „und wir werden Sie lange nicht mehr sehen, Herr Baron?"

„Meine Güter heischen dringend meine Anwesenheit, durchlauchtige Prinzessin," gab er zur Antwort; „ich zweifle, ob ich vor dem Winter wieder hieher zurückkehren und selbst dann mehr als blos einige Wochen hier verweilen werde."

— „Aber wir werden doch vielleicht bisweilen von Ihnen hören, Herr Kammerherr? Sie werden uns nicht ganz vergessen? — Nicht wahr, Mamachen, er muß an Sie schreiben?"

„Ja, er wird mir ab und zu Bericht geben über sein Befinden, nicht wahr, Ludwig? Und Adelheid muß Dir dann für mich antworten; ich werde dieser meine Briefe in die Feder dictiren."

— „Oder mir, Mamachen?" rief die Prinzeß; „Sie müssen mir erlauben, daß ich Adelheid zuweilen ablöse."

„Welche Huld, Euer Liebden!“ sagte Idstein; „aber ich halte mich an diese Zusage, Durchlaucht, denn ich hoffe auf diese Weise zu erhalten, was die gnädige Hofmeisterin Freifrau v. Ziegau mir versagen zu wollen scheint: nämlich ein Autograph von Euer Liebden hoher Hand, als Andenken für mein Stammbuch!“

— „Wie, Herr Kammerherr, Sie wünschten ein Blatt in Ihr Stammbuch von mir, und Frau v. Ziegau hat es abgeschlagen?“ rief die Prinzessin, und ließ sich von ihm alles erzählen. „Das ist sehr unartig von der Frau Hofmeisterin,“ sagte sie dann; „Sie haben ja allen Anspruch darauf, Herr v. Idstein, und Sie müssen auch mir ein Stammbuchblatt schreiben. Aber da kann ja geholfen werden, — wenn Mamachen es erlaubt und die liebe Adelheid die Freundlichkeit haben will, uns Papier und Schreibzeug zu verschaffen, dann tauschen wir unsere Albumblätter sogleich hier aus!“

„Ich fliege, Euer Liebden!“ rief Adelheid. „Schwester Bertha hat ein Stammbuch und muß mir einige leere Blätter geben, denn der Herr Vetter soll auch mir ein Blatt hinterlassen.“

Damit entfernte sie sich — Ludwig sah sich allein mit der Prinzessin, denn die Blinde war nicht zu fürchten, und von einer plötzlichen Aufwallung hingerissen, erfaßte er ihre feine kleine Hand, zog sie an sein Herz, an seine Lippen, und fühlte plötzlich, wie auch Elise sich rasch zu ihm herunterbeugte und ihre Lippen innig und doch mit züchtiger Scheu auf seine Stirne preßte. Dieß alles geschah so rasch und während Frau von Gamming sprach, daß sie keine Ahnung davon haben konnte. Ludwig ließ Elisens Hand erst los, als er Adelheid's Schritt vor der Thüre hörte.

Die Prinzeß ergriff rasch einige leere Blätter, eilte damit an einen Pult-Secretär, der am Fenster stand, und schrieb auf eines derselben: „Den Guten und Edlen gewogen zu seyn, ist eine beglückende Pflicht. Dieß zum Andenken an Ihre Sie aufrichtig hochschätzende Elise von Waldau.“ Auf ein anderes Blatt aber schrieb sie nur die Worte: „Hohelied, 8. Kapitel, Vers 6. 7. Elise.“

Entzückt nahm Ludwig die beiden Blätter, schrieb der Prinzessin und Adelheid ebenfalls ein Stammbuchblatt, und verabschiedete sich dann nach einiger Zeit von der Prinzessin und den Damen auf die gewöhnliche Weise.

Was mag diese Bibelstelle wohl besagen? tönte es in ihm, und die Ungeduld und Neugier beflügelten seine Schritte nach Hause. Rasch griff er in den Bücherschrank nach seiner Bibel, schlug die bezeichnete Stelle auf und las:

„Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod; und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts."

25.

Der Frauenkrieg.

Das Stammbuchblatt der Prinzessin Elise auf dem Herzen und im Herzen tragend, hatte Ludwig v. Idstein die Heimreise nach seinem elterlichen Gute angetreten und nicht bedauert, daß er diesem Leben am Hofe so plötzlich entrissen worden war. Es hatte so Vieles in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt, was ihn unangenehm berührt, unbefriedigt gelassen, was er zu ändern, zu verbessern gewünscht hätte und doch durchzuführen ohnmächtig war, und der jähe Tod seines geliebten Vaters, welcher ihn auf eine andre Bahn verwies, regte zugleich auch andere Gedanken bei ihm an, nöthigte ihn zu einer innern Einkehr in sich selbst und zu einer durch die Entfernung vermittelten vorurtheilsfreieren Prüfung seines seitherigen Lebens, zu einem heilsamen Rückblick auf eine Zeitfrist, die er nun beinahe für vergeudet erachtete. Wem und für was hatte er seither eigentlich gelebt? dem Vergnügen und Zeitvertreib Anderer, und der Befriedigung seiner eigenen, nicht eben immer auf edle erhabene Ziele gerichteten Eitelkeit. Aus der ganzen Periode seines Hoflebens ragte nur ein einziger Lichtpunkt hervor: die stille Verehrung für die Prinzessin Elise, die, seither sein uneingestandenes süßes Geheimniß, nun mit Einem Male durch jenes Stammbuchblatt zu einem Verhältniß geworden war, das ihn in eine neue innere Gährung und Zwiespalt versetzte, aber doch ihm neben manchem Zweifel und Leid auch im

Stillen manche unsägliche stille Seligkeit bescherte, wovon wir später noch reden werden.

Das Andenken an dieses zauberisch liebliche Wesen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, das wie eine zarte Schlingpflanze in einem Walde gleichsam lange die Triebe und Stolonen umhergesandt und einen Haltpunkt gesucht, bis es an ihm eine zuverlässige Stütze gefunden hatte, war der einzige Lichtpunkt von Ludwigs Hofleben, zu welchem in seiner ländlichen Einsamkeit und inmitten jener exakteren Beschäftigungen mit dem praktischen Leben sein Geist mit einer wahren heimlichen Weihe und Sammlung zurückkehrte. Gleichwohl gestand sich Idstein, daß es eine weise Fügung der Vorsehung gewesen sey, ihn von Elisen zu trennen, denn er fühlte ganz die Gefahr, welcher er sich und seine Göttin durch ein längeres Zusammenleben oder persönliches Begegnen ausgesetzt haben würde. In seinem ernsten strengen Charakter waren zwei Gefühle gewaltig auf einander gespannt: nämlich eine tief-innige, glühende Neigung, eine beinahe abgöttische Verehrung für die Prinzessin, und anderseits dann das Gefühl der Discretion der Unterthanentreue, der Rücksicht und Dankbarkeit gegen den Fürsten Johann Heinrich, welcher ihm so viel Wohlwollen und Vertrauen bewiesen hatte. Was mußte der Fürst von ihm denken, wenn er erfuhr, daß er, Ludwig von Idstein, es gewagt, seine Blicke und Wünsche zu dessen Enkelin zu erheben? Was mußte erst die Erbprinzessin, diese stolze anspruchsvolle Frau, denken und fühlen, wenn sie um diese Neigung ihrer Tochter erfuhr? Mußte nicht ihn, den älteren und welterfahrenen Mann, in den Augen der Eltern und Verwandten Elisens, in den Augen des Hofes, ja der ganzen Welt den Vorwurf treffen, daß er nicht nur jene Neigung der jungen Prinzessin genährt, sondern sogar vielleicht geweckt habe? Mußte er nicht als eine Art Verführer dastehen? Sprach ihn auch sein Gewissen einigermaßen von diesem Vorwurfe frei, weil er sich sagte, daß diese Neigung eigentlich ungesucht entstanden, daß sie gekommen war wie der Wind, von dem man auch nicht weiß von wannen er kommt noch wohin er fährt, — so schwand doch mächtig immer mehr der anfängliche Groll gegen die Erbprinzessin, die ihn geopfert hatte, aus seiner Seele, denn er redete sich ein, er büße nicht unschuldig; seine Ungnade sey vielmehr nur die Sühne dafür, daß er in Elisens Herzen eine jener Neigung erweckt habe, welche oft ein ganzes Menschenleben mit Leid und Schmerzen durchweben

können. In diesen Gedanken fand sein Gerechtigkeitsgefühl die Kraft, selbst den Schmerz der Trennung ertragen und die Sehnsucht nach Elisen beherrschen zu können. Und doch dünkte ihn in ruhigeren Momenten sein Vergehen dann wieder nicht so groß, denn seit dem Juli d. J. war in Frankreich eine neue Zeit angebrochen, indem seit dem Sturm der Bastille ein ganzes Volk aufgestanden war, die Herrschaft der alten Grundsätze zu zertrümmern und die bürgerliche Gesellschaft neu zu konstruiren! Was war, wenn das alte System Schiffbruch litt, eine Prinzessin dann noch so viel mehr als ein freier deutscher Reichsritter? —

Nicht so mild und versöhnlich war man mittlerweile am Waldauer Hofe gestimmt, wo der Haß der beiden Frauen, der Baronin Thannheim und ihrer Schwiegertochter, der Erbprinzessin, den ganzen Hof in zwei Lager theilte — in den jungen und den alten Hof. Die Scheidung war eine vollständige; es gab bald kein neutrales Gebiet mehr, und höchstens einige Personen, wie der Minister von Adelsberg, der Hofmarschall des Fürsten und einige wenige Beamte des sogenannten alten Hofes wurden auch am jungen Hofe noch geduldet, wo sie sich emsig bemühten, „liebes Kind" zu seyn.

Die Erbprinzessin, auf deren Seite das meiste unleugbarste Unrecht war, geberdete sich als die unversöhnlichere der beiden Gegnerinnen, uud hatte anfangs eine Krankheit simulirt, um der verhaßten Stiefmutter ihres Gemahls nicht mehr bei Tafel begegnen zu dürfen. Die Folge davon war denn auch, daß der greise Fürst seinen ältesten Sohn und dessen Familie nur noch selten, nur bei unvermeidlichen Hoffesten, an der Tafel sah, und gerne die Gelegenheit ergriff, seinen eigenen Hofstaat zu reduziren und sein Alltagsleben noch bürgerlicher zu gestalten. Den besten Vorwand dazu lieh ihm ja der Zustand Carolinens. Die Muthmaßung des Hofarztes Leuchsenring, daß die Baronin Thannheim in „interessanten Umständen" sey, wie man heutzutage sagen würde, hatte sich bestätigt, und Caroline wußte daraus Kapital zu machen. Sie gab sich leidend, angegriffen; sie hatte Launen, Anfälle von Schwermuth und Verstimmung, Todesahnungen. Sie hatte ja Zeit genug, sich diese kleinen Mittel, den alten Herrn hiedurch doppelt an sich zu fesseln, reiflichst auszuklügeln, und sie hatte Leute genug in ihrer Umgebung, welche ihr nöthigenfalls noch derlei Ideen suggerirten, jedenfalls aber auf Carolinens eigene Einfälle

eingingen. Die Thannheim jubelte im Stillen, daß der Zusammenstoß mit der Erbprinzessin zu diesen Folgen geführt hatte, denn sie wußte sehr gut, wie sehr ihre Mutterschaft für Gegenwart und Zukunft ihre Stellung befestigte, und die Vortheile, welche sich ihr hiedurch darboten, hatten ihrem Groll gegen die Erbprinzessin längst den größten Theil der Spitze abgebrochen.

Während das unerwartete aber höchst erfreuliche Ereigniß gleichsam dem ganzen Lande offiziell mitgetheilt ward, indem man von allen Kanzeln für eine hohe Frau und deren Gesundheit betete, und sie und ihre Leibesfrucht dem besondern Schutze der Vorsehung anempfahl; während der greise Fürst beinahe nicht mehr von der Seite seiner jungen Gemahlin wich und so von ihr in Beschlag genommen wurde, daß er sogar die Staatsgeschäfte, welche er früher so ernst genommen, je länger desto mehr nur seinem Minister Adelsberg und einigen anderen Vertrauten überließ, und diese wiederum ihre Inspirationen von der Baronin Thannheim holten; — gab das neue Ereigniß den Politikern der kleinen Residenz und des Fürstenthums überhaupt viel zu denken und zu erwägen. Allerdings waren aus der ersten ebenbürtigen Ehe des Fürsten drei Söhne vorhanden, welche von Gesundheit strotzten, und der älteste dieser Söhne hatte sogar selbst wieder einen Sohn; allein der Mensch ist ja hinfällig, pflegten die politischen Kannegießer und die Staatsweisen auf eigene Faust zu sagen mit so bedenklichem Schütteln ihrer Köpfe, daß die Zöpfe wackelten und der Puder aufflog, nahmen bedächtig sehr starke Prisen Spaniol und stellten die Frage auf: was denn etwa aus dem Lande werden sollte, wenn die legitime Linie ausstürbe und nur die allfällige Nachkommenschaft aus der morganatischen Ehe der Durchlaucht mit der Thannheim übrig bliebe? Und hier gingen denn die Ansichten der fürsichtigen Männer und deren Neigung aus einander, denn die Einen behaupteten, nach den Satzungen des deutschen Fürstenrechts und des öffentlichen wie des Gewohnheits-Rechts des heiligen römisch-deutschen Reichs sey die Thannheim'sche Descendenz nicht thronfähig, könne also nicht succediren, sondern das ganze, erst seit wenigen Jahrzehnten vereinigte Fürstenthum müsse vermöge Erbrechts und Vertrags an einen Nachbarstaat fallen und somit Waldau aus der Reihe der selbständigen Glieder des Reiches gestrichen werden. Dieses Ereigniß aber war nur den Wenigsten willkommen, sondern erschien den Gefühlen der Mehrzahl als eine furchtbare Landes-Kalamität. Deßhalb

behauptete auch die andere Partei, in einem derartigen Falle, welchen die Vorsehung gnädigst abwenden wolle, müßte jeder loyale Waldauer sein Möglichstes thun, damit bei Kaiser und Reich es durchgesetzt werde, daß zur Erhaltung der Dynastie und zum Schutze des Landes die etwaige Thannheim'sche Descendenz für thronfähig erklärt werde, und man redete sich selbst ein, des Kaisers Majestät und der Reichhofsrath würden in einem solch hochwichtigen Falle doch hoffentlich ein Einsehen haben und lieber durch eine Ausnahme vom allgemeinen Gesetz und Herkommen das Fürstenthum Waldau als integrirendes Ganze erhalten, als das Land zu allgemeinstem Jammer und Kummer zerschlagen oder dem Kurfürstenthum Knödelheim einverleiben lassen. Und während daher die Geistlichen von der Kanzel herab Schutz und Hülfe für die Leibesfrucht der Baronin Thannheim erbeteten, schlossen die meisten der Unterthanen die legitimen Söhne des Fürsten in ihr Gebet ein und flehten im Stillen um die Erhaltung des rechtmäßigen Mannsstammes.

Die Thannheim dachte damals sicher nicht so weit, sonst hätte sie es schon fertig gebracht, daß der alte Fürst Johann Heinrich bei Kaiser und Reich Vorsorge getroffen hätte, dem präsumtiven Sohn der Thannheim schon im Mutterleib gewisse Rechte für jenen Fall zu sichern. Für Carolinen war die Frage der allfälligen Thronfolge noch nicht praktisch, denn wer hätte daran denken sollen, so lange der Erbprinz und sein Sohn noch am Leben waren, und zwei weitere von Gesundheit strotzende junge Prinzen noch nicht einmal verheirathet waren. Für Carolinen lagen andere Sorgen näher: sie wollte zunächst wo möglich Reichsgräfin werden, dann aber auch eine solide Grundlage für diese neue Würde, die sie sich erstrebte, gewinnen. Ihr Nadelgeld, Mitgift und Witthum waren in dem Heirathsvertrage allerdings festgesetzt worden, allein Johann Heinrichs Sparsamkeit hatte dabei die fürstliche Großmuth überwogen, und er hatte sich nicht allzu freigebig gezeigt. Nun aber forderten Mutterherz und Ehrgeiz gebieterisch, daß sie für die Zukunft ihrer Kinder besser sorge, und zwar wo möglich noch bevor dieselben geboren seyen. Das war jedoch keine leichte Sache, denn der alte Herr war ja sparsam bis zum Geize und nicht leicht zu einem Entschlusse zu bringen. Der Minister v. Adelsberg und der Kammerpräsident v. Gamming hatten die Bitten der Thannheim unterstützt, aber den Fürsten nur geneigt gefunden, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Johann Heinrich wies die Bitte nicht

ab, sondern wollte sich die Sache erst überlegen; für seinen Standpunkt war es ja ein Unterschied, ob Caroline ihm einen Sohn oder eine Tochter gebären werde. Für Carolinen aber lag die Sache anders. Eine Frau in ihren Umständen erwägt tiefer und mit fernsichtigerem Scharfblick. Ihre Sellung gegenüber von der Erbprinzessin und noch mehr die Stellung, welche diese letztere seit jenem Streit gegenüber von der Baronin Thannheim eingenommen, hatten Carolinen viel zu denken gegeben und ihr die Augen vollkommen geöffnet. Sie hatte sich Philippinen von Hövel rückhaltslos anvertraut, und diese war, wenigstens in Anderer Angelegenheiten, klug, berechnend und umsichtig. Die Thannheim konnte sich nicht mehr verfehlen, daß mit dem Tode ihres Gemahls ihre Lage eine ganz veränderte seyn werde. So wie die Sachen standen, konnte sie von der Erbprinzessin dann nichts anderes erwarten, als Demüthigung, Haß, Anfeindung, ja Verunglimpfung. Der greise Fürst aber war übernächtig wie jeder Mensch. Was er noch zu thun vermochte, um Carolinens Zukunft und diejenige ihrer Kinder zu sichern, das erlitt keinen Aufschub. Eine Schenkung bei seinen Lebzeiten war das einzig Sichere, denn wenn der Fürst auch, wie er immer versicherte, für Carolinens Zukunft in seinem Testament gesorgt hatte, so war das nur eine Eventualität, die noch von allerlei Ereignissen durchkreuzt werden konnte. Caroline wußte, daß die Erbprinzessin Natalie eine stolze schwache Person war, daß sie zu Lebzeiten der hochseligen Fürstin ganz am Gängelbande derselben gegangen war und seit deren Tode sich alle Mühe gegeben hatte, einen gewissen leitenden Einfluß auf den Fürsten zu gewinnen. Dieß war ihr allerdings nicht gelungen, denn Johann Heinrich gefiel sich in der neuen Freiheit seit dem Tode seiner ersten Gemahlin viel zu sehr, um sich wieder eine Frau über den Kopf wachsen zu lassen — nicht einmal Carolinen gelang dieß ja. Dagegen wußte jedermann am Hofe, daß der Erbprinz, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, unter dem Pantoffel seiner Gemahlin stand. Da war es denn als sicher anzunehmen, daß bei einem plötzlichen Ableben Johann Heinrichs dessen testamentarische Fürsorge für Carolinen von zweifelhaftem Werthe seyn mochte, denn der leidenschaftlichen stolzen Erbprinzessin traute die Thannheim jede Willkür zu, durch welche jene ihren Haß und ihre Rachgier befriedigen konnte. Es war also unerläßliche Bedingung, daß Fürst Johann Heinrich so schnell wie möglich durch

eine Schenkung dasjenige für seine Gemahlin und das ungeborene Kind thun mußte, was Caroline wünschte und verlangte.

Eine Frau, welche sich Mutter fühlt, hat aber auch noch andere Motive, in solchen Dingen ernstlicher zu sorgen. Denn ist nicht die Katastrophe, der sie selbst entgegen geht, zuweilen eine Frage von Leben oder Tod? Und wenn das Schicksal wollte, daß sie, die Mutter, sterben sollte, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben hatte, wer sollte sich dann des Kindes annehmen, falls dieses über kurz oder lang auch den Vater verlöre? .... Diese Erwägungen drängten zu raschem energischem Handeln und steigerten auf die wirksamste Weise den nie schlummernden Sporn der Selbstsucht, der in jedem Menschenherzen liegt. Und wessen Selbstsucht und Eigenliebe wird am Ende rascher entwickelt, als diejenige einer Person, die sich allein stehend fühlt und im Kampfe mit mächtigen, anscheinend unversöhnlichen Gegnern?

Es kam ein Zeitpunkt während der interessanten Umstände der Thannheim, wo sich die junge, frische, rüstige Dame leidend fühlte. Sie hatte sich durch Sorgen, Kämpfe, Grübeleien, vergebliche Bemühungen, getäuschte Erwartungen wirklich in einen Zustand von Aufregung hineingesteigert, der selbst Leuchsenring auffiel und seinen Mitteln aus der Pharmakopöe trotzte. Am jungen Hofe flüsterte man sich bereits in die Ohren, die Thannheim sey wirklich schwermüthig und halb übergeschnappt. Selbst Fräulein v. Hövel hatte Mühe, mit der Baronin auszukommen, der sie aufrichtig ergeben war, und vermochte nichts mehr zu ihrer Beruhigung. Ein solcher Zustand nervöser Erregung gab denn auch natürlich desto mehr zu Befürchtungen Anlaß, je näher die Zeit der Entbindung der Thannheim heran rückte. —

„Erlaucht," sagte Leuchsenring eines Morgens bei seinem gewohnten Besuche mit der ihm eigenen Derbheit, welche bei ihm geflissentliche Maske oder eine andre Art von Charlatanerie war, — „Erlaucht halten zu Gnaden, aber so kann es nicht fortgehen. Der Teufel weiß was ich Ihnen noch verschreiben soll, um das verwünschte Fieber zu verbannen und Ihnen die Schlaflosigkeit zu benehmen. Das sind Symptome bei einer jungen kräftigen Frau, welche mir nicht gefallen. Ihr körperlicher Zustand ist nicht so abnorm, daß er all diese Unruhe, Aufregung, Nervosität rechtfertigte. Sie leiden geistig, Erlaucht; es drückt irgend etwas auf Ihr Gemüth, was Ihnen die Ruhe raubt. Und wenn Sie

da nicht so viel Zutrauen zu mir haben, daß Sie mir frischweg anvertrauen, was Sie drückt, so verschreibe und verordne ich Ihnen den ganzen Inhalt einer Apotheke umsonst, und Sie können ebenso gut den Schäfer von Grünwinkel oder den Scharfrichter von Lauterburg gebrauchen wie mich, wenn Sie sich nicht entschließen wollen, mir den Punkt zu zeigen, wo ich den Hebel einsetzen soll."

Caroline blickte den Leibarzt wehmüthig an und ihre großen tiefliegenden Augen füllten sich mit Thränen. „Sie haben Recht, Leibmedicus; ich leide geistig," versetzte sie tonlos. „Ich habe Todesahnungen, ich wünsche zu sterben, und mein einziger Wunsch ist der, daß das arme liebe Geschöpf, das ich unter dem Herzen trage, mir in den Tod nachfolge..."

„Das sind, mit Verlaub, Dummheiten, Erlaucht!" fiel ihr Leuchsenring streng in die Rede; „das ist muthwillige Verschlimmerung Ihrer Lage und ein in sich Hineinzehren von krankhaften Ideen. Was kann Ihnen solch einen Wunsch eingeben, welcher sogar einem unschuldigen Wesen den Tod kosten kann?"

— „Das Muttergefühl," versetzte die Thannheim schluchzend und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus, das sie lange nicht wieder zu Wort kommen ließ. „Sie kennen meine Stellung am Hofe, der Erbprinzessin gegenüber," stammelte sie dann; „wenn ich sterbe, wenn das Schicksal, was Gott verhüte, meinen durchlauchtigen Gemahl bald nach mir heimholen würde, was soll aus meinem Kinde werden, das sie Alle um meinetwillen hassen werden?"

„Sie sehen zu schwarz, Erlaucht! für das Kind wird gesorgt werden," sagte Leuchsenring.

— „Nein, es wird hülfelos und ohne Schutz dastehen, sie werden ihm seinen eigenen Vater entfremden!" rief Caroline leidenschaftlich. „Fragen Sie die gute Hövel, wie viel ich seit Monaten leide unter dem beharrlich vergeblichen Versuch, die Zukunft meines Kindes wenigstens materiell sicher zu stellen, denn mein durchlauchtiger Gemahl ist absolut nicht dazu zu bewegen, dem zu erwartenden Sprößling unserer Ehe eine Apanage oder ein Vermögen auszusetzen, und dieß, nebst noch manchen anderen Reflexionen, zu welchen meine bewußte falsche Stellung an diesem Hofe und die Animosität meiner Schwiegertochter mir Anlaß geben, nagt an meiner Seele."

„Hm, dacht' ich es doch, Erlaucht, daß derlei Dinge mit

unterlaufen! Na, da ist zu helfen," sagte Leuchsenring leichthin. „Ich werde der Durchlaucht ein Bißchen mit Angst zusetzen, damit sie sich zu einem Entschluß aufraffe."

— „Sie werden mich bleibend verpflichten, lieber Leibmedicus, wenn Sie dieß thun wollen," erwiderte Caroline freundlicher, freier aufblickend. „Ich hätte nie gewagt, Sie darum zu bitten, wie oft mir auch schon der Gedanke gekommen war. Ich gelte ja ohnedem bei Hofe schon für habsüchtig und mercenär, obschon mein Gewissen sagt, daß ich meine Stellung nie mißbraucht habe, denn ich möchte mein Gewissen nicht belasten, — liegt doch — Gott weiß es — ohnedem schon viel auf meinem Gemüthe..."

„Ja, krankhafte Grübeleien, Erlaucht! Ausgeburten der Langeweile, der äußern Unbefriedigung!" fiel ihr Leuchserring lachend in die Rede. „Meiner Treu, Erlaucht, Sie reden, wie wenn Sie Wunder was für Gewissensbisse auf der Seele hätten! — Müssen sich mehr Umgang, Zerstreuung, Unterhaltung verschaffen, ausfahren, kleine Reisen machen!"

— „Als ob mein durchlauchtiger Herr dazuzubringen wäre, als ob ihn etwas aus dem engen Schneckenhaus seines gewohnten Treibens herausbrächte!" sagte die Thannheim bitter, die vorhin schnell erblaßt war bei der Andeutung Leuchsenrings wegen ihrer Gewissensbisse. „Wenn irgend jemand hierin etwas über den Herrn vermöchte, so wären Sie es, Leibmedicus! Sie kennen seine Furcht vor dem Tode."

„Wohlan, Erlaucht, ich will dem durchlauchtigen Herrn einheizen, daß er ein Bißchen aus sich heraustrete und auch die Kasse etwas öffne!" rief Leuchsenring lachend und mit einer gewissen Vertraulichkeit. „Aber unter uns gesagt, Erlaucht, wenn ich etwas zu Ihren Gunsten thun soll, so müssen wir zusammenwirken. Wenn Sie seither an des Allergnädigsten Herz vergebens appellirt haben, so müssen wir andere Saiten aufziehen und auf seine Einbildungskraft wirken — das ist eine wunde Stelle bei ihm, das ist seine Achillesferse, denn Durchlaucht hat einen bis an Aberglauben grenzenden Ueberglauben. Haben Sie je schon auf diesen einzuwirken versucht?

— „Ich, Herr Leibmedicus? wo denken Sie hin?" fragte Caroline erblassend und in ihre großen Augen trat ein jäher Schrecken, so daß sie den Blick rasch zu Boden senkte. „Ich wüßte nicht, wie ich dieß anfangen sollte!"

„Na, setzen Sie dem durchlauchtigen Herrn zu mit Ihren Todesahnungen und dergleichen!“ rief Leuchsenring mit sardonischem Lachen; „und könnten wir noch etwas wie ein Omen, oder eine Warnung, eine Prophezeiung dazu bringen, so wäre der Erfolg sicher!“

— „Niemals, nie werde ich zu solchen Mitteln schreiten!“ rief Caroline erglühend, denn eine Menge Erinnerungen schossen ihr plötzlich durch den Kopf: die Vorspiegelung jener Erscheinung der Weißen Frau, die Intriguen der Tante Ferneck, der Abend bei der Kartenlegerin im Dörfchen...

„Jenun, ganz wie Erlaucht wollen,“ versetzte Leuchsenring geschmeidig; „ich für meinen Theil werde mir kein Gewissen daraus machen, Seiner Durchlaucht lebhafte und apprehensive Phantasie etwas aufzuregen, um Ihnen zu Ihrem Ziele zu verhelfen, gnädige Frau. Man darf die Thatsache niemals vergessen, Erlaucht, daß der Verstand in der Welt in der Minorität ist und daher die Klugen von den minder Klugen leben müssen. Diese Lehre predigt uns das Leben täglich. Uebrigens halte ich mich Erlaucht unterthänigst zu Gnaden empfohlen und habe die Ehre mich zu empfehlen.“ Der Leibarzt ging und die Thannheim sah ihm mit einem leisen Grauen nach. Sollte er etwas wissen? fragte sie sich; sollte er eine Ahnung haben? oder war es wirklich nur ein wohlwollender Wink, ein gutgemeinter Rath von seiner Seite?

Die Erlaucht war gedankenvoll geworden, und die Bemühungen Philipinens v. Hövel, sie zu zerstreuen, gelangen nicht. In Carolinen gährten zu viele Ideen, die der schlaue Arzt geweckt hatte. Leuchsenring erschien Carolinen zu aufgeklärt und skeptisch, als daß sie ihm zutrauen konnte, er habe je auch nur entfernt an die Existenz des Geisterspuks der Weißen Frau geglaubt, sondern sie ahnte, daß er sich denselben ganz natürlich und plausibel zurecht gelegt. Waren daher die Anspielungen, die er gemacht hatte, nur Fingerzeige vorwärts, welche aus Schlüssen nach rückwärts entsprangen? Lag jenen Winken eine tiefere Bedeutung zu Grunde? Maßte sich der Leibarzt an, sich ihr als Vertrauten aufzudrängen? Oder war der Wink harmlos, spontan, ohne Beziehungen, nur eben aus der Eingebung des Augenblicks hervorgegangen? und erschien derselbe nur darum Carolinen so bedeutsam, weil ihr Gewissen nicht frei war? Diese Fragen wogten in ihr auf und nieder und versetzten sie in eine Aufregung, welcher alles Grübeln keine

Lösung brachte, sondern erst der Besuch der Durchlaucht ein Ziel steckte.

Serenissimus kam in einer gewissen unverkennbaren zärtlichen Besorgniß. Die forschenden Blicke die er auf seine Gemahlin heftete, seine beeiferte Erkundigungen nach ihrem Befinden schienen darauf hinzuweisen, daß Leuchsenring Wort gehalten und dem greisen Fürsten „eingeheizt“ hatte. Caroline war ihm im Stillen dankbar dafür, aber auch Weib genug, ihren Vortheil nicht unbenützt zu lassen. Noch waren ihre schönen Augen feucht und geröthet vom Weinen und beinahe unwillkürlich standen sie alsbald jetzt wieder unter Wasser.

„Du weinst, mein armes Lämmchen? was ist Dir?“ rief der alte Herr erschrocken und bemühte sich um sie mit jener, etwas linkischen Beeiferung älterer wohlbeleibter Leute, welche auf Carolinen immer einen beengenden Eindruck machte, weil dieselbe sie unwillkürlich an den Altersunterschied zwischen ihr und ihrem Eheherrn erinnerte. „Herzchen, sprich, was hast Du denn?“

— „Ach, mir ist so bang, so unsäglich seltsam und ängstlich zu Muthe, mein Lieber,“ erwiderte sie und brach in lautes Schluchzen aus. „Ich ... ich habe solche düstere Ahnungen! — Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß ich bald sterben werde...“

„Närrchen, Du? Du in der Blüthe der Jahre? das ist ja Unsinn!“ versetzte die Durchlaucht mit ihren gemächlichen schüchternen Liebkosungen, welche Carolinen noch nervöser zu machen drohten. „Leuchsenring hat mir davon gesagt, und rieth mir, Dich zu beruhigen, weil solche Gedanken, die nur von körperlicher Verstimmung kommen, leicht zu fixen Ideen werden und wirklich schaden können. Und Du sollst Dir nicht schaden, mein Schatz! sollst Dich mir erhalten, mir dessen Eins und Alles Du bist!“

— „Ach!“ rief Caroline mit einem Seufzer, der beinahe wie ein Angstschrei klang; „ach, was hast Du an mir, mein Lieber? was kann ich Dir seyn?“

„Du, Carolinchen? wie magst Du noch fragen!“

— „Ja, ich — ich bin nur der Zankapfel im Hause, habe Dich mit Deinen Kindern überworfen, bin namentlich der Erbprinzessin ein Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleisch!“ schluchzte Caroline. „Wollte Gott, ich dürfte es nicht überleben! ... Ja, fürwahr, ich stürbe gerne, wenn man mir nur das arme Kind mit in den Sarg geben könnte, denn was soll aus dem unglück-

lichen Wesen werden, wenn es einst einsam, schutzlos in der Welt dasteht, Allen ein Aergerniß?“ ...

„Aergerniß?“ wiederholte der Fürst erschrocken, wie wenn auch sein Gewissen erschüttert wäre; aber er war so phlegmatisch, daß er den Schreck nicht Herr über sich werden ließ. „Ich möchte niemand rathen, daß er dem Kinde ein solches Gefühl entgegentrüge, und ich bin überzeugt, daß meine Söhne nicht so entmenscht seyn werden, das Kind meiner rechtmäßigen Gemahlin zu verleugnen .... ich habe in meinem Testament Vorsorge getroffen, daß alle meine Kinder sich gleichmäßig in mein Allodialvermögen theilen ...“

— „Ach!“ stöhnte Caroline wieder mit einem erschütternden Seufzer; „wer spricht von den Prinzen? die werden die Geschwister wohl niemals verleugnen, das fürchte ich nicht; aber wird ihre Liebe so weit gehen, daß sie das arme Kind nicht beiseite setzen, wenn man sie gegen dasselbe einzunehmen sucht? wird die Erbprinzessin das arme Würmchen nicht die vereitelten Hoffnungen entgelten lassen, die sie vielleicht ... Ach Gott, ich bin ganz verwirrt vor Aengsten wegen der Zukunft des Kindes! Wenn ich stürbe, — wenn Euer Liebden, die der Himmel noch lange Ihrem Lande und Volke erhalten möge — etwa krank würden .... o Gott, ich kann den Gedanken nicht ausdenken! ich wäre ruhiger, wenn ich wüßte, daß unser armes, mit so viel Kummer und Sorgen und Aengsten ausgetragenes Kind in gewisser Hinsicht unabhängig wäre durch ein Lehen, ein Vermögen, das ...“

„Hm, ich sehe nicht ein, wie es abhängig werden soll, mein Schatz; ich habe Dir ja schon längst gesagt, was für Bestimmungen mein Testament enthält ...“

— „Oh mein Lieber, höre auf!“ rief Caroline wie außer sich. „Ich kann dieß Wort nicht hören, kann an Euer Liebden Ableben nicht denken, ohne meine Vapeurs zu bekommen! .... Wollen Sie mich in meinem armseligen Zustande noch mit solchen Erörterungen quälen? .... Ah, ach, oh! mein Krampf! ... Phil ... Philippine! ... Hövel, Hövel!“

Sie brach zusammen und die Hofdame eilte herbei und erschien höchst erschüttert. Der Fürst sandte nach Leuchsenring und dem andern Hofarzte, beide wurden nach einiger Zeit zu Stelle geschafft, verordneten Baldriantropfen und andere Mittel, vor Allem aber Ruhe, und Leuchsenring war der Beeifertste, welcher

den dicken Greis aus den Appartements der Thannheim zu entfernen suchte mit den Worten: „Ich habe gefürchtet, daß es so kommen würde, Durchlaucht! Sie haben der hohen Dame wahrscheinlich weitere Alterationen verursacht durch unzeitige Erörterungen, welche ihre überreizten Nerven noch mehr angriffen und steigerten.... Hier ist die größste Vorsicht angezeigt, Durchlaucht, wenn nicht zwei Leben gefährdet werden sollen... Fixen Ideen muß man nachgeben, ein Opfer bringen, den Schein leihen, als ob man darauf einginge.... Ich muß unterthänigst auf das Gemessenste bitten, daß Durchlaucht mir die erlauchte Dame mit aller Schonung behandeln, sonst stehe ich für nichts!"

Damit hatte er ihn aus den Zimmern hinaus bekomplimentirt und seinen Gedanken überlassen, die sehr peinlich waren. Serenissimus begab sich in sein Zimmer, setzte sich in seinen Lehnstuhl am Fenster, faltete die Hände zusammen und starrte in den Schloßgarten hinaus.

Leuchsenring war wieder in das Schlafgemach der Thannheim zurückgekehrt, welche auf seinen Befehl zu Bette gebracht worden war und nun schlaff und matt und sehr verdrießlich dalag und sich selber krank fühlte, — und wäre es auch nur vor Aerger. — „Absolute Ruhe, Erlaucht!" sagte er und blickte ihr mit einem halb ironischen Lächeln in die Augen. „Versuchen Sie zu schlafen — guter Rath kommt oft über Nacht. Ich sagt' es ja, auf das Herz allein kann man bei Durchlaucht nicht einwirken; bei alten Leuten ist das Herz ein sehr indifferenter Muskel, besonders bei Phlegmatikern. Da frommt es noch weit mehr, wenn man an die Sinne, die Nerven, die Phantasie durch eine heilsame plötzliche Erschütterung appellirt. Ich werde heute Abend die Ehre haben, mich wieder nach dem Befinden meiner erlauchten Gönnerin zu erkundigen, und wünsche ehrerbietigst rasche Genesung!"

Der Abscheuliche! er mystificirt mich oder macht sich über mich lustig! dachte die Thannheim, welcher das feine halbfaunische Lächeln des Arztes nicht entgangen war, und wandte sich disgustirt auf die andere Seite.

Am folgenden Tage war sie wieder besser und sollte auf Leuchsenrings Befehl ausfahren; aber die Angelegenheit, welche ihren Geist beschäftigte, war noch um keinen Schritt weiter gediehen, die Baronin noch so rathlos wie zuvor. Sie erfuhr

zwar daß Serenissimus am Abend nach der Tafel noch seinen Vertrauten Adelsberg hatte rufen lassen und mit ihm eine lange Konferenz gehabt, aber zu einem Ergebniß im Sinne Ihrer Wünsche war es offenbar noch nicht gediehen. Eine Ahnung, ein Omen, irgend eine Vorbedeutung, ein heilsamer Schreck! tönte es in ihrer Seele stets wieder, aber ihr sonst so erfinderischer Geist ließ sie dießmal im Stich. Einen Moment hatte sie daran gedacht, zu dem Mittel einer Erscheinung der Weißen Frau ihre Zuflucht zu nehmen, dann aber hatte sie ein wahres Grauen davor gefühlt. Darauf war ihr die Idee gekommen, Philippine die Weiße Frau spielen zu lassen; aber eben so schnell verdammte sie selber diesen Gedanken, denn Philippinen dieß antragen, hieß ja diese in ein Geheimniß einzuweihen, das noch immer wie ein Kainsmaal auf Carolinens Gewissen brannte. Rathlos war und blieb sie, wenn Leuchsenring nicht half, wenn er sich nicht zu spezielleren Andeutungen bequemte.

Um zwei Uhr Nachmittags fuhr der Fürst mit der Baronin im offenen Wagen spazieren. Es war ein heiterer Wintertag, und die linde Luft und der Sonnenschein hatte viele Leute auf die Straße gelockt. Der Fürst liebte es, sich an solchen Tagen den treuen Bewohnern seiner Residenz zu zeigen, welche mit einer wahrhaft kindlichen Liebe und aufrichtigen Ehrfurcht an ihrem Landesherrn hingen. Serenissimus fuhr daher nur durch einige Alleen des Schloßgartens und gab dann Befehl, nach der Stadt hinüber zu lenken und den loyalen Waldauern das Antlitz der allerhöchsten Herrschaften zu zeigen, zugleich als Beruhigung nach dem unheimlichen gestrigen Gerücht von der plötzlichen Erkrankung der Erlaucht. Ueberall wo der Wagen vorüberkam, traten die Leute unter die Thüre oder öffneten die Fenster, um den geliebten Fürsten und seine Gemahlin zu begrüßen. Die Fußgänger denen man begegnete, machten Front und nahmen die Hüte ab, und erhielten dafür das freundlichste Lächeln und die anmuthigste Verneigung der Baronin Thannheim, während Johann Heinrich nur durch eine Handbewegung grüßte oder die ihm persönlich bekannten Leute mit Namen anrief.

So war der einfache zweispännige Wagen des Fürsten durch mehrere Gassen in die Spitalstraße gelangt, als sich am Ende derselben ein Auflauf von Menschen zeigte und der voranspringende

Läufer plötzlich umkehrte und dem Kutscher bedeutete, seine Pferde anzuhalten, was dieser denn auch sogleich that.

„Was gibt es denn, liebe Leute?“ fragte Serenissimus aus dem Wagen heraus, sobald dieser hielt, den ersten besten der hier Stehenden.

— „Eine Beerdigung, Durchlaucht,“ versetzte einer der Bürger, in Schürze und Wamms mit abgezogener Mütze herantretend; „dem Buchbinder Müller davorne in der Kronengasse ist seine älteste Tochter gestorben, die sie eben hinaustragen.“

„Wirklich?“ fragte Serenissimus theilnehmend; „und wie alt ward sie denn?“

— „Fünfundzwanzig Jahre, Durchlaucht!“ versetzte der Bürger nähertretend; „ein braves tugendsames Mädel — soll am gebrochenen Herzen gestorben seyn. Ein junger Mensch, der bei dem Meister Müller in Arbeit gestanden, ein Pfälzer von Geburt, hat sie sitzen gelassen und das hat ihr am Leben genagt.“

— „Schrecklich! das arme Kind dauert mich,“ meinte Serenissimus und sah sich nach seiner Gemahlin um, offenbar in dem Wunsche, daß Caroline auch einige Scheidemünzen der Theilnahme hier auswerfe, um sich etwas Popularität zu erwerben, wie es seine erste Gemahlin immer mit gutem Erfolg zu thun gewußt hatte. Aber wie erschrack Serenissimus, als er Carolinen blaß, mit halb offenem Munde und verstörten Zügen und starrem Blick nach einer Hausthüre schauen sah, auf deren erhöhter Schwelle einige Frauensleute aus dem Bürgerstande ihre Aufmerksamkeit zwischen den allerhöchsten Herrschaften und dem am nahen Ende der Straße vorüberziehenden Leichenkondukt theilten.

„Was ist Dir, mein Herzchen?“ flüsterte der Fürst erschrocken.

„Nichts, mein Lieber — gar nichts! nur vorüber!“ erwiderte Caroline tonlos.

„Die Erlaucht erschrickt an dem Leichenzug, und könnte sich am Ende versehen,“ meinte eine dicke Bürgersfrau, die sich nahe an den Schlag heran gemacht hatte. „Lassen Durchlaucht doch gnädigst umkehren!“

„Kutscher! Zurückfahren!“ rief Durchlaucht; allein selbst währe d der Wagen drehte, vermochte die Baronin ihre Blicke nicht von dem hagern gelben Gesicht einer Frau in mittleren Jahren loszureißen, welche auf jener Schwelle stand. Die dunklen Augen der

bräunlichen Frau schienen ebenfalls mit einer Art von Basiliskenblick, fest, stechend, herausfordernd, an den schönen bleichen Zügen der Baronin zu hängen und deren Blicke zu fesseln.

„Was hast Du denn, mein Lämmchen! wer ist jenes Weib?“ fragte Serenissimus, welcher der Richtung von Carolinens Blicken mit den Augen gefolgt war.

— „Die Niethhammern!“ flüsterte diese tonlos.

„Wer?“

— „Eine arme Frau, mein Lieber, der ich früher Unterstützungen reichte,“ stammelte Caroline, die sich rasch wieder gefaßt hatte.

„Und das konnte Dich so sehr erschrecken, mein liebes Kind?“

— „O ja, unwillkürlich!“ stammelte Caroline. Es war ... d. h. ich habe diese Frau lange nicht mehr gesehen, mehre Jahre ... ich hielt sie für todt. Und nun auf einmal ihr so unversehens zu begegnen, ihr Auge halb erstaunt, halb vorwurfsvoll auf mich gerichtet zu sehen, das hat mich übermannt.“

„Du kleine Thörin!“ sagte Serenissimus lächelnd; „aber natürlich Dein jetziger Zustand!“

— „Ja, und der Umstand, daß dieses Weib mich früher nicht mit Namen gekannt und nun vielleicht zum ersten Mal erkannt hat!“ flüsterte Caroline.

„Aha, darum fixirte sie Dich so, als ob sie Dich durch und durch schauen wollte?“ rief Serenissimus bedächtig und dieser Zwischenfall begann ihn nachgerade zu amusiren. „Nun finde ich es begreiflich, daß das Weib die Augen so weit aufriß, als sie in ihrer einstigen unbekannten Wohlthäterin meinen lieben Schatz erkannte! — Na, sie wird sich bald bei Dir melden lassen und ihren Glückswunsch anbringen, um sich wieder in Erinnerung zu bringen!“ setzte er lächelnd hinzu; „sie erwartet natürlich nun eine reichere Gabe von Dir.“

— „Höchst wahrscheinlich, und sie soll sich in ihren Erwartungen nicht täuschen; — aber ich bin doch recht erschrocken,“ sagte Caroline.—

Die Thannheim war auf dem Rest der Spazierfahrt sehr einsylbig und erschien auch bei Tafel etwas zerstreut, zog sich nach der Tafel bald auf ihre Zimmer zurück und klagte über Migraine. Die Begegnung mit der Kartenlegerin hatte ihr plötzlich jene räthselhafte Prophezeiung wieder in's Gedächtniß gerufen,

welche theilweise schon in Erfüllung gegangen war, und ein Grauen, eine seltsame unerklärliche Stimmung war über Carolinen gekommen, als sie sich wieder all der Einzelnheiten jener Prophezeiung zu erinnern bemüht war. Sie hatte jenes Auftritts in den letzten Jahren oftmals gedacht, und nicht ohne ein geheimnißvolles Grausen. Und beinahe ebenso oft waren ihr Zweifel gekommen, ob jenes Weib wirklich in einer höhern Inspiration, in einem Anfall von echter Sehergabe gesprochen habe oder ob das Ganze nur eine Komödie gewesen sey, welche die Niethammer auf Anstiften der Tante Ferneck aufgeführt habe, um Carolinens Gewissensskrupel zu beschwichtigen und sie für die Vortheile der Verbindung mit dem Fürsten zu gewinnen. Wie oft hatte die Thannheim gewünscht, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, denn sie war nicht ganz frei von Aberglauben und konnte sich doch anderseits nicht einreden, daß das alles so in den Karten gestanden sey. Aber jetzt lagen einige Jahre zwischen der Prophezeiung und diesem Augenblick, und manches war ganz so eingetroffen, wie die Niethammer es verkündigt hatte. Und gerade dieses Erkenntniß erfüllte Caroline trotz allem Grauen jetzt mit dem lebhaften Wunsche, sowohl noch einmal einen Blick in die Zukunft zu thun, als sich darüber zu vergewissern, ob jene Prophezeiung eine ernst gemeinte, ob sie ein verabredetes Gaukelspiel gewesen sey. Als sie nun in der Einsamkeit ihres Zimmers darüber nachdachte und die Hände mit der Stickerei müssig in den Schoos sinken ließ, und Fräulein v. Hövel etwas abseits saß und gar nicht that, als ob sie die Zerstreutheit und die wortkarge Stimmung ihrer Herrin bemerkte, die doch hehlings genau von ihr beobachtet ward, da schrack die Thannheim auf einmal jäh zusammen, denn ihr fiel bei: hier sey ja das Omen zu bekommen, zu welchem Leuchsenring gerathen habe, und mit einem plötzlichen Rucke fuhr sie vom Sofa auf.

„Erlaucht, was ist Ihnen?“ fragte Fräulein v. Hövel und sprang erschrocken von ihrem Lehnstuhle auf; „fühlen Sie Schmerzen?“

— „Mit nichten, Philippine! keine Schmerzen, aber etwas das noch peinlicher ist — mich quälen Zweifel,“ erwiderte die Thannheim und fuhr sich mit der Hand über die glühende Stirn.

„Zweifel, Erlaucht? also das war's, was schon den ganzen Abend in Eurer Liebden Geiste arbeitet? Und darf ich mir, ohne

indiskret zu seyn, die ehrfurchtsvolle Frage erlauben, worin denn Eurer Liebden Zweifel bestehen?" fuhr sie einschmeichelnd, voll Theilnahme fort. „Sind es religiöse oder philosophische Zweifel, oder Zweifel an irgend einer Persönlichkeit?"

Die Thannheim antwortete nicht sogleich, sondern machte aufgeregt einige Male die Runde in ihrem Salon, stellte sich vor das Kamin und starrte in die Glut des Kaminfeuers, bevor sie mit einem leisen Seufzer erwiderte: „Nein, meine Gute, es sind Zweifel an mir selbst, an Selbsterlebtem und Erschautem — Zweifel an .... aber Sie können mich unmöglich verstehen, Philippine!"

„In der That, Erlaucht, so sehr ich mich auch bemühe, Eurer Liebden Worten einen Sinn zu unterbreiten, so habe ich doch nicht das Glück, Sie zu verstehen!"

— „Hövel," sprach die Baronin mit tiefem ernstem Tone, und erfaßte Philippinens Hand und sah ihr fest, forschend und doch weich, wie bittend, in die Augen, — „ich glaube, Sie meinen es treu und ehrlich mit mir, Hövel, und wissen, wie gut ich Ihnen bin."

„Erlaucht kennen meine Dankbarkeit, meine Ergebenheit!" versetzte die Hofdame und zog die Hand der Thannheim an ihre Lippen, an ihr Herz.

— „Wollen Sie mir eine Frage so frei und rückhaltslos beantworten, als ob Sie von Ihrem Beichtiger gefragt würden, Philippine?"

„Auf mein Wort, Erlaucht! offen und rückhaltslos, als ob ich vor Gott stünde," versetzte Fräulein v. Hövel in erwartungsvoller Spannung und schier bänglich.

— „Was halten Sie von Prophezeiungen, vom Kartenlegen insbesondere, Hövel?"

„Ich, Erlaucht?" rief Philippine überrascht und doch in ihren Erwartungen einigermaßen getäuscht. „Vom Kartenlegen? Jenun, ich gestehe Eurer Liebden, daß ich hierauf eigentlich kaum zu antworten weiß," fuhr sie fort und versuchte umsonst in den Zügen der Thannheim einen Anhaltspunkt für eine Antwort zu lesen, wie sie der Baronin willkommen wäre; sie las nichts darin als eine nervöse Spannung und Unruhe. „Meine Erzieher suchten mir immer die Ansicht beizubringen, daß nur der Aberglaube auf solche Zeichen achten könne, und doch muß ich mir andrerseits

als Christin wieder sagen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist und er sich zur Offenbarung seines Willens selbst solcher Werkzeuge wie Karten und Kartenleger bedienen könne."

— „Sie haben sich also niemals selbst die Karten legen lassen, Hövel?"

„Niemals, Erlaucht!" versetzte Philippine und legte betheuernd die Rechte auf das Herz. „Aber Euer Liebden haben? .... Und Sie sind davon beunruhigt, in Zweifel gestürzt worden?"

— „Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse, Philippine!" sprach die Thannheim mit einer ungeduldigen gebieterischen Handbewegung. „Setzen Sie sich hieher und lassen Sie mich Ihnen im strengsten Vertrauen etwas erzählen. Und wenn Sie mich ganz zu Ende gehört und meine Mittheilung erwogen haben werden, so sollen Sie mir Ihre Gedanken darüber sagen!"

Und nun erzählte sie Fräulein v. Hövel ausführlich den ganzen Vorgang von damals bei der Niethammer und deren sämmtliche Prophezeiungen, und wies sie darauf hin, wie viel davon in Erfüllung gegangen sey.

„Seltsam! höchst merkwürdig!" sagte Fräulein v. Hövel, die noch keine weitere Bemerkung wagte.

— „Mein Zweifel geht dahin, ob mir jenes Weib eine Komödie vorgegaukelt oder sich mir wahr und offen gegeben hat," fuhr Caroline fort. „Ich habe die Nixthammer heute wieder gesehen und wir scheinen uns wechselseitig erkannt zu haben — ich wähne ihren stechenden Blick noch auf mich geheftet zu sehen, und peinlicher, aufregender als je quält mich nun der Zweifel. Nun sagen Sie mir, Hövel, was Sie von der Sache halten? Die Gräfin Ferneck, meine selige Tante, wäre schon eine Frau gewesen, welcher man das Arrangement eines solchen Gaukelspiels zutrauen könne; sie war nie skrupulös in den Mitteln zu ihrem Zwecke."

Fräulein v. Hövel schaute sehr gedankenvoll auf den gebohnten Parketboden herab und war innerlich in einer bittern Verlegenheit; allein wer einige Jahre auf dem glatten Boden der höfischen Parkets gewandelt, der entbehrt meist einer gewissen Dosis Geistesgegenwart nicht.

„Unser Wissen ist nur Stückwerk, Erlaucht," sprach sie nach einer Pause, und schlug demüthig und mit innigem Blick das Auge zu der Herrin auf. „Namentlich meine Einsichten sind schwach

und entbehren des Scharfblicks und der Welterfahrung Eurer Liebden. Ich kann mir kein Urtheil erlauben. Aber wenn Erlaucht die Gnade hätten, mir einen ganz bescheidenen unmaßgeblichen Wink zu gestatten, so möchte ich in unterthänigster Einfalt ein Mittel bezeichnen, wie Euer Liebden leicht hinter die Wahrheit kommen könnten ...."

— „Nun? und wie denn?"

„Angenommen, die heutige Erkennung war eine gegenseitige und jene Kartenlegerin nur das Werkzeug eines fremden Willens und mit den nöthigen Weisungen über das versehen, was Sie Euer Liebden prophezeien sollte — obschon der merkwürdige Einklang des dreimaligen Kartenlegens noch immer räthselhaft bleibt," erwiderte Philippine mit demüthigem Zögern, — „so möchte mir beinahe bedünken, als ob dieses Weib Ihnen nunmehr die Wahrheit über jenen Vorfall nicht vorenthalten würde, wenn Euer Liebden ihr unversehens entgegenträten, sich Ihr zu erkennen gäben und gebieterisch die Wahrheit zu erfahren verlangten."

Die Thannheim war rasch vom Stuhle aufgestanden. „Sie haben Recht, Hövel! das geht!" rief sie; „daran habe ich — ebenfalls gedacht," setzte sie sich rasch verbessernd hinzu. „Und doch, wer weiß ob sich die Niethammer einschüchtern läßt?"

„Vielleicht entlockt ihr gütliches Zureden oder die Aussicht auf ein reiches Geschenk und die Zusicherung von Straflosigkeit dann das Geständniß des wirklichen Zusammenhangs, Erlaucht!"

— „Gut, wir wollen es probiren, Hövel! ich danke Ihnen für diesen famosen Rath; aber Sie müssen mir auch behülflich seyn, denselben auszuführen, denn selbstredend würde das Weib schon von vorne herein befangen und behutsam werden, wenn wir sie hieher entböten. Besinnen Sie sich auf irgend ein passendes Auskunftsmittel, und ich werde Ihnen sehr zu Dank verbunden seyn!"

Die Erlaucht ging diesen Abend ruhiger zu Bette und konnte doch vor Spannung lange nicht einschlafen. Es waren ganz neue und eigenthümliche „Emotionen," welche sie seit dem beifällig aufgenommenen Vorschlage ihrer Hofdame empfand; es war ihr als sollte aus dieser Begegnung mit der Wahrsagerin irgend etwas Wichtiges und Angenehmes entspringen. Und als Fräulein v. Hövel am andern Morgen mit einem ausführbaren Vorschlag hervorrückte, war sie bereit darauf einzugehen, und betraute Philippinen mit der Vollmacht zu dessen Ausführung.

In einem bescheidenen Hause nahe am Markte wohnte der Magister Ring, ein verdienter Gelehrter, mit seiner nicht mehr jugendlichen Tochter Juliane, welche dem in ernste Studien vergrabenen Vater das Hauswesen führte. Jungfer Juliane war eine Bekannte der Hövel, ein freundliches zuverlässiges Mädchen, auf deren Discretion und Dienstfertigkeit die Hofdame sich verlassen konnte. Vor einer Ueberraschung durch den alten Gelehrten war man sicher. Am Abend, bald nach Einbruch der Dunkelheit fanden sich daher die Erlaucht und Philippine im Ring'schen Hause ein und wurden in einem kleinen Stübchen empfangen, wobei allerdings erst manches beschwichtigende Wort fallen mußte, um den Respekt niederzuschlagen, welcher der Jungfer Ring beim Anblick ihres hohen Gastes in die Glieder gefahren war, und derselben jene Unbefangenheit wieder zu geben, welche zu dem Gelingen des Planes unerläßlich schien. Die Riethammer war bestellt und kam denn auch bald. Als man ihr aber die Bitte vortrug, den drei Mädchen die Karten zu legen, verweigerte sie es rundweg und heuchelte eine gewisse Frömmelei, einen religiösen Abscheu vor solchem Treiben; sie gestand offen ihre Reue darüber, daß sie früher dieses Gewerbe betrieben, zu dem sie niemals wieder zurückkehren werde.

Philippine drang mit inständiger Bitte in sie, doch zu ihren Gunsten eine Ausnahme zu machen, aber die Riethammer weigerte sich standhaft. „Es thut nicht gut, Mamsellchen, in die Zukunft zu schauen," sagte sie; „ich habe Vielen die Ruhe genommen und die Wenigsten danken es mir, daß ich ihnen gewahrsagt habe."

„Aha, Sie hat Vielen nur gesagt, was sie zu hören wünschten, gute Frau, und hat ihnen damit blauen Dunst vorgemacht," sagte die Thannheim mit tiefer Stimme und trat aus der dunklen Ecke hinter dem Ofen hervor, ohne ihren schwarzen Schleier abzunehmen. „Sie hat wohl Manchen Dinge prophezeit die nicht in Erfüllung gingen, und die Leute durch getäuschte Erwartung unglücklich gemacht! nicht wahr?"

— „Das können Sie wenigstens nicht sagen, Madame, denn was ich Ihnen aus den Karten gelesen habe, ist in Erfüllung gegangen," entgegnete die Riethammer ruhig und ernst und heftete ihre dunklen eigenthümlichen Augen fest und gelassen auf die Verschleierte. „Ich habe Niemand angetragen, ihm sein Schicksal zu enthüllen. Alle sind zu mir gekommen und haben mich darum

gebeten. Ich konnte Keinem etwas Anderes sagen, als was in den Karten stand. Haben diese getäuscht, dann hab' ich wenigstens mich nicht geirrt."

Die tiefe männliche Stimme der Niethammer klang so gleichmüthig und unerschrocken, daß die Thannheim unwillkürlich zurückbebte und etwas aus der Fassung gebracht war. Das dunkle stechende Auge der Wahrsagerin schien durch den dichten schwarzen Schleier dringen zu wollen, aber die Züge des braunen runzelvollen Gesichts hatten etwas Ehernes, Unbewegliches, gepaart mit einer seltsamen ernsten Strenge, einem mühsam bewältigten Trotz.

„Warum will Sie denn der Mamsell nicht die Karten legen, Frau Niethammer? es soll ja Ihr Schade nicht seyn!" fragte die Baronin von Neuem, um wenigstens nicht stumm zu bleiben, denn sie war wirklich betreten.

— „Ich habe der Mamsell schon gesagt, warum ich nicht will," versetzte die Niethammer finster und hartnäckig. „Und obendrein seyd ihr ja gar nicht hergekommen, daß ich der Mamsell die Karten schlage, denn das sollte nur ein Vorwand seyn. Meinet Ihr denn, ihr jungen Dinger, ich hätte nicht so viel Sehergabe, daß ich nicht in euren Gedanken lesen könnte, daß ich nicht wüßte, eure Tracht sey nur Verkleidung, und Ihr wollt eine alte Frau nur zum Besten haben? Ich sehe durch Schleier und Kapuze hindurch — sogar wenn ich die Augen schließe, so schaue ich euch alle durch und durch. Verbindet mir die Augen, und ich sage jeder, die mir ihre Hand nur auf den Rücken legt, wer sie ist. Probirt es nur, ihr die ihr euch mit einer alten Frau einen Spaß erlauben wolltet!"

Philippinen v. Hövel überlief es eiskalt, aber die Baronin Thannheim war zwar überrascht und verblüfft, jedoch nicht erschreckt noch ihrer Zweifel bar. „Gut," sagte sie und sprach mit noch tieferer Stimme, „probiren wir einmal, ob Sie so unfehlbar ist, Frau! Ein Tuch, meine Liebe!" wandte sie sich an Julianen, verband dann der Niethammer mit einem dicken baumwollenen Halstuche sorgfältig die Augen, führte sie einige Male im Kreise in dem Stübchen herum und drückte sie dann auf einen Stuhl, welchen sie so gestellt hatte, daß die Niethammer das Gesicht dem Kerzenlichte zuwandte, also keinen Schatten am Boden oder an der Wand sehen konnte.

„Nun?" fragte die Thannheim die Wahrsagerin; „wer ist dieß?"

„Das ist die Dame vom Hofe." — Es war wirklich Philippinens bebende Hand gewesen, welche die Baronin ihr auf den Rücken gedrückt hatte. „Und das ist die Jungfer Ring, aber Sie halten ihr ja die Hand, gnädige Frau!" fuhr die Niethammer fort. „Und nun ist es wieder die Andere von vornhin."

Die Thannheim winkte den beiden, sich leise in das Nebenstübchen zu begeben, dann schlug sie ihren Schleier zurück, nahm der Niethammer rasch die Binde ab und fragte mit festem forschendem Blick: „Kennen Sie mich, Frau?"

„Ei, wohl kenne ich Sie; Sie sind die Dame welche gestern mit der Durchlaucht durch die Stadt fuhr — die Reichsfreifrau."

— „Haben Sie mir schon einmal die Karten gelegt? besinnen Sie sich!" rief Caroline und hielt den stechenden und doch eisigen Blick der Alten aus.

„Wozu soll diese Frage, Gnaden? Sie wissen es so gut wie ich, ob ich Sie einst in die Zukunft schauen ließ und Ihnen Ihr jetziges Glück und Ansehen prophezeite," versetzte die Niethammer kalt. „Sie kamen mit zwei Frauenzimmern zu mir und waren entschlossen mir nicht zu glauben. Sie wissen am Besten, ob meine Karten gelogen haben oder nicht!"

— „Kannten Sie die beiden Frauen, welche mich damals begleiteten?"

„Wie sollt' ich nicht? der Geist gibt mir's daß ich Jedermann erkenne, wann er über mich kommt."

— „Nun denn, so ist Ihre Wahrsagerei auch nicht weit her, denn alsdann sprachen Sie entweder mir zu Gefallen, oder meine Tante, welche mich damals zu Ihnen führte, hat Ihnen vorgeschrieben, was Sie mir prophezeien sollen!" sprach Caroline hastig. „Es war dann Alles eine abgekartete Sache."

„Meinen Sie, gnädige Frau? Als ob jene andere Frau ebenfalls gewußt hätte, was Ihnen bevorsteht, oder als ob es in meiner Macht gelegen wäre, die Karten dreimal nach einander so zu legen, daß sie Ihnen das Gleiche sagten, obschon Sie selber sie gemischt oder abgehoben hatten?" versetzte die Niethammer und heftete aus ihren dunklen Augen einen kalten tadelnden Blick auf Carolinen. „Hab' ich jemals behauptet, ich selber könne von mir aus wahrsagen? Sind es nicht die Karten und die Sterne, in welchen der Herr im Himmel die Zukunft denen kund thut, welche seine Sprache lesen können?"

— „Und wer hat denn Sie gelehrt, diese Sprache zu lesen?“ fragte die Baronin Thannheim etwas betreten und doch noch immer zweifelnd.

„Ich hab’ es von meiner Mutter gelernt, in den Karten und Sternen und im Kaffeesatz zu lesen,“ versetzte die Niethammer tief. „Und meine Mutter hatt’ es von meiner Großmutter, und so steckt’ es im Blut bis auf eine Urgroßmutter hinauf, die man in Rottweil als Hexe verbrannt hat. ’s ist eine Gabe vom Himmel,“ fuhr sie dumpf fort, — „etwa wie das Geistersehen oder das Gedächtniß, aber es hat noch Keinen glücklich gemacht!“

— „Aber warum treibt Ihr es alsdann?“ rief die Thannheim hart. „Wer zwingt Euch dazu? wer kann Euch zwingen?“

Die Niethammer schlug den Blick vom Boden auf und heftete ihr seltsam träumerisch gewordenes, abwesendes Auge auf die Baronin. „Wer?“ wiederholte sie mit heiserer Stimme; „wer zwingt den Kuckuck seinen eigenen Namen zu rufen, obwohl er sich dadurch seinen Feinden verräth? oder wer heißt es den Staar, Worte nachzusprechen und im Herbst fortzuziehen? . . . Ist’s nicht unser Aller eigener innerer Drang, welcher uns gegen unsern Willen zwingt? Sind nicht Thier und Mensch nur Werkzeuge des Willens Gottes? Thut Ihr nicht auch Manches, gnädige Frau, wenn schon Verstand und Gewissen Euch warnen, es nicht zu thun?“

Eine Pause entstand; Caroline war zwar noch immer nicht überzeugt, aber sichtlich gedankenvoll geworden. „Bah,“ sprach sie, „Ihr habt um’s Geld Karten gelegt oder gewahrsagt! Ihr habt den innern Drang recht gut auszunützen verstanden. Ihr glaubt freilich am Ende selber an das was Ihr faselt, wie die Zigeuner und Freileute!“

„Schau, schau, wie gescheidt und gewitzigt die junge Frau ist!“ sagte die Alte bitter. „Und wer sagt Euch denn, daß die Niethammer jemals Geld gefordert oder daß sie gern Anderen die Zukunft geoffenbart? Könnt ihr mir beweisen, daß ich jemals Geld verlangt habe? Hab’ ich mich nicht stets bitten und mir eine Belohnung aufdrängen lassen, obschon ich nur eine arme Wittfrau bin? Und füttert ihr den Vogel nicht auch, der auch im Bauer singt? — Und wenn denn all mein Prophezeien nur eitel Lug und Trug und blauer Dunst ist, gnädige Frau, warum ließet Ihr mich dann hieher holen und kamet selbst verkleidet und hehlings her, he? Warum ließet Ihr eine alte bresthafte Frau nicht ruhig

daheim an ihrem Spinnrocken? Was soll ich hier, da Ihr doch nicht an meine Worte und Karten glaubet?"

— „Jenun, wenn Ihr die weise Frau seyd, die Ihr seyn wollt," versetzte Caroline, ihren ganzen Stolz zusammennehmend, mit einer gewissen schneidenden Kälte, — „so solltet Ihr, dünkt mich, auch in meinen Gedanken lesen können und wissen, weßhalb ich Euch herbeschieden habe?"

„Und wer sagt der gnädigen Frau, daß ich es nicht weiß? fragte die Riethammer dumpf und heftete ihre Augen finster und beinahe höhnisch auf die Thannheim. „Ihr zweifelt an mir und meinen Prophezeiungen. Ein Theil davon ist eingetroffen, ein andrer noch nicht, und Ihr möchtet nun noch mehr erfahren. Zunächst aber möchtet Ihr wissen, was an meinem Wahrsagen ist, und Ihr habt Euch vorgenommen, aus mir herauszukriegen, ob all das, was ich Euch einst gesagt, auch wirklich in den Karten gestanden habe oder mir von der Frau eingegeben worden sey, die Euch an den alten Herrn verkauft hat. Ihr wolltet mich ausfragen, mir bange machen, mir mit den Gerichten drohen, um mich zum Reden zu bringen .... Na, und warum thut Ihr es denn nicht? Ihr seyd ja das Weib des Fürsten, ich nur eine arme Wittwe! Geht doch hin und gebt mich an und laßt mich nach Pfinzach in den Folterthurm bringen und wippen. Man hat ja die Folter und die Hexenprobe zwar im Waldauischen abgeschafft, aber Euch zu Liebe läßt Euer Mann, über den Ihr ja Alles vermögt, mich doch vielleicht durch den Nachrichter mit glühenden Zangen zwicken oder mir die spanischen Stiefeln anlegen. Thut es doch, gnädige Frau, und probirt einmal, ob die alte Riethammer etwas Anderes sagen wird, als was sie gesagt hat, und wenn ihr der Meister Hämmerling auch die Finger zu Papierdicke zusammen schraubte! Hängt hieher einen Beutel mit tausend Thalern, die mein seyn sollen, wenn ich widerrufe, und dorthin ein blankes Richtschwert, womit ich gerichtet werden soll, wenn ich Ein Wort zurücknehme, und meine Karten müssen dennoch Recht behalten und ich werde kein Tüttelchen von Dem verleugnen, was ich Euch gesagt habe!"

Die Thannheim fühlte sich betroffen und beschämt; ihr war als hätte dieses Weib einen übermenschlichen Einfluß auf sie gewonnen, indem es in ihren Gedanken gelesen. Ihr graute vor der Alten, und doch imponirte ihr diese auf eine seltsame Weise,

denn das was die Niethammer wußte, schien sie doch so kalt und ruhig über alle Folgen zu lassen.

„Sie thun mir einigermaßen Unrecht, gute Frau, und gehen zu weit,“ sprach sie einlenkend. „Ich kam nicht mit böser Absicht hieher, noch wollte ich Gewalt brauchen. Aber allerdings will ich Klarheit, Wahrheit vor Allem. Mein Schicksal ist ein ungewöhnliches, seltsames, und nach Ihren Karten steht mir noch Befremdlicheres bevor. Ich bin in eine Lebenssphäre hinein gedrängt und gezwungen und gelockt worden, die ich mir niemals hätte träumen lassen. Aber ich bin beinahe unbewußt, willenlos dazu gekommen. Eine Frau die mich zum Theil erzogen, bestimmte mein Geschick und suchte mich dafür zu gewinnen. Sie war ehrgeizig, selbstsüchtig, eigennützig, wenig skrupulös in der Wahl ihrer Mittel. Ich habe mich oft und viel gefragt, ob jene Prophezeiung aus den Karten nicht am Ende nur ein künstliches absichtliches Mittel gewesen sey, meinen Widerwillen gegen jene Verbindung zu besiegen, mir den Wahn einzugeben daß ich zu Großem ausersehen sey, und meine Einbildungskraft zu entflammen. Und wenn dieß der Fall, wenn Alles nur eine abgekartete Sache zwischen Euch und meiner Tante Ferneck war, gute Frau, oh dann gesteht es mir! — Gesteht es offen, um meiner Ruhe, meiner Zukunft willen! Es soll es Niemand von mir erfahren, soll Euer Schade nicht seyn! Ich will Euer Geständniß mit Geld aufwägen, will Euch einen Jahrsgehalt geben, der Euch vor Mangel schützt, nur gebt mir um des Himmels willen Wahrheit! Ich beschwör Euch darum, gute Frau! ich werd' es Euch ewig danken!“ Und unter dem Eindruck ihrer innern Unruhe und Bewegung ergriff sie die harte runzelvolle Hand der alten Frau und drückte sie an ihr Herz.

— „Geben Sie sich zufrieden, gnädige Frau,“ sagte die Niethammer und erwiderte freundlich den Händedruck der Thannheim. „Sie quälen sich unnütz mit leeren Zweifeln; „ich bin eine arme einfache Frau, aber eine Christin,“ fuhr sie mild und weich fort; „wär' ich ein habsüchtiges Geschöpf, so hätt' ich ja die beste Gelegenheit, mich selber Lügen zu strafen und meinen Vortheil wahrzunehmen. Aber Gott ist mein Zeuge, das wäre schlecht und abscheulich von mir .... Ich hab' Ihnen nur gesagt, was ich in den Karten las; ich habe nie zuvor mit Jemand über Sie gesprochen. Ich hab' Ihnen gewahrsagt, wie wenn Sie die letzte Magd der Stadt wären. Und *haben* denn die Karten gelogen?

Sind Sie denn nicht wirklich zu höheren Dingen bestimmt? Sind Sie nicht der hohen Ehren werth, zu denen das Schicksal Sie ausersehen? Ist nicht schon Vieles in Erfüllung gegangen, was Ihnen die Karten an Freud und Leid verkündigten? Die Mutterfreuden, und die Bosheit jener Frau, die noch immer Sie zu verderben und zu verleumden bemüht ist? Können Sie zweifeln, daß bei Geduld und Ergebung von Ihrer Seite auch das Andere noch in Erfüllung gehen wird, was ich Ihnen von der Zukunft gesagt habe? . . . Der Sohn, den Sie unter dem Herzen tragen, gnädige Frau, ist zu großen Dingen bestimmt, und je mehr Ihre Feinde geschäftig sind Ihnen zu schaden, desto mehr werden sie sich selber ein Netz stricken, darin sie sich fangen werden. Ich habe mir gelobt, niemals mehr Karten zu legen, aber Ihnen, Ihnen, gnädige Frau, will ichs' doch thun, wenn es dazu dienen kann, Ihnen Ruhe zu geben und Ihre Zweifel zu beschwichtigen, denn vor Ihnen liegt noch ein reiches Leben, eine ungeheure Zukunft! Sie sind noch zu dem Höchsten ausersehen!“ rief sie mit ihren eigenthümlich glänzenden und doch starren Seheraugen und warf sich vor der Thannheim auf die Kniee nieder und zog deren fieberische Hand an ihre kalten welken Lippen. Gesegnet sey die Frucht Deines Leibes, denn es wird ein hohes Geschlecht aus Deinem Schooße hervorgehen, und alle welche Dir feind sind und zu schaden unternehmen, werden vor Deinem Glück vergehen wie Reifen vor der Sonne, Du große herrliche Frau! der Herr wird Deine Feinde zum Schemel Deiner Füße legen!“

Caroline war so aufgeregt und verblüfft, daß sie die Knieende beinahe furchtsam anstarrte und zwischen Beklommenheit und Ueberraschung schwankend mit einer Ohnmacht kämpfte. Ihr graute beinahe vor diesem Weibe, dessen starrer Blick gar nicht dieser Welt anzugehören schien.

„Großer Gott, sprecht Ihr wirklich die Wahrheit, Frau!“ stammelte sie endlich.

— „So wahr mir Gott helfe, Gnädige! der Herr lasse mich verkrümmen und verdorren, wenn ein anderer Gedanke in mir ist als in meinen Worten!“ flüsterte die Niethammer, die eine Hand auf ihr Herz drückend, die andere wie zum Schwur ausstreckend. „Die Sterne lügen nicht. Sie zeigen mir eine große Gefahr für Dich, eine Grube welche Deine Feinde Dir graben,

aber Du wirst dennoch siegen. Deine Feindin wird abermals gedemüthigt und beschämt werden, wie das letzte Mal!"

„Genug, genug!" stammelte die Thannheim. „Ich glaube Euch; aber nun laßt es gut seyn und holt meine … holt die beiden Frauensleute! Mir schwindelt!"

In der nächsten Minute bemühten sich Philippine v. Hövel und Juliane Ring, der Baronin Thannheim Riechsalz und Lavendelgeist unter die Nase zu halten, denn sie rang wirklich mit einer Ohnmacht. Als sie sich wieder erholt hatte, war die Niethammer verschwunden. Niemand hatte ihr Weggehen bemerkt. Sie schien es für das Gerathenste gehalten zu haben, den Eindruck, welchen sie sichtlich auf die Baronin gemacht hatte, nicht durch weitere Erläuterungen und Antworten abzuschwächen, und war nach Hause geeilt.

Die Baronin ließ Sesselträger rufen und sich in der Sänfte in's Schloß zurückbringen, nachdem sie der Jungfer Ring noch ihren freundlichen Dank gesagt hatte. Dieser neue Auftritt gab ihr wieder viel zu denken. An die Stelle einer klaren vorurtheilsfreien Prüfung der Thatsachen war die Logik der Leidenschaft getreten, und wie das Wunder des Glaubens liebstes Kind ist, so war die Thannheim nun fest überzeugt, daß die Niethammer wahr gesprochen habe, daß die Erbprinzessin Natalie die geschworene Feindin und Gegnerin ihrer Stiefschwiegermutter sey, und die Bestätigung ihrer eigenen Ahnung oder instinktiven Wahrnehmung durch die Wahrsagerin steigerte nun den Haß der Thannheim auf das Höchste. Sie hegte nicht den mindesten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Niethammerin. Wie skeptisch und widerstrebend sie sich auch zuvor gegenüber von allen übernatürlichen Erscheinungen und Allem verhalten hatte, was der Vernunft und den Theorieen der Aufklärung ihrer Zeit widerstrebte, so sah sie nun forthin eine wirkliche Prophetin und Seherin in dem gemeinen ungebildeten, listigen Weibe, und betrachtete dieses mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu. Ein solcher Umschlag war zu jener Zeit nichts Seltenes und Unnatürliches. Man erinnere sich, daß es die Zeit der Betrüger und Schwindler war, welche vorzugsweise die Leichtgläubigkeit der Vornehmen ausbeuteten — die Zeit eines Grafen St. Germain, Chevalier d'Eon u. s. w., die Zeit wo sogar unser großer Goethe einem solch plumpen Betrüger und gemeinen Abenteurer wie Cagliostro

ein ganz ungewöhnliches und mehr als bloß psychologisches Interesse zollte.

Nach einigen Tagen ängstlichen Nachdenkens sandte die Baronin Thannheim der Niethammer ein freigebiges Geschenk, ließ sie zu sich entbieten und bat sie inständig, ihr doch deutlichere Winke über das zu geben, was sie ihr wegen ihrer Zukunft angedeutet hatte, — mit Einem Worte: ihr wieder die Karten zu legen. Die Niethammer weigerte sich zwar anfangs, willigte aber dennoch am Ende ein, der Baronin zu willfahren, wenn der durchlauchtige Herr selber es verlange und dabei anwesend seyn wolle, als Garantie dafür, daß ja nichts Unrechtes dabei geschehe. Vielleicht wollte das Weib hiemit nur Zeit gewinnen, um aus den Quellen, woraus solche Leute gewöhnlich schöpfen: aus den Mittheilungen der Lakaien, Kammerjungfern, Dienstleute ꝛc., gründlichere Kunde von den Parteien am Hofe und deren Treiben zu gewinnen. Vielleicht wollte sie durch Beiziehung des Fürsten sich auch nur ein größeres Ansehen und Relief geben und einen Kunden mehr gewinnen, oder sich einer vollkommenen Straflosigkeit versichern. Genug, welche Motive auch das schlaue ränkevolle Weib hatte, diese Anschläge gelangen der Niethammer vollständig. Sie legte der Baronin die Karten, wobei immer und immer die tückische Kreuzdame wieder kam und der Baronin bald nach der Ehre, bald nach dem Leben trachtete, aber dann wieder von anderen geheimen Einflüssen und Schicksalsfügungen bekämpft wurde. Sie prophezeite der Baronin die Geburt eines Sohnes, der zu hohen Ehren ausersehen sey, obschon ihm vorerst noch alle Hoffnung und Aussicht auf künftigen Glanz benommen erscheine; dem Fürsten aber weissagte sie noch eine zahlreiche Familie aus seiner zweiten Ehe und einen schönen, langen, heiteren Lebensabend, dem selbst äußere Stürme nichts anhaben könnten.

Und Johann Heinrich, der anscheinend so vorurtheilsfreie Fürst, der Vorkämpfer der Humanität, der Freund und Beschützer der großen Geister deutscher Nation, — wie verhielt er sich zu diesen Prophezeiungen einer Kartenlegerin? Er der die Bitten seiner jungen Gemahlin, dem Kartenlegen der Niethammer beizuwohnen, anfangs mit gutmüthiger Indolenz und einem halb mitleidigen Lächeln als eine Art Schrulle einer schwangern Frau aufgefaßt hatte, der noch mit einem halb skeptischen Lächeln dem Treiben des Weibes bei der eigentlichen Wahrsagescene zugesehen

hatte, er ging ernst, gedankenvoll von diesem Auftritte hinweg. Das schlaue Weib hatte in jenen Erläuterungen der Karten und ihrer Bedeutung und Gruppirung versteckte Winke auf vergangene Thatsachen und Heimlichkeiten der Gegenwart fallen lassen, welche sowohl den Fürsten als die Baronin speciell betrafen und erschreckten, jenem Weib wirklich den Anschein liehen, als ob ihm weder die geheimsten Thaten noch die innersten Gedanken der Menschen verborgen seyen, welche sich vermittelst der Karten mit ihr in Rapport setzten. Die Niethammer wußte unstreitig, mit welcher geheimen Angst der Fürst den jüngsten Ereignissen in Frankreich und der sichtlichen Ohnmacht und Rathlosigkeit des Königthums daselbst gegenüber dem erwachten Freiheitsdrang des Volkes zusah. Sie wußte unfehlbar, wie sehr Johann Heinrich sich vor dem Tode fürchtete, welches Grauen ihm die Gerüchte von dem mehrfachen Erscheinen der Weißen Frau verursacht hatten. Sie wußte um kleine Intriguen des alten Herrn, die man seinem würdevollen Auftreten, seinem weißen Haar nicht zugetraut haben würde. Die Niethammer wußte um gewisse Beziehungen des Prinzen Ludolf zu seiner Stiefmutter, und sie nützte diese Kunde zu ihrem Vortheil durch halbe Worte, leise schüchterne Andeutungen welche wie feurige Kohlen in das unruhige Gewissen der Schuldigen fielen, zwar nur ihnen verständlich waren, aber sie mit einem abergläubischen Grauen vor einem Weibe erfüllten, das man hundert Jahre früher noch unbedingt als Hexe verbrannt haben würde. Und Johann Heinrich, der hochgepriesene Weise auf dem Throne, ward in seinen alten Tagen noch ein altes Weib und erholte sich nicht nur in persönlichen Angelegenheiten sondern sogar in politischen Angelegenheiten hinfort Rath bei dem Orakel einer — Kartenschlägerin.

Jenun, haben ja sogar der große Napoleon und die verbündeten Monarchen fünfundzwanzig Jahre später bei der Lenormand in Paris Aehnliches gethan, und war nicht Johann Heinrichs Zeit die Periode, wo Galls Schädellehre und Mesmers Theorie vom Lebensmagnetismus aufkamen?! war es nicht die Zeit der höchsten Blüthe der Freimaurerei, des Illuminaten-Ordens, der Schwindeleien eines Beireis u. A. m.?!

Aber wenn die vagen Winke und zweideutigen Orakelsprüche der kartenlegenden Sibylle aus dem „Dörfchen" die Thannheim in ihrem Vorurtheil und Haß gegen die Erbprinzessin bestätigten

und die Kluft zwischen diesen beiden Frauen erweiterten, so fand die Wahrsagerin bald auch den Punkt, wo sie den Hebel einsetzen mußte, um den alten Fürsten gegen seine Schwiegertochter mehr und mehr einzunehmen. Johann Heinrich hatte Natalien früher sehr geschätzt und so lieb gewonnen, als es seiner phlegmatischen und etwas indolenten Natur möglich war, denn seine erste Gemahlin hatte die Erbprinzessin fortwährend in jener Abhängigkeit gehalten, welche der stärkere Wille und Geist und die überlegene Stellung so leicht dem schwächern und jüngern Theile aufnöthigt. Aber seit dem Tode der alten Fürstin hatte die Erbprinzessin, des unwillkommenen Zwanges ledig, sich selbst zu fühlen begonnen, die Honneurs des Hofes gemacht, Ansprüche erhoben und sich vielleicht im Bewußtseyn ihrer Stellung und ihres Uebergewichts über den äußerst gutmüthigen und wohlwollenden Erbprinzen zu mancher kleinen Willkür und Selbstüberhebung hinreißen lassen, welche den auf seine Autorität eifersüchtigen greisen Fürsten heimlich verletzte, obschon er es aus Friedensliebe verhehlte. Jetzt aber hielt ihm die Riethammer in ihren Karten die Erbprinzessin als diejenige vor, welche nicht bloß auf seine junge Gemahlin eifersüchtig sey, sondern die auch ungeduldig auf baldige Erledigung des Thrones harre und dem alten Herrn den ruhigen Lebensabend mißgönne. Und schwach wie er war, nahm der alte Fürst dieß bitter übel auf, wenn er sich auch emsig bemühte, dieses Gefühl ja nicht an die Erscheinung treten zu lassen, aber der verhaltene Groll ist darum nicht weniger bitter als der offene, und er concentrirte sich auf die Erbprinzessin, weil das Kartenorakel den Erbprinzen immer nur mehr aus Schwachheit als aus Bosheit straucheln ließ und gleichsam als nur mittelbar schuldig darstellte. So ging die Abneigung gegen die Schwiegertochter nicht in ein widernatürliches Gefühl gegen seinen Sohn über, und das Gewissen des alten Herrn war wenigstens in diesem Stücke beruhigt.

Die Thannheim erreichte den einen ihrer Hauptzwecke, nämlich ein großes Geldgeschenk für sich und ihre künftigen Kinder, zwar momentan nicht, denn gegen ihren Wunsch prophezeiten ja die Karten die glückliche Geburt eines Prinzen, und sowohl für die Baronin als für den Fürsten ein langes Leben und eine glückliche Ehe. Aber ein schönes Rittergut und eine namhafte Rente erhielt Caroline gleichwohl gleichsam als Angebinde zu der

Gewißheit ihrer Mutterschaft, und alles trug dazu bei, ihr eine weit bevorzugtere Stelle bei Hofe zu verschaffen als seither. Ja der Fürst leitete jetzt schon Schritte beim Kaiserhofe und beim Reichstag ein, um seiner Gemahlin die Würde einer Reichsgräfin zu erwerben, und wenn dieser Bewerbung nicht sogleich entsprochen ward, so waren nur die politischen Ereignisse daran Schuld und vielleicht auch die Sparsamkeit des Fürsten, welcher sein Anliegen nicht mit den entsprechend gewichtigen goldenen Beweisgründen unterstützte.

Es blieb nicht lange ein Geheimniß, daß die hochfürstliche Durchlaucht und die Erlaucht sich von der Niethammer zuweilen Karten legen ließen und diese beinahe offenkundig protegirten. Die Niethammer schuf sich einen Anhang unter der niederen Hofdienerschaft, erfuhr aus diesen Kanälen genau alles, was bei Hofe vorging, und wußte dadurch manches zu combiniren, was in ihrem Munde die Gestalt einer wunderbaren tiefen Einsicht auch in das Verborgenste annahm. Gleichzeitig strebten auch manche angesehene Personen von Hofe darnach, sich von der merkwürdigen Sibylle, deren Prophezeiungen alle eintrafen, einen Blick in die Zukunft eröffnen zu lassen; und die Niethammer ließ sich am Ende durch Bitten erweichen und deutete auch Herren und Damen vom Hofe ihre Träume oder geruhte, ihnen aus den Karten oder dem Kaffeemark wahrzusagen. Das ging sogar bis zur Erbprinzessin hinauf, die sich endlich ebenfalls ihr Horoskop von der Alten stellen ließ. Nun war die Niethammer an ihrem erwünschten Ziele angelangt — nämlich im Besitz aller Geheimnisse des Hofes zu seyn und die eine Partei durch die andere treiben, reizen, stacheln, necken zu können, die Gedanken, Pläne und Heimlichkeiten der einen Partei sogleich an die andere zu verrathen und hiedurch sich beiden Parteien unentbehrlich zu machen. Das schlaue Weib befand sich nicht nur wohl dabei, sondern fand auch eine gewisse Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, von allen Seiten gesucht, gehätschelt, bestochen zu werden und doch alle Parteien zu mystificiren.

Ungefähr um dieselbe Zeit kam dem versteckten Treiben der Niethammer ein äußerer Umstand zu Statten. Ein anderer Abenteurer, welcher sich seit Kurzem am Waldauer Hofe eingeführt hatte und Carriere machen wollte, eröffnete eines Tags der Baronin Thannheim unter der Maske der sittlichen Entrüstung

und aufopfernden Freundschaft, daß das Gerücht am Hofe und in der Stadt circulire, das Kind welches die Baronin unter dem Herzen trage, sey dem Prinzen Ludolph nicht fremd. Die Thannheim wußte nicht, ob sie über diese Mittheilung mehr empört oder erfreut seyn sollte, war aber im Nu entschlossen, Kapital daraus zu machen. Sie schrieb an den Prinzen Ludolph, der in preußischen Diensten stand, was für Gerüchte in Umlauf seyen, und bat ihn, bei seinem hochfürstlichen Vater eine strenge Untersuchung dieser infamen Verleumdung zu beantragen, da ihm doch zumeist daran gelegen seyn müsse, die Urheber derselben zu ermitteln. Eines Tags war der ganze Hof erschreckt und erschüttert durch das Gerücht, daß Serenissimus einen solchen Brief von Prinz Ludolphs Liebden empfangen habe und der Fürst tief empört sey über dieses nichtswürdige Gerücht. Eine Untersuchung wurde eingeleitet und manche Personen welche dieses Gerücht hatten verbreiten helfen, schwer compromittirt. Ziemlich verbürgte Winke deuteten darauf hin, daß selbst die Erbprinzessin im blinden Eifer solche Andeutungen wiederholt hatte, und sobald nur erst einige Ermittelungen dahin zielten, daß am jungen Hofe solche Erbärmlichkeiten wiederholt worden waren, sobald der wohlwollende schwache Fürst sich der Nothwendigkeit gegenüber sah, gegen seine eigenen Angehörigen mit Strenge aufzutreten, was seinem ganzen Naturell widerstrebte, drang Caroline selbst auf Niederschlagung der weitern Untersuchung.

„Ich will keine Opfer,“ sprach sie; „ich will weder meinen geliebten Eheherrn in Zwiespalt mit sich selber bringen, noch den Haß, welcher mich verfolgt, durch die verdiente Strenge auf das unschuldige Kind lenken, welches ich unter dem Herzen trage. Ich begnüge mich mit meinem guten Gewissen und mit der Entlarvung einer teuflischen Bosheit und Niederträchtigkeit, welche zwei Kinder aus dem edlen Herzen ihres Vaters verdrängen sollte! ich bin befriedigt und gerechtfertigt.“

— „Du bist ein Engel, mein Linchen, und ich werde Dir dieß nie vergessen,“ erwiderte der Fürst ihr tief gerührt und mit einer herzlichen Umarmung, denn er war Carolinen für diese Lösung unendlich dankbar.

Wenige Wochen darauf gebar die Thannheim ein Knäblein, und der erlauchte Vater war so glücklich, als nur je ein Greis in einem solchen Falle war. Die Geburt dieses Erstlings der morga-

natischen Ehe ward durch keinerlei Feste oder lautes Gepränge gefeiert. Die erlauchte Mutter wünsche diese Stille ausdrücklich, hieß es. Aber ganz auffallende Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, um die erlauchte Wöchnerin und das Kind zu schützen; es war als ob man irgend ein heimliches Verbrechen an den beiden Personen befürchtete. Monate vergingen, ehe der Erbprinz und seine Gemahlin den kleinen Halbbruder sehen durften, und alles deutete stumm und gleichsam absichtslos darauf hin, als ob alle diese besorgten Vorkehrungen nur gegen die Erbprinzessin getroffen wären. Diese bebte vor Wuth, daß die „Abenteurerin" ihr dieß bieten durfte, ihr die sich doch ganz unschuldig fühlte, die solcher Tücke gegenüber wehrlos war, ja die nicht einmal sich darüber beschweren konnte, weil niemand sie anschuldigte. Hätte sie sich zu regen gewagt, so würde man das Sprichwort auf sie angewandt haben, daß wer sich (unangeklagt) vertheidigt oder entschuldigt, nur sich selber anklage. Aber in der Stille ihrer Appartements oder vor ihrem weichherzigen, wohlwollenden jedoch willensschwachen Gatten weinte die Erbprinzessin Natalie oft bittere blutige Thränen des Unmuths und mußte sich stille eingestehen, daß sie an Carolinen ihre Meisterin gefunden habe.

Damals ward der Grund gelegt zur unversöhnlichen Feindschaft dieser beiden Frauen, aus welcher alle jene ernsten Folgen entsprangen, welche die späteren Kapitel unseres Buches schildern werden.

26.

Ein still innerliches Ausreifen und Wiedersehen.

Einige Jahre vergingen, ohne daß Ludwig v. Idstein wieder nach Waldau zurückkehrte. Er hatte seither auf seinem Gute im Rheingau ein ruhiges zurückgezogenes Leben geführt, und seine Muße dazu angewendet, den Begebenheiten am politischen Horizont aufmerksam zu folgen, ihren Ursachen und Wirkungen nachzudenken, und sich mit jenen Plänen und Prinzipien der Weltverbesserung zu beschäftigen, welchen damals alle einsichtsvolle Männer nachhingen. Es war eine denkwürdige Zeit, denn wenige Monate nach Idstein's Abreise von Waldau war die Erstürmung der Bastille in Paris

vorgefallen, welche die ganze folgenschwere Staatsumwälzung in Frankreich einleitete, und ganz Europa in Zuckungen versetzte. Das gab denn einem Manne, der in der Geschichte erfahren war und den französischen Hof des letzten Capet noch wenige Jahre vor seinem Aufhören in der Nähe gesehen hatte, genug Stoff zum Nachdenken. War ja doch allenthalben im deutschen Reiche genug Unrecht und Wust und Fäulniß, um auch hier einen ähnlichen Einsturz alles Bestehenden befürchten zu lassen!

Auf Ludwig hatten die Ereignisse in Frankreich einen tiefen Eindruck gemacht, zumal er durch seinen brieflichen Verkehr mit Dahlbenden, Leuchsenring, Georg Forster und einigen anderen Gesinnungsgenossen gewissermaßen darauf vorbereitet und somit im Stande war, sie von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten, als sie damals an den deutschen Höfen angesehen wurden. Die deutschen Fürsten und ihre Umgebung pflegten in den ersten Anfängen der französischen Staatsumwälzung erst nur eine freche Pöbelrevolte zu sehen, und lebten der Hoffnung, daß Ludwig der Sechszehnte mit Hülfe seiner Soldaten und seines Adels gar bald des Aufruhrs wieder Herr werden würde. Sie sprachen mit einer höhnischen Geringschätzung von dem französischen Volke und seiner Auflehnung gegen die Gewalt und Herrschaft von Gottes Gnaden, und suchten sich der geheimen Furcht vor der Möglichkeit ähnlicher Versuche in Deutschland durch den einmüthigen Gedanken zu entschlagen: wenn der König von Frankreich nicht mehr Herr der Bewegung wird, so werden wir anderen Fürsten des Kontinents ihm unsere Truppen leihen und ihn wieder mit bewaffneter Hand in sein Regiment einsetzen und den Pöbel durch Kartätschen zu Paaren treiben. In diesem Glauben wurden sie noch bestärkt durch die adeligen Flüchtlinge, welche über den Rhein herüber kamen, um ihre eigene Haut zu sichern und an den vielen kleinen deutschen Höfen vollends französische Corruption und Liederlichkeit zu verbreiten, und über die Volksbewegung in Frankreich mit wohlfeilem Spott uud Geringschätzung sich zu äußern. Diesen Menschen und ihrem ärmlichen Treiben auszuweichen, mied Idstein zunächst die Höfe seiner Umgebung, denn man traf jene allenthalben. Es war den deutschen Fürsten gleichsam eine Ehrensache, diesen Flüchtlingen ein Asyl zu gönnen. Idstein hegte einen doppelten Abscheu gegen diese Emigrés: einmal dachte er als Edelmann zu groß von den Pflichten eines Adeligen gegen seinen Landesherrn, um sich nicht über die Feigheit

zu entrüsten, womit jene Menschen ihren König und seine Sache im Stich ließen, und anderseits war er allzu sehr Patriot und Humanist, um nicht die Erbärmlichkeit dieser Menschen zu durchschauen, in dem über den Adel und die bevorzugten Klassen Frankreichs hereingebrochenen Unglück eine verdiente Nemesis zu sehen, und diese Bevorrechteten doppelt schuldig zu finden, welche lieber die Sache der Ordnung feig im Stich ließen oder den König zu verkehrten Maßregeln gegen die Bewegung trieben, anstatt sich dieser Bewegung zu bemächtigen und durch vernünftige Zugeständnisse und die Erfüllung gerechter Forderungen die stürmische Erhebung schnell in die Bahn einer friedlichen Reform zu leiten.

Aber auch noch ein anderer Umstand fesselte in jener Zeit Ludwig v. Idstein an seine Güter: die herrschende Unsicherheit in den deutschen Grenzlanden, welche von Räuberbanden und Brandstiftern durchzogen wurden, die um so schwieriger zu verfolgen waren, als bei der Zerrissenheit des deutschen Bodens in so viele kleine Herrschaften, bei der kläglichen Zwietracht der kleinen Territorialherren unter einander und der Schlaffheit und Rathlosigkeit in allen öffentlichen Dingen gar keine gemeinsamen Maßregeln gegen diese Feinde der Ordnung zu Stande kamen. Idstein mußte auf seinem Besitzthum, das inmitten einer Menge kleiner reichsunmittelbarer Herrschaften lag, mit Hülfe seiner Diener und einer Anzahl ergebener Bauern sein Eigenthum und dasjenige seiner Pächter und Lehensleute schützen, und diese Aufgabe, welcher er sich mit aller Umsicht und Thatkraft unterzog, verschaffte ihm Ansehen und Achtung bei seiner Umgebung, und hielt sogar das Raubgesindel aus seiner Nachbarschaft fern. Dazu bemühte er sich, durch weise Zugeständnisse an seine Bauern und durch belehrenden und aufmunternden Verkehr mit denselben, wobei er allerdings seiner Zeit vorauseilte, diese Leute an sich anhänglich zu machen und ihnen die Vortheile zu zeigen, die sie selber genossen, indem sie ihm vertrauten und sich anschlossen.

So hatte Idstein Beschäftigung genug für Verstand und Geist, und auch das Herz ging nicht leer aus. Sein Briefwechsel mit der Prinzessin Elise nahm einen Theil seiner Mußestunden in Anspruch, und war sein höchster Genuß. Seine Cousine Adelheid v. Gamming vermittelte denselben noch immer pflichtlich, und der Prinzessin war dieses süße Geheimniß ein unbeschreiblich inniges Anliegen. Geistig bedeutend wie wenige ihres Geschlechts, ward

die Prinzessin von den Ereignissen in der politischen Welt näher berührt, als man nach ihrer äußeren Stellung hätte glauben können. Ohne von ihrem beschränkten Standpunkt aus die ganze Tragweite dieser Bewegung ermessen und unbefangen würdigen zu können, ahnte sie doch instinktmäßig, daß dieser Aufruhr tiefer gehe und berechtigter sey, als man in Hofkreisen zugeben wollte, nnd da sie sich in ihrer eigenen Umgebung keine unparteiische Belehrung darüber holen konnte, so bat sie Idstein, ihr seine Ansichten hierüber mitzutheilen und sie über die Begebenheiten selbst, die nicht einmal nach ihrem vollen Ernst und Umfange zu den Ohren der Fürsten drangen, und über deren Folgen auf dem Laufenden zu erhalten. Idstein erfüllte diese Bitte gern, und so erhielt der Briefwechsel zwischen der Prinzessin und ihm ein äußeres Moment und Motiv, welche zugleich die Träger des intimeren Austausches wurden, nach welchem beide sich so sehr sehnten. Beide liebten einander mit aller Innigkeit, deren ihre Herzen nur fähig waren: Elise mit der ganzen Hingebung einer ersten Jugendliebe, Ludwig mit jener Sehnsucht und Befriedigung des Mannes, der in seiner ersten Neigung schmählich getäuscht, die zweite als einen Ersatz für die erste Täuschung betrachtet und in dem Gegenstand derselben erst sein echtes Ideal und einen Inbegriff von Tugenden, Reizen und Vorzügen erkennt. Die Zeitereignisse ließen in einem solchen Liebesverhältniß zwischen einer Prinzessin von Geblüt und dem Sprößling eines alten ritterlichen Geschlechts, wenn er auch der Vasall jenes Fürstenhauses war, nichts so Abnormes und Ungeheuerliches mehr erkennen, wie es einige Jahrzehnte früher der Fall gewesen wäre, wo selbst ein Friedrich der Große in der Liebelei des Freiherrn Friedrich von der Trenck mit einer königlichen Prinzessin noch einen solch empörenden Frevel sah, daß er den Anbeter seiner Schwester durch einen Akt der Kabinetsjustiz zum schwersten Kerker verurtheilte. Die Prinzessin selbst schien sich der Ueberzeugung hinzuneigen, daß die Verbindung mit einem Manne von Idstein's Charakter und innerem Werth keine Mesalliance sey und ihre Eltern am Ende doch ihre Einwilligung dazu geben würden.

Der Briefwechsel zwischen der Prinzessin und Ludwig von Idstein war allmählig zu jenem Grade von zärtlicher Innigkeit und Vertraulichkeit gediehen, daß beide mit einer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Wiedersehen, nach einer einzigen Stunde mündlichen Verkehrs schmachteten, um sich die Hände drücken, Blick in

Blick tauchen und mit mündlichen Betheuerungen und Liebkosungen den stillen Bund ihrer Herzen besiegeln zu können. Beide hatten sich dieß gestanden, und die Prinzessin drang insbesondere darauf, daß Idstein ihren Wunsch erfülle, weil ihr nicht unbekannt war, daß man sich am Hofe mit Gerüchten trug, die auf ihre baldige Vermählung abzielten. Da riß sich denn Ludwig eines Tags von seiner ländlichen Einsamkeit los, und reiste nach Waldau. Seine Ankunft daselbst war ein Ereigniß. Ein Mann von geistiger Bedeutung wird am ehesten nach seinem vollen Werthe erkannt, wann er erst einige Zeit lang vermißt worden ist. Die Kunde von seiner Anwesenheit lief wie ein Lauffeuer durch die kleine Residenz, und man bestürmte ihn mit Besuchen und Einladungen. Zunächst wollte die Durchlaucht ihn sehen, und er fand bei der ihm bewilligten Audienz den Fürsten nicht nur physisch gealtert, sondern auch geistig etwas heruntergestimmt und schwächer von Fassungsgabe. Aber die Durchlaucht zollte ihm noch dasselbe ehrende Wohlwollen wie ehedem. „Wir haben Deiner oft gedacht, Ludwig,“ äußerte die Durchlaucht unter Anderm; „die Baronesse von Thannheim, meine Gemahlin und Deine Jugendfreundin, erwähnt Deiner immer mit einem Empressement, wenn sie über die Eintönigkeit unseres Hoflebens spricht. Du solltest Dich wieder hier niederlassen, denn Du fehlst uns mannigfach.“ Idstein erläuterte dem Fürsten die Gründe, welche ihn auf seinen Gütern festhielten, und welche die Durchlaucht gelten lassen mußte. Dann kamen sie auch auf die Weltereignisse zu sprechen, und Idstein bemerkte mit Unbehagen, wie einseitig und verkehrt des Fürsten Ansichten über die französische Revolution, ihren Umfang und ihre möglichen Folgen waren; er erlaubte sich, seine eigenen Ansichten über die Zeitverhältnisse geltend zu machen, aber wie sehr er darin auch behutsam und mit Gründen und Beweisen auftrat, so fand er doch keinen Anklang damit bei Johann Heinrich, der wie alle alten Leute mißtrauisch gegen das Urtheil der jüngeren war und seine eigenen, auf lange Erfahrungen gestützter Anschauungen für die allein richtigen unfehlbaren hielt. Doch endlich entließ ihn die Durchlaucht gütig und sagte noch: „Wir hoffen Dir öfters bei Hofe zu begegnen, Idstein; meine Gemahlin freut sich im Voraus darauf, Dich wieder zu sehen und mit Dir von vergangenen Zeiten zu plaudern.“

Diese Aeußerung gab Idstein einen Stich durch's Herz, und er sehnte sich gar nicht nach einer solchen vertraulichen Stunde

mit Carolinen, desto mehr aber nach einer Zusammenkunft mit der Prinzessin Elise, die ebenfalls schon um seine Ankunft wußte. Allein diese Begegnung der beiden Liebenden war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Die Langweile und Eintönigkeit an diesem kleinen Hofe war in den letzten Jahren noch unendlich gestiegen. Der sogenanute alte Hof war auf einige wenige ältere Personen beschränkt, mit welchen der Fürst mehr in einem gewohnheitsmäßigen als in einem vertraulichen Umgang stand, und am jungen Hofe herrschten, seit die Prinzessinnen herangewachsen waren, eine solch strenge Etikette und ein peinlich scrupulöses Ceremoniell, daß deren Frost jede freiere Bewegung lähmte. Die jungen Prinzessinnen durften nie einen Ausgang machen, ohne von mehreren Hofdamen und Lakaien geleitet zu seyn, und selbst im Schlosse wurden sie von der Erbprinzessin und der Oberhofmeisterin enge gehütet. An eine Zusammenkunft im Hause der Freifrau v. Gamming war nicht mehr zu denken, denn Adelheid's erblindete Mutter war schon seit einem Jahre todt, und ihren Schwestern, die meist an Hofbeamte verheirathet waren, sich anzuvertrauen, durfte man nicht wagen. So vergingen denn mehre Tage, ohne daß die Prinzessin und Idstein weiter kamen als sich täglich ein oder zwei Billets zu schreiben und sich von weitem zu sehen, was natürlich nur die Sehnsucht beider steigerte.

Endlich erhielt Idstein eine Einladung zur großen Tafel und somit eine willkommene Gelegenheit, wenigstens wieder Elisa's Stimme zu hören und ihr Aug' in Auge gegenüber zu treten, wenn auch vor Zeugen und mit gleichgültigen banalen Komplimenten und Höflichkeits-Phrasen. Das Waldauer Hofceremoniell schrieb für diese Gelegenheiten vor, daß alle zur Tafel Geladenen sich vor der bestimmten Zeit im kleinen Empfangsaale versammelten und so lange unterhielten, bis die fürstlichen Herrschaften sich ganz vollzählig eingefunden hatten und die Meldung kam, daß servirt sey, worauf man sich unter dem Vortritte des Hofmarschalls, eines Ceremonienmeisters und zweier Kammerjunker im großen Zuge paarweise nach dem Speisesaal begab.

Idstein hatte Sorge getragen, sich pünktlich einzufinden, um noch Gelegenheit zu haben, mit den Prinzessinnen einige Worte zu wechseln, wenn auch nur jene alltäglichen inhaltslosen, welche die Etikette vorschreibt. Allein als er in den Salon trat, fand er hier schon den Erbprinzen und seine Gemahlin, welche ihn mit

mehr Wohlwollen und Auszeichnung empfingen, als er sich nach demjenigen, was früher zwischen ihnen vorgefallen war, hatte träumen lassen.

„Sie bleiben ohne Zweifel über den Winter hier, Herr Baron, und wir werden Sie wieder in unseren Zirkeln sehen?“ fragte die Erbprinzessin lebhaft. „Wir haben Sie oft und ungern vermißt, namentlich an unseren kleinen Theaterabenden. Und namentlich ich habe lebhaft den traurigen Unfall beklagt, welcher uns damals Ihrer guten und umsichtigen Dienste beraubte und Sie auf Ihre Güter zurückrief.“

In Idstein stiegen einige bittere Erinnerungen an dasjenige auf, was dem Tode seines Vaters vorangegangen war, und er begnügte sich daher mit einem verlegenen Lächeln und einer stummen Verbeugung, denn es verdroß ihn, daß die Erbprinzessin auch nicht den entferntesten Versuch machte, vergangenes Unrecht einigermaßen zu sühnen.

„Wie lange denken Sie hier zu verweilen, mein lieber Idstein?“ fragte der Erbprinz, welcher in seiner Gutherzigkeit eine instinktmäßige Ahnung von Idsteins wirklicher Empfindung in diesem Augenblicke zu haben schien.

— „Das hängt von den Umständen ab, Durchlaucht; vorerst jedenfalls auf einige Wochen.“

„Und warum nicht auf länger, lieber Baron? Wären Sie nicht erbötig, wieder ein Hofamt anzunehmen?“

— „Ich muß bedauern, Durchlaucht,“ versetzte Idstein, „daß meine eigenen Geschäfte meine Thätigkeit zu sehr in Anspruch nehmen, um mich von meinen Gütern entfernen zu können. Auch dürften meine ernsten Beschäftigungen und Studien in den jüngsten Jahren mich zu sehr an eine schrankenlose Selbstständigkeit des Denkens und Handelns gewöhnt und mancher äußeren Formen entwöhnt haben, als daß ich noch geeignet wäre, den Anforderungen eines Hofamts zu genügen. Ich kann nicht mehr dienen, Durchlaucht, seitdem ich mich gewöhnt habe, wie ein König auf meiner eigenen Hufe zu leben.“

„Da hörst Du den stolzen Edelmann, Natalie!“ sagte der Erbprinz lächelnd zu seiner Gemahlin. „Ein König auf seiner eigenen Hufe! wie selbstgenugsam und voll dieß klingt! Aber Sie haben Recht, Idstein, wenn Sie dieß fertig bringen, und ich glaube,

Sie können es, denn Sie haben einen festen Willen und einen klaren Kopf."

— „Herr v. Idstein ist Philosoph geworden, wie mir seine Nachbarin, Frau v. Molsberg, jüngst erzählte," sagte die Erbprinzessin mit einem Lächeln, das beinahe etwas sarkastisches hatte. „Er hält seinen Bauern Vorlesungen über die Menschenrechte und zieht mit ihnen gegen die Räuberbanden aus."

Ludwig von Idstein blickte erstaunt auf und in das Gesicht der Erbprinzessin, um deren Mund und Auge er einen ironischen und doch lauernden Zug gewahrte. Dann erwiederte er bescheiden aber mit ruhiger Würde: „Letzteres ist richtig, Durchlaucht, und ein Akt der Nothwendigkeit, der Nothwehr, — ersteres ist eine kleine Uebertreibung, die man einer schönen Frau von einigem Hang zur Medisance, wie Frau v. Molsberg, nicht übel nehmen darf. Uebrigens wäre es in der gegenwärtigen Zeit vielleicht gar kein vergebliches und eitles Bemühen, das Volk zu einem klaren Bewußtseyn von Rechten und Pflichten zu bringen, wenn die rohe Masse für die Vernunft so empfänglich wäre. Thatsache ist nur, durchlauchtige Prinzessin, daß ich allerdings in diesen unruhigen Zeiten die Lasten meiner Bauern wesentlich erleichert, und in allen Fragen gemeinsamen und öffentlichen Wohles mich bemüht habe, ihnen die nöthige Belehrung zu ertheilen und meinen Kopf und meine Feder zu leihen, und daß die Bauern auf meinem Gut mich lieben und mir ihren Arm leihen, wie ich ihnen meinen Kopf, und daß sie noch nicht schwierig geworden sind wie diejenigen meiner Nachbarn, die schon auf die Jakobinermützen und Guillotinen warten."

— „Das sieht Ihnen ähnlich, mein lieber Idstein! Sie sind ein praktischer Philosoph, ein werkthätig eingreifender Staatsmann auf eigene Faust, und ich beneide Sie um diesen Wirkungskreis!" sagte der Erbprinz und hielt es nicht einmal für nothwendig, einen leisen Seufzer zu unterdrücken. „Glücklich, wer in solchen ernsten Zeiten berufen und im Stande ist, vermittelnd oder schaffend in den Gang der Ereignisse einzugreifen, anstatt verdammt zu seyn, gleichsam von ferne den Verkehrtheiten und Irrthümern Anderer stumm und machtlos zuzuschauen! — Aber nach so langem Entbehren einer feineren Geselligkeit," fuhr er dann etwas lebhafter fort und schien sich der trüben Gedanken entschlagen zu wollen,

„muß Ihnen ja ein geistigerer Verkehr ordentlich Bedürfniß geworden seyn!"

„Allerdings einigermaßen, Durchlaucht!" erwiderte Idstein; „allein so ganz einsam wie Euer Liebden meinen, war ich auf meinem Gute doch nicht: ich blieb vielmehr im täglichen Verkehr mit den größten Geistern aller Zeiten, die mich in meiner reichen Bibliothek umgaben."

— „Ah so! aber der geistige Verkehr auch mit den größten Todten kann ja doch den Umgang mit den Lebenden nicht ersetzen," meinte der Erbprinz. „Sie würden trotz Ihrer herrlichen Bibliothek am Ende versauern, lieber Idstein, wenn Sie nicht bisweilen auch wieder in die große Welt zurückkehrten. Ich fürchte, Sie haben jetzt schon einen kleinen Anflug von Spleen. Aber wir wollen Sie hier kuriren: wir wollen Sie in einen Strudel von Vergnügungen hineinziehen. Was meinst Du, Natalie, wollen wir nicht den Baron zum Intendanten und Director unserer kleinen Privatbühne ernennen, an welcher er ehedem so Ausgezeichnetes geleistet hat?"

„Mit dem größten Vergnügen, falls er es annimmt, mein Lieber," entgegnete die Erbprinzeß. „Allein ich fürchte beinahe, Herr v. Idstein wird uns diesen Gefallen nicht thun; er wird es unter seiner Würde halten noch Komödie zu spielen."

„Durchlaucht haben mich in der That nicht unrichtig beurtheilt," entgegnete Idstein. „Die Zeit hat mich mit ihrem Ernst zu sehr angesteckt, ich bin allzu sehr in mich gegangen, um wieder aus mir herauszutreten und Rollen einstudiren zu können. Ich brächte es nicht mehr fertig, wenn ich mir auch ein Vergnügen daraus machen würde, Eurer Durchlaucht Wünschen nachzukommen. Meine gewöhnlichen Beschäftigungen sind so ganz anderer Natur...."

„Aber das Eine schließt ja das Andre nicht aus," wandte der Erbprinz ein; „hier sind Sie ja frei von Ihren landwirthschaftlichen Sorgen!"

— „Nicht so ganz, Durchlaucht; was Einem Beruf ist und Anliegen, das beschäftigt noch den Geist, auch wenn es dem Auge entrückt ist. Ich bin so unglücklich, Euer Liebden Antrag ablehnen zu müssen, schon wegen der möglichen Kürze meines Aufenthalts."

„Wir müssen ihn aufgeben, mein lieber Johann," sagte die Erbprinzessin lächelnd. „Herr v. Idstein ist so verändert, daß ich ihn kaum wieder erkenne. Ich vermuthe, daß ihm die Liebe

nahe getreten ist. Er ist so ernst und beinahe wehmüthig wie ein Verliebter. Ah, ich habe es getroffen — sieh' wie er erröthet!"

In diesem Augenblicke trat die Baronin von Thannheim mit ihrem kleinen Gefolge in den Salon und begab sich zu einem Sopha dicht neben unseren Bekannten. Als sie an dem erbprinzlichen Paare vorüber ging und Idstein's gewahr wurde, flog ein Lächeln freudiger Ueberraschung über ihr Gesicht, und sie erwiderte Ludwig's ehrfurchtsvolle Begrüßung mit einem besonders gnädigen Knixe und eine Verneigung ihres Fächers. Sie hatte die letzten Worte der Erbprinzessin noch gehört.

„Sie sind verliebt, Herr Baron, und Ihr Liebchen ist drunten im Rheingau; und darum hielt es Sie so lange dort und zieht Sie jetzt schon wieder dorthin zurück," fuhr die Erbprinzessin mit lauter scherzender Stimme fort. „Ihr Ernst, mein lieber Baron, kommt aus dem Herzen!"

— „Wenn dem so wäre, Durchlaucht, so zöge mich das Herz eigentlich mehr hieher," erwiderte Idstein, auf den Scherz eingehend. „Der Hof von Waldau ist der reichste an Frauen-Schönheit, Geist, Anmuth und Liebreiz; und wer weiß, ob ich nicht ernster geworden bin, eben weil mir die Sonne der Liebe in meinem Exile gefehlt hat?"

Diese Phrase zuckte wie ein elektrischer Strom durch zwei Herzen: die Prinzessin Elise erglühte unwillkürlich und beugte sich zu ihrem Kleide herab, um daran etwas zu ordnen. Die Baronin Thannheim aber warf einen flüchtigen fragenden Blick auf den Sprecher und auf ihren Zügen flammte es auf wie eine plötzliche Verklärung. Zufällig begegnete ihr Auge in diesem Moment demjenigen Idstein's, und unwillkürlich bemerkte er jetzt erst die Veränderung, welche mit Carolinen vorgegangen war: sie war schöner, imposanter geworden, seit sie Mutter war. Das schöne Mädchen war in eine herrliche, stattliche junge Frau verwandelt; die früher durch Liebreiz und frische Anmuth gewonnen, die siegte jetzt durch reiche sinnliche Reize, und in ihrem Auge und um den üppigen rothen Mund, und in dem feinen Teint lag etwas sehnsüchtig schmachtendes und heimlich leidenschaftliches, ein mysteriöses Etwas das der Männer Interesse herausforderte.

Carolinens Blicke musterten aber auch den Jugendfreund; und das Ergebniß dieser Betrachtung war ein entschieden günstiges. Wie es Physiognomieen gibt, welche das Lächeln verklärt, so gibt

es welche, die der Ernst adelt, und das sind meist nur die Gesichter geistig bedeutender Menschen. Zu diesen letzteren Physiognomieen gehörte auch diejenige Idsteins. Der ländliche Aufenthalt mit seiner Regelmäßigkeit und körperlichen Bewegung hatte seinen Körper gekräftigt, seine Haut gebräunt und ihm ein noch entschiedeneres männliches Ansehen gegeben; auf seiner klaren Stirn dagegen und in den sinnigen Augen waltete der Genius, der Widerschein eines in unermüdlicher Selbstvervollkommnung begriffenen Geistes. Und wie er so dastund in seinem Hofkleide von dunkelblauem Sammet ohne Stickerei, in der weißen Atlasweste, das reiche Haar ohne Puder nach hinten gekämmt und nur lose zusammengebunden, die breite Brust vom Malteser Ordensbande gekreuzt, das er von seinem Vater geerbt, das ausdrucksvolle Gesicht mit bewußter Sicherheit und doch ohne Anmaßung frei hinausblickend, das schöngeformte kräftige rechte Bein vorgestreckt, so daß auf dem linken die ganze kraftvolle Gestalt ruhte, die eine Hand am Griffe des kleinen Hofdegens, die andere halb in den Busenstreifen geschoben, da erschien er wie ein Heros unter den süßlichen, schmachtenden Seladons des Hofes, ein Herkules des Geistes unter den Pygmäen eines veralteten Gewohnheitsdienstes. Ein tiefes Weh schnitt jählings der Baronin Thannheim durch die Seele, aber der Kampf war nur momentan, denn in der nächsten Sekunde wollte sie sich überreden: er hat mich noch nicht vergessen; er liebt mich noch, er kehrt zu mir zurück!

„Freiherr v. Idstein, Ihro Gnaden die Baronin Thannheim wünscht, daß ich Sie denenselben vorstelle," flüsterte der Hofmarschall v. Ziegau Ludwig ins Ohr und dieser verabschiedete sich von dem erbprinzlichen Paare und stand im nächsten Augenblick vor seiner Jugendgeliebten, die ihm zum Erstaunen des ganzen Hofes einen Platz auf dem Sopha neben sich einräumte und sich mit ihm in ein angelegentliches Gespräch einließ.

„Sieh' doch, mein Lieber, wie gnädig ihn die Baronin empfängt!" flüsterte die Erbprinzessin ihrem Gemahl zu.

„Achten wir nicht darauf, liebe Natalie!" versetzte der Erbprinz. „Sie thut es geflissentlich, um Dich zu ärgern, meine Theure. Idstein ist noch empfindlich gegen uns; wir hätten uns dazu bequemen sollen, ihm durch einige Worte unser Bedauern über das Mißverständniß von damals zu erkennen zu geben, denn im Grunde war er ja unschuldig und konnte nicht anders handeln."

— „Mag seyn, daß er ein unbewußtes und willenloses Werkzeug der Baronin gewesen," entgegnete die Erbprinzessin; „aber jedenfalls trug er die Schuld, daß ich tief gedemüthigt worden, und ich habe meinem Gewissen genug gethan, wann ich ihm im Herzen vergeben habe. Wofür es ihm noch mündlich sagen? Das hieße ihn anmaßend machen, wozu er ohnedem schon die beste Anlage hat. — Wie stolz und suffisant er vorhin dastund, dieser einfache Landedelmann, als säh' er sich zu einem deutschen Mirabeau berufen! Dieser Dünkel ist mir fatal und verletzt mein innerstes Gefühl, und ich könnte ihn nicht mehr um mich sehen."

„Ah, nicht doch, meine Liebe! Du gehst zu weit," sagte der Erbprinz begütigend. „Ich konnte ihn nicht schroff finden. Idstein ist ein Mann von seltenem Werthe, warum sollte er sich desselben nicht einigermaßen bewußt seyn? Und dann ist 'er, glaub' ich, kein Heuchler; er konnte es nicht ganz verwinden, daß ihm Unrecht geschehen; daher sein etwas gemessenes Betragen. Und im Grunde hat er ganz recht: es gibt in diesen Tagen noch etwas Erhabeners, eines Mannes Würdigeres, als französische Komödien zu spielen. Dieß schickt sich nur für Menschen, die in wichtiger Zeit zu einem gezwungenen Müssiggang verurtheilt sind!" setzte er halblaut und mit aufrichtiger Bitterkeit hinzu, und wandte sich dann ab, um in einem gleichgültigern Gespräche sich zu vergessen. —

.... „Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen, mein lieber Baron!" flüsterte Caroline mit ihrer Sirenenstimme Idstein zu. „Sie ahnen nicht, wie schwer das Bewußtseyn auf mir lastet, daß ich Sie eigentlich vom Hofe vertrieben habe. Sie müssen mich hassen, Baron, und doch wäre ich so glücklich, könnte ich wenigstens Ihre Freundin seyn."

— „Sie haben den größten Anspruch auf meinen Dank, gnädige Frau," erwiderte Ludwig würdevoll, „indem Sie den Anstoß boten, meiner Laufbahn eine andere Wendung zu geben. Ich habe es Ihnen auch im Stillen oft gedankt, daß ich durch Sie eine willkommene Muße bekam, um mit mir selbst zu verkehren und die ernsteren Seiten des Lebens kennen zu lernen. Einsamkeit ist eine heilsame Lehrerin für den Menschen, der ein gutes Gewissen und einen guten Willen hat, der Menschheit zu nützen, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß die Jahre meiner Verbannung mir nicht unbenützt vergingen."

„Und Sie sind noch unvermählt, wie ich höre?"

— „Ja, gnädige Frau, ich stehe noch allein. Aber Ihnen kann ich Glück wünschen: Sie sind Mutter geworden!"

„Ja," erwiderte sie mit einem strahlenden Lächeln, „der Himmel hat mir ein Söhnchen gegeben, damit ich nicht allein sey in der Wüste von Goldsand, die mich umgibt und die meinem innern Wesen so wenig Befriedigung gewährt. Sie müssen ihn sehen, meinen kleinen Leo, diesen Engel, den mir der Himmel geschenkt hat, um mir ein Pfand seiner Vergebung zu schicken, und wenn Sie ihn auf dem Arm halten, und der herzige Knabe Sie mit seinen großen Augen so freundlich anblickt, dann .... dann werden Sie um seinetwillen vieles vergessen und auch seiner Mutter verzeihen!"

„Gnädige Frau!" stammelte Idstein, „lassen wir Vergangenes schlummern! ich habe vergeben!"

— „Aber nicht vergessen, Baron! ich weiß es, ich fühle es an meinem eigenen Herzen. Und darum war ich in Gedanken so oft bei Ihnen in der Ferne; es interessirte mich, von Ihnen zu hören; ich beneidete Sie um Ihren schönen Wirkungskreis, um Ihre Freiheit .... Wenn ich so glücklich gewesen wäre, einen Vertrauten zu haben, so würd' ich Ihnen manches haben schreiben lassen, damit Sie vergäben was Sie vielleicht mir entfremdet. Aber es ist mein Unstern und größte Qual, hier allein stehen zu müssen, nur von Feinden und Neidern umgeben, die mir Ergebenheit heucheln und nur auf eine Gelegenheit lauern, um mich zu verrathen. Ich bin eine Andromeda am Felsen ...."

„O nicht doch, gnädige Frau! Sie stehen nicht so allein. Die Durchlaucht liebt Sie, und Sie haben noch einen Vater! ...."

— „Baron, Sie sollten mein Schicksal besser begreifen," erwiderte Caroline, und ihre Stimme bebte vor innerer Bewegung; „es gibt eine Nemesis in der Welt, wenn auch ihr Werk nur in den innersten Tiefen unseres Herzens vor sich geht. Mein Vater hat sich selbst beinahe von meinem Herzen losgerissen, als er mich um seines Vortheils willen verkaufte; und mein Gemahl .... o Gott, es gibt Greise, die man nicht einmal achten kann .... und wenn ich nicht meinen Sohn hätte .... wer weiß, was dann geschehen wäre! .... Es gibt Augenblicke, wo ich mir selber entfliehen möchte! ....

Idstein fühlte sich von einem leisen Schauder ergriffen: diese Züge trugen ihr gewöhnliches stereotypes Lächeln, und aus dieser

bebenden leisen Stimme sprach doch unverkennbar die Qual einer unglücklichen gepreßten Seele. Er fühlte ein Mitleid mit diesem Wesen, das ihm einst so theuer war, ein Mitleid das in seiner innersten Seele zuckte und doch nicht eine Spur von der früheren Liebe zu erwecken vermochte, — ein Mitleid, das in Carolinen nur das unglückliche Opfer eines schmählichen Eigennutzes der Verwandten, die Trägerin eines verfehlten Lebens, sehen ließ. Und mit einem eisigen Schauder fragte er sich: was muß ich diesem Herzen noch seyn, daß es sich gedrungen fühlt, mir in solchen Geständnissen seine geheimsten Regungen anzuvertrauen? Und von diesem Mitleid ergriffen, blieb er bei der Baronin Thannheim sitzen, bis der Fürst eintrat und man zur Tafel ging, und selbst noch während der Mahlzeit wirkte das Gehörte tief in seinem Innern nach.

Welch eine Gährung mußte in seiner Seele herrschen, daß er Prinzessin Elise beinahe ganz vergaß! Erst bei der Tafel flogen seine Blicke zu ihr hinauf, und suchten ihr das Bedauern auszudrücken, daß er um die gehegten sehnsüchtigen Hoffnungen, einige Worte mit ihr zu tauschen, betrogen worden war. Er sah ihr Auge etwas umflort von einer stillen Wehmuth, und doch drückte ihr Blick ihm mehr Schmerz als Vorwurf aus. Aber als die Tafel aufgehoben war und sich im Saale und den anstoßenden Gemächern Gruppen bildeten, da fanden, von gemeinsamer Sehnsucht getrieben, auch Prinzessin Elise und Idstein auf einige Minuten Gelegenheit zu gegenseitiger Begrüßung, wenn auch nicht unter vier Augen. Doch fand die Prinzessin noch Anlaß, ihm zuzuflüstern: „Was hatten Sie mit der Baronin Thannheim? sie schien Sie nicht loslassen zu wollen. Ich glaubte sterben zu müssen, als ich Sie so zu ihr hingefesselt und die Blicke der Baronin an Ihrem Gesicht hängen sah, und es drückte mir beinahe das Herz ab. Ich muß Sie sehen und sprechen — Adelheid hat heute Abend keinen Dienst und wird auf ihren Zimmern seyn! . . .“

Dann wurden sie gestört und mußten wieder lächeln und sich verneigen und fröhlich thun, wo das Herz wie mit eisernen Banden umschlungen war.

Als sodann die Reichsbaronin Caroline von Thannheim am Arm des alten Fürsten den Speisesaal verließ und an der Reihe der Gäste entlang ging, begegnete ihr Blick suchend noch einmal demjenigen ihres frühern Verlobten, und ein eigenthümlicher Blitz

leuchtete flüchtig und beinahe nur Idstein bemerkbar in ihrem Auge auf, und fiel tief in seine Seele. Eine unbeschreibliche Empfindung durchbebte Ludwig ob diesem Blicke und seiner wunderbaren Beredtsamkeit. Es war eine Mischung von schüchternem Flehen um Vergebung, von demüthigem Bekenntniß einer Schuld, von inbrünstigem Hülfeheischen, und von der Hoffnung einer Erhörung der bangen stummen Bitte. Es war vielleicht sogar noch mehr — es war eine Erinnerung an frühere ferne Stunden, wo dieses tiefe, glühende Auge ihm eine ungeahnte Welt von Liebe gezeigt, wo dieser Blick wie zündend in seiner Seele tiefste Tiefen gedrungen war, wo diese leichtschwellenden Lippen mit einer berauschenden Glut sich auf die seinigen gepreßt hatten, — es war jener Blick einer sinnlichen Frau, welcher selbst dem nüchternen strengen Manne die Phantasie auf Momente erhitzen, den Athem benehmen und das Blut wie glühend Metall in beflügeltem Kreislauf durch alle Adern jagen kann....

Ludwig erbebte über diesem Blick und ihm ward es beinahe trübe und schwindelig vor den Augen, und in chaotischen Gedanken, in einer unbegreiflichen Zerstreuung blickte er der stolzen Schönheit mit dem leuchtenden Nacken und den üppigen Schultern nach, welche an der Seite des greisen Gemahles hinschwebte, wie die rosenfingrige Eos neben dem grimmen Saturn oder dem unerbittlichen Kronos. Was konnte diese junge Frau mit den üppigen, jugendlich frischen Formen dem unbeweglichen alten Fürsten mit dem kurzen Halse und schweren Blick sein? Erschien sie nicht wie eine farbengleißende behende Lacerte neben einer schwerfälligen trägen Schildkröte? War's nicht als ob ihr Blick ihm ein stilles Liebesglück zeigen wollte, das ihm jetzt heimlich gewähren solle, was ihm früher versagt worden war?

Allein nur einen Augenblick verwirrten solche Bilder seine Einbildungskraft. Dann stieß er mit der ganzen Kraft seines Willens diese Lockungen der Leidenschaft von sich, wappnete sich mit der Erinnerung an die reine keusche Elise und mit seinem Pflichtgefühl, und suchte sich im rasch gefundenen Gespräch mit einigen höheren Hofbeamten zu vergessen, bis er die Stelle mied, an der er dieser Versuchung schier verfallen war.

Erst in der Garderobe auf dem Vorplatz athmete Ludwig leichter auf und zeigte einige Ungeduld ins Freie zu kommen, als ihm der Lakai den Roquelaure über das Hofkleid umwarf. Schon

wollte er auf die Schwelle des Portals heraustreten, da flüsterte eine Stimme hinter ihm seinen Namen und Rang, und umblickend sah er einen Diener, der ihm nacheilte.

„Was wünscht Er von mir, guter Freund?“ fragte Idstein überrascht.

— „Dem gnädigen Herrn Kammerherrn möcht' ich ein Papier übergeben, das demselben entfallen ist, wie es scheint,“ versetzte der Diener leise und übergab Ludwig ein zierlich zusammengefaltetes Billet.

„Das sollte ich verloren haben?“ fragte Ludwig zweifelnd. „Unmöglich!“

— „Ei gewiß,“ erwiderte der Diener mit einem treuherzigen bedeutsamen Blick; „es fiel, dünkt mich, aus dem Roquelaure des gnädigen Herrn!“

„Zeig' Er 'mal her — es hat keine Ueberschrift — ich zweifle ob es mich angeht — wie sollte es in mein Kleid kommen?“ sagte Idstein.

— „Das steht ja vielleicht in dem Briefchen selbst, gnädiger Herr,“ flüsterte der Lakai mit geheimnißvollem Lächeln; „öffnen Sie nur — ich weiß gewiß, daß es für Sie bestimmt ist.“

Ein Gedanke durchbebte plötzlich wie ein elektrischer Funke Ludwigs ganzes Wesen: Wenn es von Elisen käme! wenn sie verhindert wäre, bei Adelheid von Gamming zu erscheinen, und ihm dieß jetzt zu wissen thun wollte?! sagte er sich, und erbrach hastig, mit bebender Hand das zierliche Briefchen. Eine unverkennbare Damenhandschrift war es, ihm bekannt erscheinend, aber hastig und vielleicht nicht ohne Absicht verstellt, und lautete in Kürze:

„Mein theurer, edler Freund! Ich bin so bewegt, so bange. Ich möchte Sie so gerne sprechen. Mein ganzes Wesen ist so bänglich und erschüttert. Ich komme mir vor wie ein Fahrzeug mit gebrochenen Masten, das steuerlos auf den wilden Wogen des Meeres treibt, den Stürmen und den Wellen ein Spiel. Erbarmen Sie sich meiner und seyn Sie der Steuermann meines Lebensschiffes, der Kompaß meines verfehlten Daseyns. Werfen Sie der Schiffbrüchigen das rettende Tau Ihres Rathes, Ihrer sichern Führung zu, und ewig, ewig wird Ihnen danken

Ihre reuige eigenste

Chloris.“

Enttäuscht, erglühend blickte Idstein auf und sah sich nach dem Diener um, der ihm das Billet übergeben hatte. Aber dieser war verschwunden. Ein Wort des Unmuths entfuhr ihm, daß er auch einen Augenblick sich einzubilden gewagt hatte, diese Zeilen könnten von der reinen, schüchternen, jungfräulichen Prinzessin kommen. Nein, so schrieb nur ein Weib, das über die feine Linie des Schicklichen und echt Weiblichen in Gedanken und That bereits hinweggeschritten war und nur noch auf die Stimme einer leidenschaftlich erhitzten Einbildungskraft hörte, — ein Weib, dessen Eroberung kein Triumph war. In seinem Innersten beinahe tief verletzt, zerknitterte er das feine goldgeränderte holländische Papier und schritt fast unmuthig in den dämmernden Abend hinaus.

27.

Ein Schäferstündchen.

Eine Stunde nach Aufhebung der Tafel hatte sich Ludwig v. Idstein auf den Zimmern seiner Cousine Adelheid v. Gamming eingefunden, und war von dieser freundlich empfangen worden. Vetter und Base plauderten von allerhand Dingen mit einander, aber doch wollte kein rechtes Gespräch in den Gang kommen. Idstein schien zerstreut und horchte erwartungsvoll auf jedes Geräusch draußen, ob sie noch nicht komme, die er hier zu sehen erwartet hatte. Adelheid dagegen war verlegen, denn die Angst, daß diese anscheinend nur zufällige Begegnung der beiden Liebenden auf ihrem Zimmer belauscht und verrathen werden könnte, erfüllte sie mit einer namenlosen Unruhe. Idstein machte die innere Aufregung und Spannung, worin er sich befand, einsylbig: — stand er doch jetzt vor einem verhängnißvollen Augenblick seines Lebens! Adelheid schien seine innere Bewegung anderen Motiven zuzuschreiben.

„Sie sehen sich so eigenthümlich im Zimmer um, Vetter!“ sagte sie; „erkennen Sie es denn nicht wieder?“

— „Wie so denn, Cousine?“

„Ei, ich dächte, Sie wären früher schon bisweilen in diesen Räumen mit bräutlicher Ungeduld erwartet worden!“ sagte sie neckend; „es waren die Zimmer, welche Fräulein Geiler von Kaisersheim ehe-

dem inne hatte, als sie noch Hoffräulein der durchlauchtigen Prinzessinnen war!"

— „Nicht möglich!" rief Idstein und fuhr betroffen vom Stuhle auf, während ihn unwillkürlich ein kalter Schauer überlief; „und doch haben Sie recht, Cousine, es ist das Zimmer Carolinens. Nur stehen die Möbeln jetzt anders angeordnet, und die Wände tragen andere Tapeten. Aber Sie haben mir dadurch nur trübe Erinnerungen geweckt, Bäschen! Die Schwüre, die ich in diesem Zimmer hörte, sind Meineide geworden."

„Aber nur von Einer Seite, Vetter," entgegnete Fräulein v. Gamming; „der Verrath, welchen die Baronin Thannheim an Ihrer Liebe begangen, hat ja Sie der Treue entbunden."

— „Allerdings, Bäschen, aber dennoch möcht' ich beinahe wünschen, daß der glückliche Moment, dem ich hier entgegensehe, einen andern Schauplatz gefunden hätte."

„Bah, Vetter! Sie werden doch nicht abergläubisch seyn und darin ein böses Omen sehen?"

— „Die Liebe ist immer abergläubisch," erwiderte Idstein trübe.

„Bah, aber Prinzeß Elise ist doch keine Cardline von Geiler! ...."

— „Gewiß nicht, Bäschen; es wäre Profanation, Beide in Einem Athem zu nennen, und doch .... doch ist der Mensch mehr oder weniger ein Kind seiner Erziehung, ein Spielball seiner Verhältnisse."

„Aber die Prinzessin liebt Sie, Vetter! liebt Sie mit der unbeschränktesten vollsten Hingebung," erwiderte Adelheid. „Würde sie sonst sich herabgelassen habeu, Sie hier sehen zu wollen? Und glauben Sie, Vetter, daß ich Ihnen die Gelegenheit zu einem solchen Wiedersehen geboten und mich einer solchen Gefahr ausgesetzt haben würde, wenn ich nicht euch Beiden vertraute und von der Aufrichtigkeit eurer beiderseitigen Gefühle überzeugt wäre?"

Ein glückliches Lächeln leuchtete auf Idstein's Zügen, als er Adelheid die Hand drückte und sie seines herzlichen Dankes versicherte.

„Stille, Vetter! treten sie beiseite — sie kommt!" flüsterte Adelheid ihm zu, die eine Thüre hatte knarren hören, und deutete auf eine Fenstervertiefung, die von der Gardine und einem Blumentische halb verdeckt wurde. Kaum war Ludwig in die Nische zu-

rückgetreten, so kam Prinzessin Elise hereingeeilt, flüchtigen, wankenden Schrittes, Blässe und Aufregung in dem schönen sinnigen Antlitz. Sie stürzte Adelheid an den Hals und flüsterte: „O meine liebe Freundin! was thu' ich? .... Wozu hat mich die Leidenschaft hingerissen? .... Was muß er von mir denken?"

— „Daß Sie der Verehrung würdig sind, die er Ihnen zollt, Prinzessin!" erwiderte Adelheid und geleitete sie zu einem Sopha.

„Ich verdamme mich vor mir selber, Adelheid; ich bereue es ihn hieher bestellt zu haben, und doch komme ich! Ein Widerspruch tobt in meiner Brust, der mir alles klare Urtheil trübt!"

— „Er wird Sie beruhigen, Prinzessin! .... Ich gehe jetzt um zu verhüten, daß man Sie überrasche!"

Die Prinzessin hatte das Taschentuch vor die Augen gedrückt und machte in Thränen ihrem gepreßten Herzen und ihrer Aufregung Luft. Ludwig nahte sich ihr langsam und in einer Stimmung, von welcher er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben wußte. Er hätte am liebsten ihr zu Füßen sinken, ihre Knie umfassen und mit ihr weinen mögen, so feierlich, so wehmüthig-ernst und doch so selig fühlte er sich in ihrer Nähe gestimmt.

„Prinzessin!" flüsterte er endlich und berührte die Hand.

Sie fuhr zusammen und blickte auf, schaute ihm eine Weile mit einem unaussprechlichen Ausdruck in die Augen und wandte dann das erglühende Antlitz ab, um es in die Kissen des Sopha's zu verbergen. Ludwig hatte ihre bebende Hand ergriffen und an sein Herz, an seine Lippen gedrückt und bedeckte sie jetzt mit Küssen. Dann raffte sie sich auf und wandte sich zu ihm mit einem unbeschreiblich süßen und freudigen Blicke, der durch ihre Thränen hindurch lächelte, und flüsterte: „Ludwig, werden Sie mir verzeihen, daß ich .... daß ich Sie hieher bestellte? .... Werden Sie nicht hinfort gering von mir denken, daß .... daß ich ... so unweiblich handelte?"

— „Oh, was denken Sie, Elise? Sie sind ein Engel, und nie, nie werde ich Ihnen das hohe Glück vergessen, welches ich Ihnen verdanke!"

„Sie lieben mich also, Ludwig?" fragte sie ihn und blickte zu ihm herab, der jetzt vor ihr auf den Knieen lag.

— „O wie mögen Sie fragen, Prinzessin?" erwiderte er flüsternd und sein Auge strahlte in feuchtem Glanze, während sein

Blick tief in den klaren Spiegel ihrer Seele tauchte. „Ich liebe Sie unbeschreiblich, unsäglich, Prinzessin! Das Bewußtseyn, daß Sie mir gut sind und mich einer treuen vertrauensvollen Neigung würdigen, macht mich unaussprechlich selig. Und doch weiß ich, meine theuerste Prinzessin, daß ich einer solchen Liebe nicht würdig bin, daß sie ein Geschenk, eine Gnade vom Himmel für mich ist, und während ich mich trunken frage, ob es auch wahr ist, daß ich jetzt vor Ihnen kniee und Ihre Hand an mein Herz drücke, zieht eine leise Bangigkeit durch meine Seele, als ob dieses Glück, welches mich so sehr beseligt, zu hehr und erhaben sey, um dauernd zu seyn; als ob es nur ein Traum sey, der mir unter der Hand entschwinden werde, die ich darnach ausstrecke....

„O Ludwig.... mein süßer Ludwig! flüsterte die Prinzessin, sich zu ihm erglühend und mit seligen Blicken herabbeugend, und barg ihr reizendes Köpfchen an seiner Schulter. Sie vermochte nicht zu reden, aber er hörte ihr Herz so nahe an dem seinigen pochen, ihre Hand in der seinigen beben, und ihre Thränen des Glückes thauten herab auf die Hand, mit welcher er sie umschlungen hielt.

— „Meine theure, himmlische Elise!...."

„O was haben Sie nur an mir armem Kinde gefunden, daß Sie sich herabließen mich liebzugewinnen, Ludwig? Sie, der hochgebildete, starke Mann mit dem kühnen Herzen und dem reichen Wissen, und ich, das blöde Mädchen, dem so alles andere fehlt, als die Dressur nach der Schablone, wornach man uns unglückliche Fürstenkinder erzieht? Fast graut mir bei dem Gedanken, mein theurer Ludwig, als habe Ihr Herz Sie hintergangen, als habe das Mitleid mit mir, der armen Puppe, allein Ihren Edelmuth gewonnen, mir gut zu seyn und in einer schönen Illusion meine Armuth zu übersehen und meinen guten Willen für Reichthum zu nehmen! Aber es wäre schrecklich, wenn Sie hinterher in dieser Illusion getäuscht würden!... O Ludwig, welch' ein entsetzliches Erwachen für Sie! für mich aber der Tod!"

— „Reden Sie nicht so, Prinzessin!" flüsterte er, den diese Worte ganz entzückten. „Sie wissen nicht, welch edles Kleinod Sie sind, meine angebetete Elise! Sie kennen die reichen Schätze Ihres Geistes noch nicht, Elise, weil Sie noch keine Gelegenheit gesucht oder gehabt haben, sich mit Anderen zu messen. Aber ich kenne Sie, und ich bewundere und verehre gerade diese reine Kind-

lichkeit des Innern in Ihnen, das der äußere Schliff einseitiger Erziehung noch nicht zerstört hat, und ich bete gerade diesen innerlich so gesund gebliebenen unverwüstlichen Kern so sehr an … Ein Wesen, welches im äußeren Glanze seines Ranges noch immer so wahr und treu, so sanft und ohne Falsch, so kindlich-rein geblieben ist wie Sie, Prinzessin! das ist der Schöpfung Meisterstück und das höchste Gut, das sich ein Mann zum Eigenthum erringen kann, aber ein Gut, das er auch hüten muß wie ein Juwel, damit er es in seiner ganzen Reinheit erhalte.

„O Ludwig, wie schmeicheln Sie mir durch solche Worte!“ flüsterte die Prinzessin mit dem holdesten Erglühen. „Sie werden mich verwöhnen durch solche hohe Redensarten. Wie wollen Sie mir zum Verdienst anrechnen, was ja nur natürlich ist: meine Anspruchslosigkeit und Einfachheit, die ja nur Ausflüsse des Bewußtseyns sind, daß ich — namentlich einem Manne wie Sie gegenüber — eigentlich gar nichts bin als ein scheues, linkisches, armes Kind; wie sollte mir da einfallen, mich zu überheben?“

— „Ahnten Sie, Elise, welch' ein Vorzug diese schlichte fromme Bescheidenheit ist, Sie würden meine Bewunderung und mein Glück begreifen, meine himmlische Prinzessin!“

„Ach, nicht so, Ludwig! es ist eine Sünde, mich himmlisch zu nennen!“ flüsterte sie mit leisem Vorwurf. „Sie sollen nicht sündigen, wenn Sie bei mir sind! Ich will Sie immer gut und fromm und edel sehen, wie ich Sie mir von jeher gedacht habe. Und wenn Sie mich vollends gar Prinzessin nennen, dann ist mir immer, als stehe Frau v. Ziegau mit ihrem förmlichen kalten Gesicht, das aussieht wie ein gefrorenes Lächeln, dort vor uns und sehe mich an, als ob sie mich verrathen wolle. Sie sollen mich 'Du' nennen, Ludwig! ich will nichts seyn als Ihre kleine Elise, Ihre liebe Elisa, wie Sie mein lieber, mein einziger Ludwig sind, der beste theuerste Mann für mich auf der ganzen Welt ….“

— „O liebe, liebe theure Elise! meine süße kleine Fee!…“

„So! dieß lasse ich mir besser gefallen! Das klingt so lieb und traut, so herzenswarm! Das macht so glücklich, daß man … daß man so sterben möchte!“ flüsterte sie und streichelte mit ihrer winzigen Hand seine Wange. Und er beugte sich zu ihr herab, denn sie hatte ihn längst neben sich auf das Sopha gezogen, und hauchte ihr einen innigen Kuß auf die Stirne, der ihr ganzes Antlitz mit einem unbeschreiblichen Widerschein innern Glückes über-

fluthete. — „Sehen Sie, Ludwig, während Sie fort waren und ich nur heimlich Ihre lieben, geistvollen, lehrreichen Briefe lesen konnte,“ fuhr sie fort und ihre Züge verriethen die reinste Kindes-Unbefangenheit, — „da machte ich mir oft die seltsamsten Gedanken und Träume Ihretwegen. Ich hegte Wünsche, so unsinnig und sonderbar, daß ich mich beinahe scheue, dieselben Ihnen zu gestehen, weil sie so gar kindisch waren, und doch . . . doch waren sie so hübsch, so verführerisch. Darf ich sie Ihnen gestehen, Ludwig?“

— „Sie sollen sie mir sogar mittheilen, meine süße Elise! ich will einen tiefern Einblick in Ihr Herzens- und Seelenleben thun . . . .“

„Aber Sie lachen mich nicht aus, nicht wahr? . . . . Nun sehen Sie, lieber Freund, wenn ich oft am späten Abend oder in der Nacht allein war — denn leider war dieß die einzige Zeit wo ich mir selber angehören durfte — da setzt' ich mich am liebsten an das Fenster meines Schlafzimmers, das nach dem Schloßgarten hinausging, schaute in die stille Mondnacht hinaus, die dämmernd über dem Schloßgarten lag, und träumte wachend. Und dann kam mir mein Leben hier so kalt und frostig vor, so leer und öde, so alles Inhalts baar, ein steter Kreislauf nach der Uhr von Essen und Trinken, Lesen, Lernen, Gähnen, Tanzen, — ein ganz zweckloses Daseyn ohne Nutzen für Andere, ohne innere Befriedigung für uns selbst, ein schleppend ödes Tagewerk, das nur krankhafte Launen weckt. Dann sehnte ich mich nach einem Wirkungskreise, wie Sie ihn hatten auf Ihrem schönen Gute im Rheingau, das ich mir so reizend denke; nach einer Stellung, wo ich mich Anderen nützlich machen und ihren Dank verdienen könnte, wo ich erst arbeiten müßte, um Appetit zu haben und mir mein täglich Brod zu verdienen; wo ein freundlicher Blick und ein wohlwollendes Wort mir die innere Befriedigung bestätigte, welche mir das Bewußtseyn der treuen Erfüllung einer Pflicht verlieh. Und wissen Sie, Ludwig, was ich dann am liebsten gewesen wäre?“ setzte sie hinzu und blickte ganz vertrauensvoll und naiv zu ihm auf, dessen Auge mit ganzer Spannung von Gemüth und Verstand an ihrem Antlitz hing.

— „Nun?“ fragte er.

„Ach, es wird in Ihren Ohren thöricht klingen,“ erwiderte sie etwas verlegen und gesenkten Blickes; „denken Sie sich nur,“

fuhr sie zögernd fort, „am liebsten hätte ich einen Pfarrer geheirathet, und hätte auf's Land ziehen mögen und Kranke und Arme leiblich verpflegen und Wohlthaten aller Art ausstreuen und die Bemühungen des Pfarrers unterstützen und so in stillem engem Kreise Segen und Wohlthun um mich her verbreiten."

Ludwig war tief gerührt von diesem Einfall und drückte die Prinzessin innig an sich, während er ihr billigend zulächelte.

„Wie? Sie lachen nicht, Ludwig?"

— „Mit nichten, Elisa! Diese Idee ist so schön und so trefflich, so ganz Ihres Herzens würdig, daß es Entweihung wäre, darin nur einen blosen Traum zu sehen!" erwiederte er. „Das ist das Erwachen eines Gemüths, das nicht blos sich und seinen Affekten, sondern das zum Heil und Segen der Mit- und Nachwelt leben will. — Und wen dachten Sie sich dann als Pfarrer an Ihre Seite?"

„Wen? Wie mögen Sie nur fragen, Ludwig? Wen anders als Sie, der mich gelehrt hat, daß unser höchstes Glück darin besteht, Andere zu beglücken und die Saat des Menschenwohls in unserem Kreise reichlich auszustreuen? — Zwar wußt' ich wohl, daß Sie Katholik sind und nicht mein Pfarrer werden konnten, und darum blieb es ein Traum, aber dennoch war es ein so schöner, einschmeichelnder Traum!...."

— „Aber er kann doch theilweise Wirklichkeit werden, meine theuerste Elise!" entgegnete Ludwig lebhaft. „Es gibt ein Priesterthum, das höher steht als das der Kirche, das ist das Priesterthum der Humanität; dieß kennt kein Cölibat und keine Weihen, keinen Sprengel und kein Gelübde, und dazu ist von Natur aus jedweder Mensch von Gefühl und Gewissen, von Herz und Gemüth berufen und geweiht. Ein solcher Priester im Dienste der Humanität zu werden, meine herrliche Elise, das ist ja *mein* Streben, *meine* Ambition, und diesen Priester dürfen Sie heirathen und seinen Wirkungskreis theilen, den er allenthalben findet, so weit nur seine Adamsbrüder wohnen. *Unser* gemeinsamer Sprengel, ob enger oder weiter begrenzt, ist allenthalben, wo wir nur Auge und Herz offen haben für Leid und Trübsal, Finsterniß, Sünde und Knechtschaft, die uns umgeben."

„Oh wahr, sehr wahr!" rief Elise; „aber auf Ihrem Gute, so allein mit Ihnen, in einem engern ausschließlichen Wirkungs-

kreise, nur uns selbst genügend .... o Ludwig, wie schön, wie verführerisch ist dieser Gedanke!"

— „Und Sie würden von Ihrem Range herabsteigen, um meine Gattin zu werden?" fragte Idstein lebhaft. „Elise, ist es möglich?"

„Ei, wie mögen Sie nur fragen, Ludwig?" rief sie verwundert. „Herabsteigen? Oh, Sie steigen ja zu mir herab, und ich will zu Ihrer Höhe hinaufgehoben werden! Wie ist die Welt doch so verkehrt in Dem, was sie oben oder unten nennt! Oben ist nur was dem Himmel zustrebt, dem Lichte, der Reinheit, dem Aether entgegen, und dort ist Ihr Herz, Ihr Sinn, Ludwig! — Glauben Sie denn, ich sey so thöricht und so uneigennützig, so frei von aller Selbstsucht, daß ich Sie nur bewundern und lieben könnte ohne jeglichen Wunsch, Sie auch zu besitzen?"

— „Meine herzige, herrliche, theuerste Elise! wie glücklich machen mich diese Worte!" flüsterte er und küßte wiederum diese reine Stirne, diese klaren unschuldigen Kindesaugen, die groß und sprechend zu ihm emporblickten. „Also mein, Elise? mein für's ganze Leben?"

„Nein, Dein für immer — für Zeit und Ewigkeit!" flüsterte sie; „sonst wäre es kein rechter Bund nach dem Herzen Gottes. Erinnern Sie sich nicht mehr des Stammbuchblattes, das ich Ihnen geschrieben habe? 'Lieb ist stark wie der Tod; ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen noch die Ströme sie ersäufen!'.... Und sagt nicht der Geistliche vor dem Altar zu dem Brautpaare: es solle eines das andere zum Himmel führen? Darin liegt ja schon der Wink, daß man nicht mit der Liebe spielen soll, sondern daß sie etwas Heiliges ist, dem der göttliche Segen durch den Priester am Altare ertheilt wird?"

— „Engel! Engel! herrliches Wesen!" flüsterte Ludwig und drückte die Prinzessin an sich. „Und Du, Du willst also mein seyn, geschehe auch was da wolle?"

„Ich bin ja schon Dein, Ludwig! schon längst! Ich habe mir gelobt, Dich zu lieben wie ich keinen anderen Menschen mehr lieben kann; ich hatte das Gelübde gethan, ich wolle Dich vergessen machen, was eine Andere an Deinem treuen Herzen gefrevelt hat — Du siehst, ich weiß was diese Baronin Thannheim Dir gethan hat, und darum schnitt es mir wie ein Schwert in

die Seele, als ich sie heute wieder freundlich mit Dir thun sah, und Du gedankenvoll neben ihr saßest und zu Boden blicktest, den Kopf zur Seite geneigt und doch kein Wort verlierend. Und sieh, der tief-stechende Schmerz, der mir durch die Seele zog, als ich Dich neben der Treulosen sah und als ich wahrnahm, wie ihr Auge verstohlen an Dir haftete und sie Dich selbst über der Tafel nicht aus dem Auge ließ mit ihrem Basiliskenblick, — der Sturm der darob in mir entstand, daß ich hätte aufschreien mögen vor Jammer, — diese gewaltige Erschütterung meines Innern haben mich allein hingerissen, Dich hieher zu bescheiden .... Ich mußte Dir sagen, daß Du nicht mehr zu ihr zurückkehren darfst, die Deiner unwürdig ist, daß Du mich .... nein, daß ich Dich .... o Gott, ich weiß nicht was ich da rede. — Aber dieß eine weiß ich, daß ich so glücklich bin über Deine Liebe, daß ich alles, alles Leid der Zukunft ertragen kann in dem Glauben, ich werde nie aufhören Dich zu lieben, und in der Ueberzeugung von Deiner Liebe, in dem Stolz und der Freude, von Dir geliebt zu werden!"

— „O mein einziges theures Leben, meine Elise! Und Du schwörst mir ...."

„Halt, nicht schwören, mein Ludwig! Ein Schwur ist ein so ernstes Ding! es ist eine Sünde, den Namen Gottes vergeblich führen!" flüsterte sie halb tadelnd, halb schmeichelnd. „Und wozu auch schwören? was soll ich Dir denn noch betheuern, Du guter lieber Mann?"

— „Daß Du mein seyn willst und keinem Andern! daß sie Dich nicht von mir losreißen sollen! ...."

„Ja kannst Du denn daran noch zweifeln, nach Allem, was ich Dir gesagt habe?" fragte sie staunend.

— „Aber bedenke, mein theuerstes Mädchen, daß man auf Deine Verheirathung denkt; daß man Dich zwingen wird! Und die Erbprinzessin, Deine durchlauchtigste Mutter, ist so stolz und mir persönlich nicht sehr gewogen!"

„Sie wird Dich schätzen lernen, wenn sie sieht, daß Du mich liebst, und wie sehr ich Dich liebe," sagte Elise ganz zuversichtlich. „Und Papa ist Dir gut, und Großpapa auch, und sie werden mich nicht unglücklich machen wollen. Aber darum mußt Du jetzt kühn vor Papa und Mama treten und um meine Hand anhalten!"

Ludwig ward überrascht. „So unvermittelt?" fragte er; „würde dieß nicht alles verderben?"

„Verderben?" wiederholte sie; „bist Du nicht meiner sicher?"

— „Aber man wird mich vom Hofe und aus dem Lande verweisen und Deine Verheirathung mit einem Fürstensohne beschleunigen!"

„Meinst Du?" fragte sie kleinlaut und der Schreck erfüllte ihre Augen mit Thränen; „bist Du denn nicht von ebenso gutem und altem Adel wie irgend einer unsrer Reichsunmittelbaren? Bist Du nicht reich genug, um uns Beiden ein bescheidenes stilles Daseyn zu sichern? Stehst Du an innerem Adel nicht vielleicht über manchem Dynasten? . . . Doch, was gräm' und sorg' ich mich da? Du bist ja viel weiser und erfahrener als ich, und wirst besser wissen, was zu unserm Glücke frommt! Handle Du nach Gutdünken, aber bleib' nur hier, am Hofe! Geh' nicht wieder; o, es ist so süß und beglückend, bei Dir zu seyn."

— „Laß mich nur gewähren, meine theure Elise! ich hoffe alles noch zum erwünschten Ziele zu führen. Ich werde nun einen Fürsprecher, einen Vertrauten zu gewinnen suchen!"

„Nein, ich bitte Dich! weihe niemand ein in dieses holde Geheimniß — niemand soll es theilen als Adelheid, auf die ich vertrauen kann! O, ich würde nicht mehr aufzublicken wagen, wenn ich ahnen müßte, daß ein anderer Mann noch vor meinen Eltern erführe, was Du mir bist!"

— „Aber Dein Oheim Heinrich! ihm wäre schon zu vertrauen! Er ist mir gewogen und er muß ja sehen, daß die Zeitereignisse gewaltig an den Thronen rütteln und an dem alten Fürstenrechte . . . ."

„Oheim Heinrich?" fragte die Prinzessin und konnte einen Zweifel nicht verwinden; „er ist wohl gut und freundlich, aber schwach. Glaub' mir, mein liebster Mann, auf ihn ist kein Verlaß, sobald er Widerspruch erfährt. Ich kenne ihn."

— „Dann wüßt' ich eine andere Fürsprecherin, die bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten viel vermag und auch unsere Verbindung durchsetzen könnte — die Thannheim!"

Elise erblaßte. „Die Thannheim?" wiederholte sie mit einer Mischung von Entsetzen und Ueberraschung! „sie, die Treulose? das gefallsüchtige buhlerische Geschöpf, das sich in das Herz und

Vertrauen des durchlauchtigen Großpapa eingedrängt und den Frieden unseres Hauses zerstört hat?!"

„Sie ist vielleicht nicht so schlimm, als Du sie hältst, Elise!" erwiderte Idstein. „Kein Mensch ist so schlecht, daß er nicht auch seine guten Eigenschaften hätte. Und die Baronin Thannheim war doch eigentlich mehr das Opfer der Ränke und Kabalen ihrer Tante Ferneck und ihres eigenen eitlen und unerfahrenen Herzens, als einer absichtlichen oder angeborenen Verworfenheit.... Ich selbst habe gewiß keinen Grund, ihr hold zu seyn und zu vertrauen; allein dennoch will es mich bedünken, als ob nachgerade der Zeitpunkt gekommen sey, wo die Baronin Thannheim aus der angenommenen Sonderstellung in dem fürstlichen Haus- und Familienkreise heraustreten und sich mit ihren Stiefkindern und Enkeln freundlich stellen und ein innigeres, Vertrauen-erweckendes Verhältniß anbahnen möchte. Und darum bin ich überzeugt, daß unsere Liebe an ihr eine warme Fürsprecherin bei dem durchlauchtigsten Herrn finden würde, weil sie die Gelegenheit, sich wenigstens zwei Herzen an diesem Hofe zu innigem Danke zu verpflichten, sicher mit Freuden und Beeiferung benützen dürfte."

— „Wohl möglich," entgegnete die Prinzessin in einer eigenthümlichen Aufregung. „An der Beeiferung der Baronin, wo es den Herrn von Idstein gilt, für den sie noch immer eigenes Interesse fühlt, zweifle ich keinen Augenblick. Allein ich glaube mir und meinem Stande schuldig zu seyn, daß ich dieser Person nie etwas verdanken darf. Ich werde mich nie so weit heruntergeben, aus ihrer Hand eine Wohlthat zu empfangen."

„Aber wenn es unser beider Lebensglück gälte, Prinzessin? Wenn am Ende kein anderes Mittel mehr übrig bliebe?"

— „Nein, es gibt noch andere Mittel, mein theurer Freund! Allein selbst im entgegengesetzten Fall will ich von jener Person keinen Freundschaftsdienst, denn ich verabscheue sie."

Die Prinzessin sah den schmerzlichen Zug, welcher bei diesen Worten um Ludwigs Mund zuckte; sie hörte den leisen Seufzer, der sich seiner Brust beinahe unwillkürlich entrang. Sie bereute die Worte, die sie gesprochen, und die Entschiedenheit, womit sie ihre Abneigung kundgegeben hatte; aber sie fühlte sich in diesem Augenblick und jener Person gegenüber allzu sehr als Prinzessin von Geblüt, und nahm keines jener Worte zurück.

Allein sie hatte keine Ahnung, was in dieser einzigen Minute, während welcher das Gespräch stockte, in Idsteins Herzen vor sich ging, welche Zweifel sein Gemüth durchwühlten.

Sie ist eben auch nur eine Prinzessin! sprach er zu sich selbst. Sie ist ein gutes Kind, aber in diesem einen Punkt eben auch verzogen, großgesäugt mit Ahnendünkel und Standesvorurtheilen, erfüllt von einem Bewußtsein, das mehr historischen als rationellen Grund hat. Sie ist in diesem Stücke noch fern von meinem Ideal und meinen Ansichten, und wer weiß, ob ich sie je mit denselben versöhnen werde.

„Lassen Sie uns das Beste hoffen, meine theuerste Prinzessin," sagte er nach einer kleinen, aber peinlichen Pause. „Wozu die kostbare Zeit dieser kurzen Stunde eines längst ersehnten Wiedersehens mit solchen Erörterungen vergeuden? Vertrauen wir auf das Glück, auf den Glücksstern der Liebenden, auf günstigere Zeiten und Gelegenheiten! Es kann, es wird ja noch alles gut werden, wenn nur wir selbst uns immer gleich und treu beiben!"

— „O mein theurer lieber Freund!" flüsterte die Prinzessin und beugte sich auf die Hände des Barons herab, auf die sie ihre Stirne, ihre Lippen legte; „wie könnt' ich anders werden gegen Sie? Sie sind mein einziger Freund, meine einzige Freude und Hoffnung, Idstein! Meine einsame freudlose Jugend hat nur durch Sie Licht und Leben erhalten; die Bewunderung für Sie war der einzige Sonnenstrahl, um den Ernst zu mildern, der so frühe schon mein Gemüth heimgesucht hat. Ihre Stärke, mein theurer Freund, ist die treue sichere Stütze, zu der es mich sehnsüchtig und in dunklem mächtigen Triebe hinzieht . . . ."

„Elise, wie glücklich machen Sie mich durch dieses Geständniß, den Abglanz meiner eigenen Gefühle für Sie! — O meine theure Prinzessin, wenn das Leben für mich einen höhern Werth hat als vordem, so verdank' ich dieses freudige Daseyn nur Ihnen!" flüsterte er und sank wieder vor ihr in die Kniee, ihre Hand an sein Herz und an seine Lippen zu drücken.

In diesem Augenblick pochte es leise an der Thüre und Adelheid v. Gamming trat wieder ein. „Verzeihung, daß ich störe, Durchlaucht," sagte sie; „aber mein Mädchen meldet mir, daß Frau v. Ziegau auf dem Wege hieher ist. Man darf den Vetter Idstein nicht hier treffen. Also hier herein, Vetter, in

diese Garderobe, und sobald Sie die Stimme der Oberhofmeisterin hier im Salon hören, bringt Sie die kleine Thüre jenseits in das Vorzimmer und von da auf den Corridor, wo Sie sich unbemerkt entfernen können."

28.

Was sich der Hof erzählt.

Herz und Kopf noch erfüllt von den Gedanken und Erinnerungen, welche die eben gehabte Unterredung mit der Prinzessin Elise in ihm angeregt hatte, erging sich Idstein in der Abenddämmerung in den einsamen leeren Straßen der kleinen Residenzstadt, und dachte über das jüngst Erlebte und seine künftige Fortentwicklung nach. Da legte sich, als er in einer der äußersten Straßen der Stadt hinschleuderte, mit einem Male eine kräftige Hand auf seine Schulter, und eine befreundete Stimme rief: „Warum so allein, Herr v. Idstein? Sind Sie ein peripatetischer Philosoph, oder erwarten Sie hier in dieser fernen Straße zwischen den Gärten ein Liebchen?"

„Ah, Sie sind es, Leuchsenring?" rief Idstein, und stieß den Degen, den er unter dem Mantel schon halb gezückt, wieder in die Scheide; denn damals wimmelte es zu Stadt und Land von Strolchen aller Art, denen die Polizei zu ohnmächtig und die redliche Arbeit zu mühsam war; „weder das Eine noch das Andere, mein Freund! sondern ich verdaue — ich war bei der Hoftafel, und hänge nun meinen Boa-Constrictor-Empfindungen nach!"

— „Dazu gehen Sie aber beinahe zu rasch, lieber Idstein!" sagte der Hofarzt. „Allein um so besser, daß ich Sie treffe. Begleiten Sie mich nach Hause, um bei mir ein Pfeifchen Knaster zu rauchen, ein Schälchen Kaffee zu trinken und ein Stündchen gemüthlich zu verplaudern. Das befördert die Verdauung besser, als solch ein wilder Gang durch den windigen kühlen Abend!"

„Topp, ich gehe mit, denn ich fühle ein Bedürfniß nach Austausch und Zerstreuung. Ich habe die paar Tage meines Hierseyns so sehr der Convenienz leben müssen, daß ich mich wirklich und wahrhaft nach einem herzlichen Austausch mit einem Freunde sehne."

Eine Viertelstunde später saßen beide Männer in des Hofarztes behaglich erwärmtem Studierzimmer und plauderten von allerlei Dingen. Die Bewegung in Frankreich nahm von Tag zu Tag riesigere Verhältnisse an, und drohte dem deutschen Reiche mit Krieg; der spätere Einfall Cüstine's in das Rheinland ließ sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, und mußte getheilte Empfindungen erwecken: die eine Partei sah in den Franzosen nur die Befreier aller Völker, welche mit dem Wahlspruch: 'Friede den Hütten, Krieg den Palästen!' kommen würden, den alten Wust der Reichsverfassung und der Vielherrschaft auszufegen und eine volksthümliche einheitliche Regierung in Deutschland einzuführen; — die andere Partei sah in den Franzosen nur gottvergessene Empörer, die vom Erdboden vertilgt werden müßten, wie namentlich von oben herab und von den Kanzeln herunter die französische Staatsumwälzung charakterisirt wurde, und eine dritte Partei, zu welcher die ganze träge stumpfe Masse des Volks gehörte, sah in dem drohenden Kriege nur ein allgemeines Unglück, und glaubte dasselbe durch jedes mögliche Opfer abkaufen und abwenden zu müssen.

Diese Zustände lieferten unseren beiden Freunden Leuchsenring und Idstein Unterhaltungsstoff genug. Leuchsenring als Ausländer hatte sich in Waldau nie ganz heimisch gefühlt und die kleinen und kleinlichen Verhältnisse dieses Landes immer mit einer gewissen Geringschätzung behandelt, welche sich auch jetzt wieder in seinen Aeußerungen über den Hof und die neuesten Staatsmaßregeln geltend machte.

„Der Krieg ist unausbleiblich," sagte er; „eine Invasion der deutschen Grenzlande von Frankreich her ist dort zu einer Nothwendigkeit geworden; man muß die müssigen hungernden Massen beschäftigen und von der Hauptstadt ableiten, wo ohnedieß schon Gährungsstoff genug vorhanden ist, und das einzige Mittel zu einer solchen Ablenkung ist ein Krieg, ein Invasionskrieg nach außen. Die französischen Staatsmänner begreifen dieß wohl; es gilt, das hungerige Volk auf eine fremde Waide zu führen und ihm zugleich durch Siege eine gewisse Trunkenheit zu geben, damit es für den Nationalstolz empfänglich wird und sich mit dieser schönen Idee ködern läßt. Sehen Sie, Freund, die Franzosen verstehen es; der Augenblick ist trefflich gewählt zu einem Eroberungskriege, denn die Westgrenze ist schutzlos, und was ist über-

haupt von unserer Reichsarmee zu erwarten, diesem bunt zusammengewürfelten Haufen von ungleicher Bewaffnung und Anordnung, wo der eine Grundherr drei, der andere zehn Mann stellt, dieses Kloster den Lieutenant, jenes das Pferd?! Wo es an Offizieren, an Gemeingeist, an Allem fehlt, was eine Heerverfassung ausmacht und zur Wehrhaftigkeit eines Volkes gehört?"

— „Die Reichsarmee ist auch nur ein Begriff, ein Wort auf dem Papier," erwiderte Idstein; „es wird der Reichsarmee nicht gelingen, falls sie jemals auf die Beine gebracht werden könnte, auch nur eine Quadratmeile Landes den Franzosen streitig zu machen. Sie ist bei uns selber der Kinderspott für alle Einsichtsvollen; aber getrauen Sie sich, auf das Kaiserhaus Oesterreich und auf die Krone Preußen größere Hoffnungen zu setzen? Hat nicht die alte instinktive Zwietracht zwischen beiden neue Nahrung bekommen durch den Fürstenbund, den Friedrich II. von Preußen angestiftet, um Oesterreichs Ansehen zu schwächen? Fürwahr, wohin in diesen Tagen auch ein deutscher Patriot blicken mag, überall begegnen ihm solch trostlose Zustände, daß er Blut weinen möchte! Was soll aus dem deutschen Lande und Volk noch werden?"

„Ein einiges Volk von Brüdern jedenfalls," entgegnete Leuchsenring; „aber nicht in einem Jahre oder Jahrzehnt, sondern in einem Jahrhundert, und nicht auf dem Wege innerer friedlicher Reform und durch weise Fürsten, sondern auf dem Wege blutiger äußerer Kriege und tiefgehender innerer Erschütterungen; Deutschland wird einig werden und frei, nicht durch einen seiner Fürsten, sondern durch einen Glückssoldaten, der es aus fremder Knechtschaft und aus der Hörigkeit seiner eigenen Fürsten befreit, — einig und groß durch einen deutschen Cromwell!"

Idstein erschrack beinahe vor dieser kühnen Idee und sagte: „Da sey Gott vor! ehe dieß geschähe, müßte man in Deutschland erst im Blut waten. Wie können Sie als Patriot, als Humanist so reden?"

„Das eben ist der Fluch, der auf den deutschen Herzen jetzo lastet," rief Leuchsenring lebhaft, „daß der Patriot über die Zerrissenheit, Ohnmacht und Fäulniß des deutschen Reiches so knirschen und erröthen, und daß der Menschenfreund wünschen muß, es möge ein Sturm von außen dieses morsche faule Staatsgebäude über den Haufen werfen! Sie begreifen mich, lieber Baron, wenn ich Ihnen sage, wie ich oft in einsamen Stunden mich schier in ver-

zweifelnder Wuth darüber aufreibe, daß unser herrliches, kräftiges Volk von Deutschen so gar ohnmächtig und elend dastehen soll, und von fremder Politik zertheilt und gelähmt ist; daß es bedroht und gleichsam bestimmt seyn soll, von den fremden Horden der Welschen überfluthet und besiegt zu werden, blos weil die Franzosen eine einige Nation sind, während in Deutschland jeder Kreis und jeder Grundherr andere Interessen, meist rein dynastische, hat und einer den anderen zu verrathen bereit ist, nur um selber dabei zu gewinnen! Sie werden, gleich mir, selbst schon gefühlt haben, welch bitterer Fluch es ist, daß man als Menschenfreund wünschen möchte, ein Kriegszug der Franzosen möge diesen alten Wust der deutschen Reichsverfassung über den Haufen werfen, während man als Patriot selber diesen Wunsch wieder verdammen muß als Hochverrath. Sind das nicht Dinge, welche Einen entweder demoralisiren oder wahnsinnig machen möchten?"

Idstein zuckte schweigend die Achseln; auch er hatte schon ähnlich gedacht und gefühlt. „Leider haben die deutschen Fürsten viel, ja vielleicht alles an diesen Zuständen verschuldet, und verdienten daß ihnen die Throne und Schlösser unter den Füßen zusammenbrächen!" sagte er dann. „Allein wenn man dann sieht, wie von einem derartigen unausbleiblichen Schicksalsschlag auch Fürsten betroffen werden würden, wie unser durchlauchtiger edler Fürst Johann Heinrich, dieser Mann voll Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, dann lehnt sich das Gewissen in uns auf und bezeichnet auch diesen Wunsch, diese Sehnsucht als Frevel! Das kleine Waldau ist doch nächst Gotha noch das bestregierte Ländchen in dem deutschen Reiche!"

„Ja wohl," sagte Leuchsenring sarkastisch; „wir haben die Leibeigenschaft aufgehoben, wir haben die Ambition, keine Schulden zu haben, keine glänzenden Feste zu veranstalten und keine Tänzerinnen zu halten; wir leben gut bürgerlich und lassen sebst am Kammertisch nicht mehr als zwei Flaschen Wein per Kopf zu, damit das heillose Saufen nicht überhand nehme. Wir briefwechseln mit einem halbverrückten sentimentalen Schneidergesellen, der nun ein Augenarzt und Denker und Staatsökonom geworden ist; aber wir haben nichts dafür gethan, daß das Volk wehrhaft gemacht und tüchtig geschult werde, daß die Presse frei sey, und daß die künftigen Herrscher dieses Landes eine Erziehung genießen, die sie befähigt mache, dereinst unter schwierigeren Zeitverhältnissen, als

der seitherige schier fünfzigjährige Friede war, segensreich und einsichtsvoll zu regieren!"

— „Sie sind bitter, Leuchsenring!..."

„Ja, von Herzen bitter!" entgegnete dieser. „Fürst Johann Heinrich war früher ein guter Regent, ein Vater seines Volks, ein Muster für seine Brüder auf den Thronen. Allein seine Zeit ist vorbei. Jede Zeit heischt ihre eigenen Männer und gebiert daher dieselben. Aber was kann in einer Krisis wie die jetzige, wo jeder Tag mit neuen Ereignissen schwanger geht, ein decrepiter Greis dem Lande und der Zeit frommen? ein Greis, der die neue Zeit nicht mehr versteht, der urtheils= und willensschwach geworden ist, der den Eigensinn der Beschränktheit und des Alters für Willensstärke, und das blinde Vorurtheil für Ergebniß ruhiger, besonnener, vernünftiger Erwägung nimmt? Ein Greis, der wie ein Spielball hin= und hergeworfen wird zwischen einer kleinen Partei von Höflingen, die sein Vertrauen in politischen Dingen genießen, und einem leidenschaftlichen Weibe, das sich an seiner Seite unbefriedigt, unglücklich fühlt?"

— „Oh, nicht doch!" rief Idstein; „Sie treten dem Fürsten zu nahe. Er ist noch immer wie ehedem der Typus reiner Herzensgüte!"

„Herzensschwäche!" fuhr Leuchsenring auf, und warf seine Thonpfeife voll Entrüstung an den Boden. „Sehen Sie, lieber Idstein! ich als Arzt kenne gewiß die Zustände unseres durchlauchtigen Herrn am besten, und wüßt' ich nicht, welch ein wackerer Mann Sie wären, so spräch' ich nicht mit Ihnen darüber. Aber ich sage Ihnen: es ist ein Unglück für jeden Staat, wenn sein Regent zu alt wird. Ihre Erinnerungen, lieber Baron, wurzeln noch in jener schönen Zeit tiefen Friedens, wo hier in Waldau am Hofe und im Staat ein patriarchalisches Leben herrschte, im kleinen Kreis sich alles glatt abspielte, und wo die Nachwirkung des ernsten Willens einer geistvollen Frau alles in seinem Geleise erhielt. Allein seitdem ist alles anders geworden. Die Langeweile ist zur Stagnation ausgeartet, und die zweite Heirath hat den Familienkreis zerrissen. Der alte Herr ist schwach und geizig geworden; er ist froh, wenn man ihn mit Staatsgeschäften verschont. Diese bleiben seinem Günstling, dem allmächtigen Minister Wilhelm v. Adelsberg, und dessen Bruder überlassen, die sich dabei wohlbefinden und nicht gerade gewissenlose Männer sind, auch glücklich zwischen

den östereichischen und den preußischen Einflüssen hindurchlaviren. In allen anderen Dingen aber beherrscht ihn die Baronin Thannheim, zumal seit sie Mutter eines Sohnes ist. Zwischen ihr und der Erbprinzessin ist erklärter Krieg; Natalie hat viel von dem Charakter ihrer verstorbenen Tante und Schwiegermutter: sie ist klug und geistvoll, ehrgeizig und von einer großen Thatkraft, oft unbesonnen, aber immer zähe an dem einmal begonnenen haftend. Sie beherrscht den charakterschwachen Erbprinzen, und glüht von Begierde nach dem Regiment. Der alte Fürst lebt ihr zu lange und sie kann es nicht verwinden, daß sie sich unter eine Person demüthigen soll, die, wie die Thannheim, nur von dem ritterschaftlichen Adel abstammt. So stehen denn diese beiden Frauen, einander wechselseitig belauernd, sich schlagfertig gegenüber und reiben sich gegenseitig auf in offenem und heimlichem Kriege, jede von einer Rotte von Spionen, Zuträgern, Horchern, Speichelleckern umgeben, jede der Mittelpunkt eines Kreises, der in sich einig zu seyn behauptet und doch mit dem Gegenpart liebäugelt, um es nicht mit ihm zu verderben. Einerseits Abenteurer und Nepoten der Familie Kaisersheim um die Thannheim geschaart, anderseits die durch die Folgen der Mißheirath des Fürsten ihm entfremdeten Prinzen und Anverwandten des Regentenhauses sich wie eine Phalanx an den jungen Hof anschließend, wo die Erbprinzessin Galle und Gift braut vor Groll darüber, daß ihr Gemahl und sie von den Regierungsgeschäften gänzlich ausgeschlossen sind. Die Erbprinzessin einerseits beim Kaiserhofe allem aufbietend, damit der Thannheim die ersehnte Würde einer Reichsgräfin nicht verliehen werde, — die Thannheim anderseis bemüht, den Fürsten durch Klatschereien und Zuträgereien gegen seine durchlauchtige Schwiegertochter aufzuhetzen. Dabei zwischen beiden noch der schwache Prinz Heinrich, der überall vermitteln möchte und bei keiner Partei Vertrauen genießt, und der Prinz Ludolph, welcher mit der Thannheim und der Erbprinzessin zugleich korrespondirt, der einen Liebesbriefe schreibt, die andere zum Anschluß an die preußische Politik zu gewinnen sucht und dabei im Grunde sicher gar nichts anderes sucht als seinen eigenen Vortheil. Sagen Sie selbst: sind das Zustände, bei denen unser Einem wohl werden mag, oder die Interessen des Landes gefördert werden mögen?“

— „Allerdings ein trauriges Bild, das Sie mir da entwerfen,“ erwiderte Idstein gedankenvoll. „Also auch hier an dem

Hofe des anspruchslosesten deutschen Fürsten, der das beste Herz für seine Unterthanen hatte, ganz dieselbe Ohnmacht und Schwäche, dieselbe Stagnation alles geistigen Lebens, derselbe kleinliche Kampf der Privatinteressen, wie an allen übrigen Höfen!"

„Ganz dasselbe; man tanzt dort auf einer geladenen Mine, und schläft und gähnt hier auf dem Pulverfasse," sagte Leuchsenring. „Der einst so strebsame Fürst ist stumpf geworden, heruntergesunken zu einer rein vegetativen Existenz, die in eine langsame Auflösung übergehen wird. Aber er wird während dieses langsamen Erlöschens die Zügel der Regierung sich nicht aus der Hand winden lassen, denn an dem einen hält die Thannheim, an dem andern die Brüder Adelsberg. Und mittlerweile verzehren sich die Erben des Thrones in getäuschter Erwartung und in Verbitterung."

— „Aber die Thannheim könnte noch am ehesten etwas Gutes leisten, wenn sie Freunde fände, welche ihr den rechten Weg zeigten. Adelsberg ist ein Mann von seltenem Verstande und hat seine guten Eigenschaften. Wenn die Thannheim unter Einflüsse geriethe, welche ...."

Leuchsenring fiel seinem Freunde rasch in's Wort: „Mein lieber Idstein, lassen Sie sich nicht mit ihr ein!" sagte er. „Ich lese in Ihren Gedanken: Sie dachten daran, vielleicht auf Grund alter Freundschaft und Vertraulichkeit bei der Baronin einen günstigen Einfluß geltend zu machen. Aber bleiben Sie ihr fern und diesem Kriege zweier erbosten leidenschaftlichen Weiber. Die Baronin Thannheim ist nicht mehr, was das sanfte heitere Hoffräulein einst war. Die Schule des Lebens ist ein wunderlich Ding; an dem einen Menschen schleift sie alles taube Gestein ab und bringt den Edelstein der Seele in seinem vollen reinen Glanz zu Tage; an dem andern Menschen trübt der giftige Hauch der Leidenschaften alle glänzenden Flächen, und die Reibung und der Kampf zerstören die harmonische Gestaltung des reinen Krystalls. Die Thannheim ist eine Kokette, ein ehrgeiziges eitles Weib; nicht im Stande, durch innern Werth die allgemeine Achtung zu gewinnen, will sie sich dieselbe durch äußere Mittel erzwingen, und verlangt so das Unmögliche oder begnügt sich mit dem Schein, und an Heuchlern fehlt es ja nirgends, wo etwas zu gewinnen ist, — an Heuchlern, welche ein eitles, leidenschaftliches Weib in dem bestätigen, was es zu sein oder zu erscheinen bemüht ist.... Sie

aber, mein Freund, sind zu gut, um unter diese Klasse geworfen zu werden. Sie müssen sich daher fern von beiden Kreisen halten."

„Sie mögen recht haben, Leuchsenring," entgegnete Idstein gedankenvoll. „Und doch gestehe ich Ihnen, daß ich auf meinem einsamen Spaziergang vorhin andere Gedanken hegte. Ich träumte davon, auf die Thannheim so viel Einfluß auszuüben, daß sie hier in Waldau ein neues, zeitgemäßes Regierungssystem einführte und den Unterthanen allmählig all jene Wohlthaten gewährte, welche das Naturrecht erheischt und die zur Beseitigung großer Krisen und tiefgehender Umwälzungen nothwendig sind. Die Baronin ist nicht ohne Ehrgeiz, und es kann für die Ambition einer Frau kein schöneres Ziel geben wie das: als die Wohlthäterin ihres Vaterlandes sich in der Geschichte zu verewigen. Caroline wäre für diese Idee sicher sehr empfänglich gewesen .... Sie lächeln, Leuchsenring? Sie glauben dieß nicht?"

— „Nein, wahrlich, darin stimm' ich Ihnen nicht bei, lieber Freund," versetzte der Hofarzt mit einem sardonischen Lächeln. „Sie sind ein ganz famoser gediegener Kopf, lieber Idstein, und mögen viele Weltkenntnisse haben, aber in der Menschenkenntniß und namentlich in der Kenntniß der Frauen sind Sie noch kein Meister. Sie trauen der Thannheim zu viel Gutes zu, und Sie dürfen ein solches Weib nicht nach Ihrem eigenen hochherzigen Sinne beurtheilen."

„Und warum nicht?"

— „Weil sie eben die Baronin Thannheim ist, und eingewilligt hat, sich zu einem Verhältnisse herzugeben, das etwas absolut Entwürdigendes hat."

„Leuchsenring! Die Baronin ist in gesetzlicher Weise getraut!"

— „Bah, stellen Sie sich doch nicht auf diesen philiströsen Standpunkt, Baron! Gibt es nicht etwas, das noch älter und heiliger ist als eure heuchlerischen, allgemein gehaltenen bürgerlichen Gesetze? Nämlich die Natur und ihre eigenste innerste Gesetzlichkeit, die wir Moral nennen? Ist es nach natürlichen und sittlichen Begriffen rein und richtig, wenn ein Greis, der kein Tugendspiegel ist, ein Mädchen heirathet, das seine Enkelin seyn kann? Ist es anders denkbar, als daß auf die Dauer ein solch widernatürliches Verhältniß auch die züchtigste Frau entwürdigt? geschweige denn eine Person," setzte er mit Entrüstung aber vor-

sichtig leise hinzu, „eine Person, die mit ihrem eigenen Stiefsohne in einem zweideutigen Verhältnisse steht. . . ."

„Wer sagt das?" fuhr Idstein erschrocken auf.

— „Der ganze Hof flüstert es sich zu, weil man bekanntlich solche Dinge nicht laut redet," sagte Leuchsenring.

„Aber woher kommt dieß Gerücht?"

— „Weiß ich es? läßt sich sein Ursprung ermitteln? Haben es die Mäuse aus ihren Löchern gepfiffen? haben es die Sperlinge von den Dächern gezwitschert? Wer kann dieß entscheiden? Allein genug, das Gerücht ist da, es wird geglaubt, es wird weiter verbreitet, freilich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, und jeder lauert und beobachtet, ob er nicht selber irgend ein Symptom erspähen könne, welches ihm die Wahrheit eines solchen Gerüchts bestätigte."

„Wenn es aber trotzdem unwahr wäre?" rief Idstein.

— „So ist es wenigstens nicht unwahrscheinlich," erwiderte Leuchsenring, „und wird um so lieber geglaubt, als darin der Neid seine Befriedigung und das gedemüthigte Selbstgefühl eine behagliche Rache findet, denn die Frau Baronin hat ein sehr großes Talent, sich mit möglichst vielen Leuten zu verfeinden."

Idstein ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Niemand wußte ja besser als er, was an einem solchen Gerüchte war; aber er erschrack selber davor, daß es schon so laut geworden sey.

„Sehen Sie, Freund," fuhr Leuchsenring fort, und hielt mit dem Auf- und Abgehenden gleichen Schritt, — „wenn Sie die Weiber genau genug kennen würden, so müßten Sie wissen, daß der geschichtliche Ruhm der Wohlthäterin ihres Vaterlandes in den Augen eines solchen Weibes einen sehr untergeordneten Werth, und daß die Leidenschaften und natürlichen Triebe in ihrer Seele jedenfalls eine mächtigere Stimme haben. Da kommt zuerst der Trieb der Herrschsucht und des rohen Ehrgeizes, der die einmal errafften Zügel eines Einflusses immer straffer spannt und die errungene Stellung ausbeutet zu Befriedigung der Eigenliebe, der Habsucht, der Fürsorge für die Zukunft. Und dann kommt die Mutter mit ihren Rechten und Ansprüchen für die Zukunft der Kinder, welche berechtigte Gedanken und Wünsche dann aber meist zu unersättlichen Begierden ausarten. Und wenn dann diese Triebe und Affekte befriedigt sind, dann kommt erst das Weib mit seiner

Leidenschaft, mit der vergifteten Phantasie, mit der zerstörten Weihe der Keuschheit, dann kommt die ganze sinnliche Sphäre ...."

— „Halten Sie ein, Leuchsenring!" bat Idstein; „bedenken Sie, daß ich diese Frau einst geliebt habe und an ihre Liebe glaubte!"

„Dann stürze ich einen Götzen von seinem Throne, aber nur zu Ihrem Heil, Freund!" sagte Leuchsenring warm und ergriff Idsteins Arm. „Sie werden erst an der Heiligkeit Ihres Idols zweifeln und sich von seiner Nichtigkeit überzeugen lernen, wann es zerschellt und in Scherben vor Ihren Füßen liegt! — Ich muß Ihnen die Augen öffnen, denn ich sehe, daß Sie aus lauter Edelmuth in diesem Punkte ein Schwärmer sind! Für Sie ist die Gefahr weit größer als für jeden Anderen, wenn Sie sich mit der Thannheim einlassen. Sie ist Ihnen vielleicht noch gut, denn Liebe stirbt nie ganz, selbst wenn sie in Haß umgeschlagen. Sie sehnte sich darnach, Sie zu sehen, Ihr Mitleid zu fesseln, Ihnen eine Komödie vorzuspielen und Sie zu ihrem eigenen Niveau herunterzuziehen, damit Sie nichts mehr vor ihr voraushaben, damit sie nicht mehr vor Ihnen zu erröthen brauche ..."

— „Seyn Sie ruhig, Leuchsenring! alle diese selbstsüchtigen Absichten der Thannheim werden an meiner Brust abprallen, vor welcher jetzt eine andere Liebe ihren Demantschild ausbreitet! ...."

„Bah, ich traue keinem Manne, denn wir sind alle in diesem Stücke schwach — je edelmüthiger von Charakter, je reicher und weicher von Gefühl, lieber Baron, desto willensschwächer. Glauben Sie mir. Und die Thannheim ist gefährlicher als jede andere, denn sie ist eine Kokette vom reinsten Wasser; sie ist am ganzen Hofe dafür bekannt. Und Ihnen, mein Freund, droht die meiste Gefahr, eben weil Sie noch ein Interresse an ihr haben. Versprechen Sie mir, keiner Lockung dieser Circe zu folgen ...."

— „Ich verspreche nichts, Leuchsenring, als daß ich Ihrer Warnungen eingedenk seyn werde," entgegnete Idstein. „Lassen Sie mich gehen; die Schilderung von Weiberherzen, die Sie mir gegeben haben, stößt alle meine schönen Ideale über den Haufen. Ich bedarf Einsamkeit, Nachdenken, Sammlung. Gute Nacht, und morgen mehr!"

29.

Ein unzeitig enthülltes Geheimniß.

Von der Unterredung mit Leuchsenring noch auf- und angeregt, in einer eigenthümlichen Stimmung, in welcher er zwischen der Liebe für die Prinzessin und der Theilnahme für die Baronin Thannheim schwankte, kehrte Herr von Idstein in seine Wohnung zurück. Es war ihm unmöglich, so sehr an Carolinens Frauenwürde zu zweifeln, wie der Hofarzt es that. Die Thannheim war nicht glücklich, das hatte sie ihm selbst gestanden, sie hatte in einem Tone mit ihm geredet, welcher die Erinnerung an vergangene Zeiten in ihm hervorgerufen hatte, — Erinnerungen, die nothwendig einen innern Sturm der Gefühle in ihm erregen mußten. Es ist keinem Manne gleichgültig, zu erfahren, daß eine Frau seinen Verlust bedauert, beklagt, daß sie ihre eigene Untreue bereut; es ist keinem Manne gegeben, gleichgültig zu seyn gegen das huldigende oder werbende, gewinnende Entgegenkommen einer verheiratheten Frau. Als Rivalin eines jungen Mädchens wird die Frau immer einen schnellern und größern Erfolg bei dem Manne erzielen, als das Mädchen, denn die Stellung des letztern in der Gesellschaft ist nicht so frei als die der Frau, und hat weniger Rechte, abgesehen von dem Unterschied in der Welterfahrung und jener Atmosphäre von Sinnlichkeit, womit des Mannes Phantasie immer das Bild einer verheiratheten Frau umgibt. Kein Wunder daher, daß die Unterredung Idsteins mit Leuchsenring den innern Kampf in dem erstern nicht nur nicht beschwichtigt, sondern noch gesteigert hatte.

Und doch war dieser Kampf, welcher eben jetzt in Idstein's Seele gährte, ein schmerzlicher, ein tief aufwühlender. Die Andeutung, welche Leuchsenring ihm über jenes strafbare Verhältniß zwischen Carolinen und ihrem Stiefsohn, dem Prinzen Ludolph gegeben, wovon die Kunde angeblich am ganzen Hofe verbreitet sein sollte, hatte Idstein nicht allein furchtbar erschreckt, sondern auch ungläubig gefunden. Sein ganzes sittliches Gefühl empörte sich gegen den Glauben an einen solchen Argwohn — trotzdem er selbst ja einst mit eigenen Augen eine Abschiedsscene angesehen, welche nur allzusehr jene Annahme bestätigen wollte. Allein konnte Prinz Ludolph wirklich so ruchlos und Caroline so tief gesunken seyn? Dieß zu glauben gewann Idstein nicht über sich,

selbst nicht eingedenk der Frivolität und Verworfenheit der Gesellschaft jener Zeit. Und nicht sein eigenes sittliches Gefühl, das er als Maßstab auch an andere zu legen gewohnt war, hinderte ihn, an die Wahrheit jenes Gerüchtes zu glauben, sondern auch eine Regung von Mitleid mit Carolinen. Ist sie gewarnt, auch nur den bösen Schein zu meiden? hat sie eine mütterliche Freundin, die sich ihrer annimmt? fragte er sich, und es ward ihm wieder warm ums Herz bei der Erinnerung an den Blick, den sie ihm erst diesen Abend zugeworfen hatte. Und einen Augenblick durchwogte ihn ein dunkler Drang, Carolinen zu warnen, sie mit den Gerüchten am Hofe bekannt zu machen, ihr den Abgrund zu zeigen, an dessen Rande sie sorglos hinging. Aber im nächsten Moment gedachte er wieder der falschen Stellung, in welche er sich hiedurch gegenüber von Prinzessin Elise, von Leuchsenring, von dem ganzen Hofe bringen, — des Schmerzes, welchen er Elisen hiedurch bereiten würde!

Und dennoch, sollte er um solcher selbstsüchtigen Beweggründe willen etwa Anstand nehmen, vielleicht eine Seele zu retten, die hülfeheischend die Hände nach ihm ausstreckte? — Es war ein peinvolles aufregendes Dilemma, für welches er nicht sogleich eine Lösung in sich fand! —

In seiner Seele die Prinzessin Elise wie ein Ideal verehrend, vermochte Idstein doch in diesem Augenblick die Baronin Thannheim nicht zu vergessen, noch ein Gefühl von Theilnahme für sie aus seinem Herzen zu verbannen und so schwankend zwischen beiden, obschon er der Prinzessin ein reineres, uneigennützigeres Gefühl zollte, als der Baronin, war er nach Hause zurückgekehrt. Im Augenblick, wo er die Hausthüre öffnete, trat ihm einer der fürstlichen Läufer zugleich mit seinem Diener entgegen, und meldete ihm, daß er schon seit drei Stunden im Schlosse erwartet werde, wohin ihn die Baronin Thannheim zum Thee geladen, — eine Sitte, welche damals durch die einzelnen englischen Touristen, die immer längere Zeit in Waldau verweilten, auch hieher verpflanzt worden war.

„Ihre Gnaden die Frau Baronin haben mich schon dreimal hergeschickt und mir aufgegeben, nicht ohne Antwort zurückzukommen," schloß der Läufer. „Ihro Gnaden erwarteten, daß der gnädige Herr wenigstens das Brieflein beantworten würden!"

— „Welches Brieflein?" fragte Idstein.

„Ein Schreiben, das ich sogleich nach der Hoftafel hieher gebracht habe," entgegnete der Läufer; „ich sollte es nur in des gnädigen Herrn Hände geben und auf Antwort warten. Und wie ich den gnädigen Herrn dann nicht antraf und unverrichteter Dinge wieder zurückkam, mußte ich noch einmal hergehen und das Brieflein hier zurücklassen, und dann schickte man mich vor einer Viertelstunde zum dritten Mal her mit der Weisung, nicht ohne den gnädigen Herrn zu kommen."

Idstein nahm das ambraduftende Billet aus des Dieners Hand und erkannte Carolinens Hand. Es lautete: „Die gebeugte unglückliche Freundin erwartet sehnsüchtig den geliebten Freund ihrer Seele, um einen Erguß fortzusetzen, der heute an ungeeignetem Orte begonnen und unterbrochen, nun ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist. Die Freundin sehnt sich namenlos, dem geliebten theuren Freunde zu gestehen, wie verzweiflungsvoll sie den Verlust des edelsten Herzens beklagt, und wie sein milder Zuspruch allein einem verfehlten Leben noch einige Ruhe, einem zerrissenen Herzen Resignation zu geben vermag. Der Freund möge bedenken, daß er mit Ungeduld erwartet wird von seiner unglücklichen Freundin, die sich sehnt nur noch ein einziges Mal an seinem Herzen zu ruhen, das sie so thöricht verscherzt hat."

Idstein stand betroffen, als er diesen Brief gelesen hatte, und rieb sich die Stirn. „Was ist das?" fragte er sich selbst; „ist dieß die Sprache der Leidenschaft oder des Aberwitzes? — „Kann ich, darf ich glauben, daß diese Zeilen für mich bestimmt sind?" fragte er den Läufer.

„Für den Kammerherrn Freiherrn von Idstein in der Waldstraße," erwiderte der Läufer.

— „Und man erwartet mich noch? zu dieser vorgerückten Stunde?" fragte Idstein.

„Ich soll nicht ohne Sie selbst zurückkommen, gnädiger Herr, oder ohne dieses Briefchen und eine Antwort."

— „Nun denn, ich folge Ihnen! Franz, meinen Mantel!" sagte Idstein und folgte dem Führer durch Gassen und Plätze in's fürstliche Residenzschloß, das sie von der Seite betraten. In demjenigen Theil des Schlosses, wo die Baronin wohnte, war schon alles still und ruhig; durch schlecht erleuchtete öde Gänge und über eine Hintertreppe gelangte Idstein in die Hauptetage hinauf und als er endlich eine Thüre öffnete, stand er unversehens an der

Galerie, welche hinter den Gemächern des Mittelbaues umherlief, gerade vor derselben Glasthüre, vor welcher er damals den Zusammenstoß der beiden Weißen Frauen mit angesehen hatte. Der Läufer bat Idstein, einen Augenblick zu verziehen, und trat in das Vorzimmer. Idstein überlief ein leiser Schauder, als er sich jener Nacht und ihrer Ereignisse erinnerte, und wie unter einem eisigen Regenguß alle Wärme von unserer Haut zurückweicht, so wich mit Einem Male auch alle Wärme des Mitgefühls für Carolinen aus dem Herzen ihres einstigen Geliebten, und an die Stelle der Theilnahme traten Zweifel und Mißtrauen. Leider mußte er auf diesem grausigen Flecke lange genug warten, um durch die Erinnerungen an jene Nacht eine förmliche Sinnesänderung zu erfahren, und die damaligen Erlebnisse in aller Frische und Lebendigkeit in sich erweckt zu sehen.

Endlich öffnete sich die Thüre, eine Kammerfrau winkte ihm stumm und geheimnißvoll, ihr zu folgen, und führte ihn in einen kleinen Salon, wo ein Theetisch gedeckt stand, und aus einem Lehnstuhl sich die Baronin Thannheim langsam und schmachtend erhob. Sie war bleich, mit fieberisch glühenden und doch verweinten Augen, aber schön wie eine Statue. Das gedämpfte Licht der Kerzen, das weiße Haus- oder Nachtgewand ließen ihre üppige Schönheit in eigenthümlicher Weise erscheinen — ein Anderer wäre vielleicht hingerissen worden, aber Idstein ward dadurch mittelst einer verhängnißvollen Ideen-Association nur an die Erscheinung der Weißen Frau erinnert.

„Endlich? endlich?“ flüsterte die Baronin und reichte ihm die heiße bebende Hand. „Wie konnte der Freund die Freundin so lange warten lassen? — O Ludwig, wenn Sie ahnten, mit welcher Sehnsucht Sie erwartet wurden, und wenn Sie gerade deßhalb absichtlich nicht kamen, so sind Sie grausamer als ein Kannibale, denn Sie haben mein Herz langsam und in kleinen Stücken zerrissen.“

— „Vergebung, gnädige Frau, ich war nicht zu Hause .. ich hatte unmittelbar nach der Tafel Besuche zu machen,“ erwiderte Idstein.

„Bei wem?“ fragte die Thannheim hastig; „Sie sollen das Schloß nicht verlassen haben!“

— „Allerdings; ich besuchte meine Cousine Adelheid von

Gamming, und hernach ging ich spazieren, begegnete dem Hofarzt Leuchsenring und verplauderte ein Stündchen mit ihm."

„Sie hatten ein galantes Abenteuer, nicht wahr? Sie sind der kleinen Gamming gut? Sie ist eine hübsche Person! . . . ."

— „Gnädige Frau, sie ist mir nicht mehr als eine Cousine, die mir ab und zu Berichte über den hiesigen Hof in mein Exil sandte . . . ."

„Worin sie mich mit recht abschreckenden Farben malte, natürlich, denn sie gehört auch zum jungen Hof?" fiel ihm die Baronin in's Wort; allein Idstein gab keine Antwort. „Lassen wir aber alle Anderen, Ludwig!" fuhr sie dann fort; „denken wir nur an uns, mein Freund! Werden Sie mir glauben, mein theurer Freund, daß die Nachricht von Ihrer Rückkehr mir wirklich eine unbeschreibliche Freude verursacht hat? Ja, ich versichere Sie, daß ich mit der größten Ungeduld der Stunde entgegensah, wo ich Ihnen begegnen würde! O Gott, der Gedanke an das was ich in Ihnen von mir gestoßen und verloren, die düsteren Schatten der Erinnerung an die Vergangenheit haben mir manche schlummerlose Nacht gemacht, und ich habe büßend mir gelobt, nicht eher zu ruhen, als bis Sie mir verziehen, mein geliebter Freund!" Damit beugte sie sich zu ihm, ergriff auf's neue seine Hand und zog sie an ihre Lippen.

Idstein war verwirrt und ließ ihr willenlos seine Hand. „Gnädige Frau," entgegnete er, „seyn Sie überzeugt, daß ich diese Güte nie vergessen werde. Ich zolle Ihnen das tiefste Mitleid. Ich wünschte, Sie hätten durch Ihre Heirath wenigstens ein gewisses Maaß von Glück erkauft . . . ."

„O mein Freund! mein theurer Ludwig! wie sehr hat man mich bethört! Wo finde ich einen Mann wie Sie! Und Sie, der Abgott meiner Seele, Sie ließen mich einen ganzen langen Abend hindurch die Höllenqualen vergeblichen Harrens erdulden, und nun Sie hier sind, sehe ich erst recht, daß Sie mich nicht mehr lieben, daß ich Sie verloren habe."

— „Wie so denn? gnädige Frau?"

„Sie sitzen so kalt, so stille und ruhig da, Ludwig, als begriffen Sie das Opfer nicht, welches ich jetzt meiner Liebe bringe! Sie sind so blöde, so abscheulich, daß Sie mich zwingen, Ihnen Dinge zu sagen, die mich über mich selbst erröthen machen . . . . O Ludwig, Ludwig! Sie sind — langweilig, oder ein kleiner Heuchler!"

— „Keines von beiden, gnädige Frau! aber ich kann den

Ton in meiner Seele nicht finden, den Sie anklingen," entgegnete er mit einem marmorkalten Gesicht und eisig festem Tone. „Die Liebe hat mich so betrogen, daß ich jede Regung an Minne und Galanterie aus meiner Seele verbannt habe. Mich schreckt nicht die Gefahr, die ich selbst laufe — mir bangt vor der Gefahr, der ich Sie aussetzen würde, wenn man erführe, daß ich hier bin . . . ."

„Sorge nicht, mein Geliebter!" flüsterte sie und schmiegte sich an ihn; „wir haben keinen Späher zu fürchten! . . ."

Diese Worte riefen ihm die Unterredung mit Leuchsenring plötzlich wieder in's Gedächtniß, und fielen in sein Gemüth wie eisiger Regen. Er stand auf und riß sich von der Baronin los. „Die Wände haben Ohren, gnädige Frau, zumal in Schlössern," sagte er und in seinen Augen lag eine Starrheit, als ob er ein Gespenst sähe. „Sie wissen nicht, von wie viel argwöhnischen Augen Sie umgeben sind, und Sie erinnern mich an eine — Vision, wenn Sie so wollen, oder einen Traum, den ich gehabt und der meiner Erinnerung und meinem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt bleibt! . . . ."

„Eine Vision?" rief die Baronin mit einem unwillkürlichen Schreck, denn sie dachte an die Weiße Frau; „sagen Sie mir alles."

— „Wenn es aber Sie näher beträfe, meine Gnädige?"

„Dann um so mehr! Reden Sie, ich bitte! was für eine Vision?"

— „Es war etwa um die Zeit, wo die Gräfin Ferneck starb, gnädige Frau," erwiderte Idstein; „da träumte mir eines Nachts, ich sey in einem Korridor dieses Schlosses auf dem Posten wie eine Schildwache. Einer gewissen Thüre gegenüber in meiner Nähe war eine Nische in der Wand, und in dieser stand eine Gestalt in weißen fließenden Gewändern, wie die Sage die Weiße Frau schildert; aber es waren keine glanzlosen Augen, die diese Erscheinung hatte, sondern dieselben funkelten in fieberischer Erwartung und hafteten auf der Thüre gegenüber. Da sah ich mit Einem Male die Thüre leise und vorsichtig geöffnet — Küsse und flüsternde Abschiedsworte tönten über die Schwelle, und dann trat abermals eine gespenstige Gestalt heraus, angethan wie die Weiße Frau. Und ehe ich mich von meinem Schreck und Staunen erholt hatte, sah ich wie die Eine Weiße Frau die andere erwürgte, und wie

dann die siegreiche davon eilte mit großen starken Männerschritten, während die andere in Todeskrämpfen sich am Boden wand. Und als die fliehende Gestalt an mir vorbeieilte, da war mir als erkennte ich in ihr den Prinzen Ludolph, und in der Gestalt der Sterbenden die Züge der Gräfin Ferneck, und ich erwachte und sah, daß alles nur ein Traum war ...."

„Ein thörichter, falscher Traum!" sagte die Baronin mit beklommener Brust; „Träume sind Schäume!"

— „Mag seyn, meine Gnädige!" versetzte Idstein; „aber das Wunderbarste ist, daß vorhin, als man mich hieher führte, als ich von der Hintertreppe aus den Corridor vor Ihren Zimmern betrat, als ich vor der Thüre Ihres Vorzimmers warten mußte, ich plötzlich den Ort wieder zu erkennen glaubte, welchen ich in meinem Traume, in jener unerklärlichen Vision gesehen zu haben wähnte!"

Ein unartikulirter Schrei entfuhr der Baronin, und sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Eine lange Pause entstand. „Idstein, um Gottes Barmherzigkeit willen, wie kommen Sie zu diesem gräßlichen Traume?" stammelte sie endlich.

„Träume sind Schäume, meine Gnädige! aber Ihr eigener Schreck über denselben mag Ihnen erklären, was diesen Augenblick in mir vorgeht, wo diese Vision mir wieder so lebhaft in's Gedächtniß gerufen ward ...."

— „Stille, stille! kein Wort mehr!" rief die Baronin; „ich suchte bei Ihnen Trost, und Sie werfen mich auf die Folter. Sie verschmähen mich ...."

„Meine Gnädige, wäre Ihre Hand noch frei und Ihr Herz mein, dann .... Aber ich will nicht ein Opfer, das wir beide unseren Pflichten bringen, mit doppelter, langer, vergeblicher Reue erkaufen! Ich beschwöre Sie, Caroline, seyn Sie stark und erhalten Sie sich wenigstens Ihre Selbstachtung. Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie uns über diesen Abend schweigen und ihn vergessen! Gute Nacht, meine Gnädige! ..."

Caroline war in die Kniee gesunken und hatte ihr Gesicht in die Kissen des Sopha verborgen, als er hinausgegangen war. Sie weinte laut, aber es waren Thränen des Grolls und der Bitterkeit. „Verschmäht!" murmelte sie; „er hat mich verschmäht; er hat mich in den Staub getreten! Das war nicht ein Traum, das war Wirklichkeit! Er weiß alles, aber er soll es mir schwer

büßen, sich in meine Geheimnisse gedrängt und mich gedemüthigt zu haben. Ich erwarte Ludolph, und will ihm alles sagen. O Thörin, die ich war, daß ich mir einbilden konnte, er liebe mich noch, weil ich ihn liebte! Er hat die Neigung zu mir längst schon aus seiner Seele reißen müssen, nach allem was zwischen uns vorfiel. Er mußte nur nach Rache dürsten, und er hat sie jetzt zu seiner vollsten Befriedigung. Und wer weiß, ob er nicht eine andere liebt? Ich sah ihn zucken, als ich ihn beschuldigte, er habe ein galantes Abenteuer gehabt! Aber ich werde keine Mühe scheuen, die Wahrheit zu ergründen.“ —

30.

Das vereitelte Stelldichein.

Idstein war rasch nach Hause geeilt, und hatte sich erst daheim ganz zu sammeln vermocht. Die Wucht der vielfältigen Eindrücke, die er an diesem Tage empfangen hatte, lag noch auf seinem Geiste, und er mußte sie erst gemächlich in der Erinnerung noch einmal durchleben und von einander scheiden, ehe er sie ganz beherrschen konnte. Als er sich die letzte Scene und die ganze Unterredung mit der Baronin Thannheim wieder vergegenwärtigte, war er sehr unzufrieden mit sich selbst. Er gestand sich, nicht klug gehandelt zu haben, indem er eines seiner Geheimnisse preisgegeben und die Baronin beleidigt habe. Und doch hatte er nicht anders zu handeln vermocht: er hatte nur herausgekehrt, was seine innerste Ueberzeugung und Herzensmeinung gewesen war; er konnte nur die Form tadeln, nicht aber die Thatsache bereuen. Er mußte sich aber auch sagen: daß er nun an Carolinen eine erbitterte Feindin haben werde. Vergißt es schon ein liebendes Herz niemals, daß man sein Harren und Hoffen betrogen, um wie viel weniger vergißt es eine Frau, daß man sie schwach und schuldig zugleich gefunden hat. Er fühlte, daß er nur den Haß und die Rachsucht der Gräfin herausgefordert habe, und er sah ein, daß er nun Waldau bald verlassen müsse. Er verbrachte eine beinahe schlummerlose Nacht und fühlte auch am andern Tage seinen Gleichmuth ungewöhnlich erschüttert, zumal wenn er an Elisen dachte, der er jetzt so gern näher geblieben wäre.

Idstein's gute Laune und Unbefangenheit wurden nicht gerade wieder hergestellt, als er am andern Tage hörte, daß Prinz Ludolf nach mehrjähriger Abwesenheit in preußischen Diensten zum Besuch an den Hof seines Vaters zurückgekehrt sey. Die Ankunft des Prinzen war zwar schon seit einiger Zeit erwartet worden, aber sie kam Idstein nun doch unbequem, so unmittelbar auf den gestrigen Vorfall. Er würde viel darum gegeben haben, hätte er seine gehabte Vision gestern für sich behalten. Wozu auch von solchen Dingen reden, und den alten Haß wieder anschüren?

In dieser unbehaglichen Stimmung fiel ihm ein Auskunftsmittel ein: eine Reise nach Stuttgart zu seinem Freunde Dahlbenden. Schon der zweite Morgen nach jenem Vorfall sah ihn unterwegs nach dem Schwabenlande, in dessen kleiner Hauptstadt er einige genußreiche Tage verbrachte, welche dazu dienten, zugleich der sehr unangenehmen Bewegung mit dem Prinzen auszuweichen. Seine Cousine Adelheid von Gamming hatte er durch einige Zeilen von seinem Reiseziele und der Dauer seiner Abwesenheit benachrichtigt, und diese hatte es pflichtlich der Prinzessin Elise gemeldet, die sich hierüber Gedanken machte, und im Verlaufe ihrer Reflexionen zu der Ansicht kam, Idstein könnte möglicherweise aus Verstimmung über seine hoffnungslose Liebe oder über ihr eigenes Betragen an jenem Abend sich selbst vom Hofe verbannt haben. Die Besorgniß und Angst der Prinzessin hierüber stiegen so sehr, daß sie nicht eher ruhte, als bis Adelheid auf ihr Andringen an Idstein schrieb und ihn zur Rückkehr auffordern ließ.

„Kommen Sie schnell, lieber Vetter!“ schrieb sie ihm; „Elise quält sich mit allen möglichen peinlichen Gedanken, und ist der Ansicht, etwas müsse geschehen, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Sobald Sie wieder hier sind, geben Sie mir Nachricht, und wir werden dann Mittel finden, daß ihr beide euch sprechen könnt.“

Dieser Wunsch der angebeteten Geliebten war für Idstein Befehl, und umgehend kehrte er nach Waldau zurück, wo Adelheid, die er sogleich besuchte, ihm eröffnete, daß er jeden Tag zu einer bestimmten Stunde die Prinzessin im Schloßgarten oder in den Gewächshäusern sehen könne, wo sie, um Botanik zu studiren, täglich und nur in Begleitung einer Kammerfrau oder Gesellschaftsdame erscheine. Diese Zusammenkünfte hatten zweimal stattgefunden, ohne gestört oder beachtet worden zu seyn. Am Tage nach der

letztern erhielt Idstein ein Billet seiner Cousine, worin sie ihn aufforderte, zu einer bestimmten Stunde im Gewächshaus einzutreffen, wo seiner eine sehr wichtige Mittheilung harren werde.

Die Gewächshäuser von Waldau waren eine Schöpfung der hochseligen Fürstin, die eine große Freundin der Botanik war und selbst ein größeres Werk über exotische Pflanzen ihres botanischen Gartens herausgegeben hatte. In einem dieser Häuser war eine kleine Fontäne, umgeben von Bänken aus Tuffstein, die mit Gruppen von tropischen Gewächsen umgeben waren. Dieses lauschige Plätzchen lag einigermaßen versteckt vor neugierigen Blicken der Gartenbesucher, inmitten des großen Gewächshauses, gerade unter der Glaskuppel desselben, und der Zugang zu demselben war nur von dem anstoßenden Gebäude aus möglich, welches unten die Orangerie und oben in der Mansarde die Wohnung des Hofgärtners enthielt. Da nun die von dorther mündende Thüre durch den Lakai der Prinzessin bewacht wurde, so war kein Verrath zu befürchten, und sowohl Elise und deren Gesellschaftsdame, als Idstein glaubten sich hier vollkommen sicher.

Zur anberaumten Stunde fand sich Idstein daher auch ein, und sah sich schon erwartet. Die Prinzessin hatte verweinte Augen und war sehr aufgeregt und bekümmert. Die Nachricht, welche sie ihrem Geliebten mitzutheilen hatte, war: daß Prinz Ludolf der Ueberbringer eines Vorschlags des russischen Hofes gewesen sey, wornach Prinzessin Elise auf den Wunsch der Kaiserin Katharina II. mit einigen anderen deutschen Fürstentöchtern nach St. Petersburg kommen solle, damit einer der Großfürsten, der Enkel des Zarin, sich aus denselben eine Gemahlin wähle. Elise war darob gar nicht erfreut, schwur dem Geliebten ewige Treue und bat ihn, beim Fürsten geradezu um ihre Hand zu werben, damit sie ihn durch Widerstand gegen jede andere Verbindung und durch ihre eigene Fürbitte unterstützen könne.

„Dich verlieren, meine himmlische theure Elise?“ rief Idstein schmerzlich; „nicht möglich! ich lasse Dich nicht; ich halte Dich umschlungen!“ und er drückte sie an seine Brust.... Da ging die Thüre auf, und herein traten der Fürst, die Erbprinzessin, deren Gemahl und einige höhere Hofbeamte.

— „Was muß ich sehen, Idstein? welcher Affront! welcher Vertrauens-Mißbrauch!“ sagte der Fürst mit finsterem mißbilligendem Blick.

„Euer Durchlaucht sehen ein Paar, das seit Monaten heimlich verlobt ist und das so eben sich das Wort gab, zu Ihren Füßen zu eilen und Ihren Segen zu erflehen," sagte Idstein gefaßt. „Ein heimtückischer Verrath ist der Ausführung dieses Entschlusses zuvorgekommen, allein trotzdem wage ich noch, Eure Durchlaucht unterthänigst anzuflehen, daß Hochdieselben unsern Fürsprecher bei der Frau Erbprinzessin machen werden!"

— „Keine Komödie, Baron Idstein!" erwiderte diese kalt. „Wir stehen hier nicht auf dem Proscenium unserer Privatbühne. Komm, mein bethörtes Kind, und entschlage Dich dieser unwürdigen Gedanken! Du bist das Opfer einer Verführung geworden."

„Nicht doch, Mama! ich, ich allein bin die Schuldige. Ich entbot ihn hieher! Gnade, Gnade für ihn, Großpapa! ich liebe ihn und will keinen Andern heirathen."

— „Dieß wird anderswo zur Sprache kommen, mein Kind!" sagte der greise Fürst. „Vorerst folgst Du Deiner Mutter. Mademoiselle von Gamming, Sie erwarten im Schoos Ihrer Familie Ihre Entlassung. Idstein, geben Sie Ihren Degen ab und verlassen Sie innerhalb zwölf Stunden meine Residenz!"

„Euer Durchlaucht sind zu gerecht, um mich ungehört zu verdammen!" . . .

— „Ich habe keine Zeit, die Ausflüchte eines Menschen anzuhören, der mich so schnöd hintergangen hat und den ich einer Handlung überwiesen sehe, um deren willen ein Major Trenck von Preußens großem König zum strengsten Kerker verdammt wurde," sagte der alte Fürst. „Ich übe Milde, weil ich einer der Gekränkten bin, aber ich will mich nicht mehr bethöre.. lassen."

„Durchlauchtiger Erbprinz, ich beschwöre Sie, den Vater meiner Geliebten, vergönnen Sie mir ein Wort der Rechtfertigung!" Aber auch dieser wandte Idstein kalt den Rücken und winkte dem Hauptmann von der Wache, seine Schuldigkeit zu thun. Dieser trat an Idstein's Seite, erbat sich seinen Degen und begleitete ihn nach seiner Wohnung. Als sie an der Schloßwache vorüber kamen, sahen sie hier den Prinzen Ludolf mit einigen Offizieren stehen, und der Prinz bemerkte denselben in dem Augenblick, wo Idstein vorüber ging: „Es ist doch erfreulich, einen Heuchler und Tugendhelden entlarvt und das Sprüchwort bewahrheitet zu sehen, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht."

Diese Aeußerung war geflissentlich so laut gethan, daß Idstein

sie hören mußte. Das Blut stieg ihm in die Wangen; er drehte sich, warf dem Prinzen einen festen trotzigen Blick zu und sagte: „Ich weiß nun, Durchlaucht, woher der Streich kommt, und werde es nicht vergessen. Denken Sie an die beiden Weißen Frauen!“

Der Prinz erblaßte jählings, lächelte alsdann verlegen, zuckte geringschätzig die Achseln und wandte Idstein den Rücken. Zu Hause angelangt, sandte dieser nach Leuchsenring, mit welchem er eine lange Unterredung hatte, bestellte sich Postpferde auf den Abend, und rüstete sich zur Abreise. Er hatte noch einige Angelegenheiten zu ordnen und einige Briefe zu schreiben, worunter einen an seine Cousine Adelheid von Gamming, der er eine Summe Geldes zustellte. Eben war er mit Schreiben zu Ende, da kam Prinz Heinrich.

„Leuchsenring war bei mir, und hat mich mit Ihrem Wunsch bekannt gemacht, mich zu sprechen,“ erwiderte der Prinz etwas förmlich. „Ich komme, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr aufrichtiger Freund bin, und stehe zu Ihrem Befehl. Was wünschen Sie von mir? Ich werde alles thun, bis auf Eines: ich kann Ihren Freiwerber bei meinem Bruder nicht machen, denn meine eigenen Ansichten über Legitimität stehen einem derartigen Plane von Ihrer Seite diametral entgegen.“

— „Ich danke Ihnen, mein Prinz, für diese Offenheit, sowie für Ihr Wohlwollen und Freundschaft,“ erwiderte Idstein; „allein fürchten Sie nichts von dieser Seite, Durchlaucht; das Verhältniß, das zwischen der Prinzessin und mir besteht, bedarf keiner gesetzlichen Sanktion; es ist eine reine, uneigennützige, platonische Liebe, die auch kein Machtgebot aus unseren Herzen reißen kann. Und was die Legitimität einer derartigen Verbindung anlangt, mein Prinz, so vertrau' ich auf den Geist unserer Zeit, der auch diese Schranken brechen wird. — Nein, mein Anliegen ist ein anderes: ich wünsche nur einen ungerechten Verdacht und Vorwurf zu recusiren, der auf mir lastet: Seine Durchlaucht hat mich eines Mißbrauchs seines Vertrauens und einer Heuchelei beschuldigt, und hiegegen will ich mich rechtfertigen, wenn Sie geruhen wollen, mein Vermittler zu seyn.“

Und nun erzählte er dem Prinzen wie alles gekommen war zwischen ihm und Elisen, und wie sie sich absichtslos gefunden hatten und warum sie heute sich begegnet waren. Und seine Mittheilung trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß der Prinz ihm nicht nur mit Theilnahme zuhörte und seine Sache mit Eifer

zu führen versprach, sondern Idstein schließlich seiner bleibenden Achtung versicherte.

„Ich mißbillige den Verrath, welchen mein Bruder Ludolf an Ihnen begangen hat, denn ich weiß, daß derselbe von ihm ausgeht," sagte Prinz Heinrich; „es war ein Frevel, den guten Ruf einer jungen Person von Geblüt aus bloser Rachgier auf das Spiel zu setzen, und meine Schwägerin hätte in eine solche Ueberrumpelung nicht willigen sollen. Allein Leuchsenring sagte mir: Ludolf habe besondere Gründe, Ihnen gram zu seyn, — Gründe, welche mit der Baronin Thannheim und dem Tode der Gräfin Ferneck zusammenhängen. Ich bitte Sie als Freund, theilen Sie mir dieselben auch mit!"

— „Mein Prinz, das kann ich nicht," rief Idstein. „Ich bedaure, daß Leuchsenring so unvorsichtig war, Ihnen diesen Wink zu geben, aber ich kann und darf Ihnen die betreffenden Thatsachen nicht mittheilen."

„Und doch vertrauten Sie dieselben dem Hofarzte an?" fragte der Prinz vorwurfsvoll und etwas verletzt.

— „Bedenken Sie, Prinz, daß diese Mittheilungen eine Dame betreffen, welche die Gemahlin Ihres durchlauchtigen Vaters ist! . . . ."

„Und unser Aller gemeinsame Feindin! Sie müssen mir alles sagen, Idstein."

Aber dieser blieb fest auf seiner Weigerung, und als alle Bitten und alles Drängen des Prinzen an Idstein's unerschütterlicher Ruhe scheiterten, ging jener verletzt und empfindlich und sichtlich kühl. Idstein sah ihm wehmüthig nach, als ob er den letzten Freund an ihm verloren; aber er hatte doch sein Gewissen ruhig erhalten. —

Zur bestimmten Stunde kamen die Pferde, und wurden im Hofe vor den bepackten Reisewagen gespannt. Der Diener setzte sich auf den hohen Bock, der Postillon saß schon im Sattel, das Pferd des Kuriers oder Vorreiters stampfte vor der Schwelle im dunklen Hofe. Da trat Idstein aus dem Hause, einen großen Pack in seinem Arme, nahm von seinen Hausgenossen Abschied und stieg in den Wagen, begleitet von dem Offizier, der ihn nicht eher verlassen durfte, als bis er das Weichbild der Residenz hinter sich hatte. Dieß war sein Auszug aus Waldau, wo er das Glück seiner Zukunft zu finden gehofft hatte. —

Der Offizier hatte ihn verlassen, und Idstein saß allein in dem schweren polternden Wagen, welcher durch die Nacht dahin fuhr. Allein er war jetzt weniger bemüht, seinen Gedanken nachzuhängen, als vielmehr sich ganz umzukleiden und mit seinen seitherigen Kleidern und seinem Mantel den Sack zu bedecken, welchen er mit in den Wagen genommen hatte. Dann, als der Wagen sich dem Walde näherte, welcher ohnweit der Stadt, die Heerstraße, die ihm vorgezeichnet war, zu beiden Seiten begrenzte, öffnete er behutsam das Wagenfenster und den Kutschenschlag, stieg im Weiterfahren unbemerkt aus, und that einen Pfiff auf dem Finger; der Kurier oder Vorreiter kehrte um, stieg im Schatten der Bäume ab und ging zu Fuße nach der Stadt zurück, während Idstein sich auf das ledige Pferd setzte und wieder voransprengte.

Der Reisewagen mochte etwa anderthalb Stunden lang in dem dichten Walde gefahren seyn, als an einem Zollhäuschen der heruntergelassene Schlagbaum den Weg versperrte und die Reisenden sich ausweisen und das Chausseegeld bezahlen mußten. Auf des Zöllners Befragen, wen die Equipage führe, nannte der Vorreiter den Namen und Stand seines Herrn; der Zöllner leuchtete mit der Laterne in den Wagen hinein, und glaubte zu bemerken, daß der Passagier schlief, denn dieser lag ganz in der Wagenecke zusammengekauert, den Hut tief im Gesicht; der Vorreiter bat, ihn nicht zu wecken; die übliche Visitation des Wagens ward durch ein Trinkgeld beseitigt, und Wagen und Reiter zogen weiter. Noch waren sie aber nicht viele hundert Schritte von der Zollstätte, so sah Idstein eine plötzliche Helle hinter sich am Himmel aufsteigen, wie von einer Rakete, die in der Nähe des Zollhauses abgebrannt wurde. Von einer unheimlichen Ahnung erfüllt, sprengte er voran, die Straße entlang, die hier eine Krümmung bildete; er horchte rechts und links in den Wald hinein, die Hand am Kolben einer Sattelpistole in den Holftern. So war er dem Wagen um einige hundert Schritte vorangekommen, als er hinter sich Schüsse und Geschrei, Peitschenknall und Hülferuf hörte. Augenblicklich sprengte er zurück und stieß laute Drohungen aus, — im Schein der Wagenlaterne erkannte er näher kommend einige dunkle Gestalten dicht beim Wagen, sprengte nun gegen sie heran und schoß eine Pistole auf sie ab, worauf sie sich augenblicklich in die Büsche schlugen und verschwanden.

„Was ist geschehen?“ fragte Idstein.

— „Wir sind von Räubern angefallen worden, aber die Kerle schoßen nur in den Wagen hinein, und liefen dazu noch nebenher. Wären Sie darin gesessen, so hätte es Sie das Leben gekostet, gnädiger Herr," erwiderte der Diener. „Ich hörte die Scheiben klirren und das Holzwerk krachen und splittern! Glücklicherweise sind die Pferde unversehrt geblieben."

Idstein ritt neben dem Schlage her und beleuchtete mit einer Blendlaterne, die er unter dem Mantel hervorgenommen, den angerichteten Schaden. Wenigstens ein Dutzend Kugeln hatten den Wagen durchlöchert. „Leuchsenring hatte Recht," murmelte er; „diese List hat mich gerettet vor Deinen Tücken, mein sauberer Prinz Ludolf; aber dieser Streich sey Dir nicht geschenkt: von nun an Krieg zwischen uns, Du Anstifter feigen Meuchelmords! Haß Dir, unversöhnlichen Haß, Du Todfeind!"

„Fahr' mit dem Wagen weiter!" sagte er dann laut zu seinem Diener; „sollet ihr noch einmal angegriffen werden, so leiste keinen Widerstand und laß Dich plündern. Zu Hause im Rheingau erwart' ich Dich!" Damit bog er westlich ab und ritt auf Waldwegen dem Strome zu, der dort in einer Entfernung von zwei starken Meilen die Grenze des kleinen Fürstenthums Waldau bezeichnete. Dort ließ er sich mit Tagesanbruch übersetzen und gewann unangehalten ein anderes von den 206 Gebietstheilen des heiligen deutschen Reichs.

27.

Rache-Pläne.

Ludwig von Idstein hatte ohne Gefährde trotz der kriegsläuftigen Zeiten und der Unsicherheit der Landstraßen sein Gut im Rheingau wieder erreicht, und sogleich seinen Freunden in Waldau und Stuttgart Nachricht davon gegeben, was für ein Bubenstück gegen ihn hätte verübt werden sollen, und wie er demselben entgangen war. Er hatte sich weislich gehütet, in jenen Schreiben irgend jemand als Urheber des Mordanschlags zu bezeichnen, sondern nur von einem Raubanfall gesprochen. Allein merkwürdiger Weise gaben seine Waldauer Freunde einstimmig

ihre Ansicht dahin zu erkennen, daß der Anschlag nur von dem Prinzen Ludolf herrühren könne, welcher sich öffentlich erlaubt habe, Drohungen gegen Idstein auszustoßen, den er einen Intriguant, einen verkappten Jakobiner, einen staatsgefährlichen Menschen genannt, welcher die Stäupung und den Strang verdiene.

Idstein schrieb sich diese bezeichnenden Indizien gut in's Gedächtniß; er kannte das unversöhnliche Gemüth des Prinzen genugsam und wußte, daß dasselbe jetzt auch noch durch die Aufreizungen der Baronin Thannheim in Athem erhalten wurde. Er war daher in jeder Hinsicht auf seiner Hut. Allein er erhielt aus dem Hessischen und dem Kurmainzischen mehrfach Warnungen von Freunden, sowie Winke, daß er den Regierern und Regierungen der seinen Besitzungen benachbarten Gebietstheile des deutschen Reiches als geheimer Jakobiner und versteckter Agent der französischen Republik, sowie als Verschwörer gegen das deutsche Reich verdächtigt worden sey. Idstein's stilles ruhiges Leben auf seinem Gute war jedoch so allgemein bekannt, wie sein Charakter, und so fanden die gegen ihn geschleuderten, meist anonymen Verdächtigungen wenig Glauben, und er blieb unbelästigt.

Es gab jedoch auch noch einen andern Grund, warum man Idstein ungeschoren ließ, nämlich die Macht der politischen Begebenheiten. Der Revolutionskrieg war ausgebrochen, der Zug der Preußen nach der Champagne verunglückt, die Franzosen siegreich in den Niederlanden vorgedrungen, und Custine war mittlerweile in das deutsche Reich eingefallen, siegend durch die Pfalz bis Mainz gezogen, dann bis Frankfurt vorgedrungen, und hatte letztere Stadt sieben Wochen besetzt gehalten, bis er am 12. Dezember 1792 von den vereinigten preußischen und hessischen Truppen wieder aus dieser Stadt vertrieben und nach Mainz zurückgeworfen worden war, wo er sich wieder festsetzte, da diese Festung einstweilen von ihm in Vertheidigungsstand gesetzt worden. Unter solchen Umständen wäre es natürlich für jede der kleinen deutschen Regierungen gefährlich gewesen, ohne sehr überführende Beweismittel gegen einen Mann von Stande vorzugehen, welcher eines bedeutenden Ansehens in seiner Heimath genoß und möglicherweise auch bei den Franzosen, deren Einfall stündlich zu befürchten war, Schutz und Einfluß besaß. Darum hatte man sich noch nicht an Idstein gewagt, obschon überall die deutsche Polizei auf den blosen Verdacht hin eine Menge Männer aus dem Bürgerstande erbit-

tert verfolgte, welche im Geruch standen, Illuminaten oder geheime Jakobiner zu sein. Idstein blieb während des Krieges, der in der Nähe seines Gutes mit ziemlicher Erbitterung geführt wurde, auf seinem Besitzthum und theilte mit seinen Bauern alle Lasten und Leiden des Krieges; ja seine Anwesenheit und seine Verwendung bei den französischen Offizieren und seine gegründeten Vorstellungen trugen wesentlich dazu bei, die Greuel der feindlichen Besetzung und die Wucht der französischen Brandschatzungen zu mildern.

Die Kriegsereignisse hatten schon seit geraumer Zeit Idstein's Verbindung und Correspondenz mit Waldau unterbrochen, als eines Tages vor dem Herrenhause auf seinem Gute Hopfgarten ein Bauerwagen anfuhr, von welchem ein dürftig gekleideter Mann herabstieg und nach dem Grundherrn fragte. Als Idstein ihm entgegenging, erkannte er in dem Fremden zu seiner Ueberraschung den Hofarzt Leuchsenring aus Waldau.

„Um's Himmels willen, Freund! woher kommen Sie, und in diesem Aufzuge?“

— „Wie? Sie wissen es noch nicht? Sie haben noch nichts davon gehört?“ versetzte der verdüsterte Arzt. „Denken Sie sich, Freund,“ erzählte er dann, als er dem Gutsherrn auf sein Zimmer gefolgt war, „die Rache des Prinzen Ludolf und seiner saubern Stiefmutter hat mich auf eine eigenthümliche Weise ereilt. Sie erinnern sich noch der Mittheilung, welche Sie mir über den Tod der Gräfin Ferneck machten, an dem Tage, wo Sie aus Waldau ausgewiesen wurden. Ich war so unklug gewesen, dem Prinzen Heinrich eine Andeutung davon zu geben, und da er von Ihnen die ganze Thatsache nicht erfuhr, so drang er so lange in mich, bis ich ihm Alles sagte. Dieß war bald nach Ihrer Abreise, zu einer Zeit, wo die Weiße Frau wieder im Waldauer Schlosse spukte, und namentlich auf den Treppen und Corridoren, welche zu den Gemächern der Thannheim führten. Ich gab damit dem Prinzen Heinrich den Schlüssel zu jener angeblichen Erscheinung der gespenstigen Ahnfrau, und der Prinz versprach mir mit seinem fürstlichen Worte Stillschweigen, plauderte aber trotzdem später das Geheimniß gegen seine Schwägerin, die Erbprinzessin, und deren Gemahl aus, und bei einer der häufigen Reibungen zwischen der Thannheim und ihrer ehrgeizigen Stieftochter platzte die Letztere mit der Anspielung heraus: man wisse um die Ursache des Todes

der Ferneck und um den eigenthümlichen Grund, warum die Weiße Frau nur erscheine, wenn Prinz Ludolph am Hofe sey. Sie können sich denken, wie die Thannheim erschrack und raste, und wie sie bei dem alten, schwachen Fürsten Allem aufbot, um Genugthuung zu erhalten und den Urheber dieser Deutung zu ermitteln. Und die Prinzen und die Erbprinzessin waren — naiv genug, mich als ihre Quelle zu bezeichnen. Man hielt Haussuchung bei mir und nahm mehrere Papiere in Beschlag, in der Hoffnung, Belege dafür oder Spuren von Mitschuldigen zu finden, — aber man irrte hierin, wenn man auch andere Correspondenzen mit meinem Bruder und mit Mitgliedern seines Illuminaten-Ordens fand. Und nun ließ mich der Fürst als einen angeblichen Jakobiner dem österreichischen General W. überliefern, welcher mich, nachdem die angestellte Untersuchung nichts gegen mich herausstellte, auf die schimpflichste Weise zu fünfundzwanzig Stockstreichen verurtheilte und nach der Bestrafung über die Grenze bringen ließ. Und so sehen Sie," setzte er knirschend und mit Thränen der Wuth im Auge hinzu, „in mir einen entehrten, heimathlosen, verbannten Mann, im Begriffe, nach Paris zu meinem Bruder zu gehen."

Idstein nahm sich des Verbannten mit der werkthätigsten Aufopferung an und versah den von Allem Entblösten mit Kleidern und Reisemitteln. Leuchsenring machte eine grauenhafte Schilderung von den Zuständen in Waldau: Der greise Fürst war ganz in den Händen der Thannheim, die beinahe öffentlich in einem intimen Verhältnisse zu ihrem jüngsten Stiefsohne lebte und den fürstlichen Gemahl nur mit ihren Kreaturen umgab. Prinz Ludolf hatte sich mit seinen Brüdern ganz entzweit und im Kreise der ihm ergebenen Geschöpfe sich vermessen, nicht eher zu ruhen, als bis er sich die Thronfolge in Waldau gesichert und das Unrecht der Natur ausgeglichen habe, welches ihn, den thatkräftigsten und umsichtigsten der drei Prinzen dieses Hauses, gegenüber von den beiden älteren aber schlaffen und willensschwachen Brüdern benachtheiligt habe. Prinz Ludolf sollte gedroht haben, er werde dieses Ziel um jeden Preis zu erringen suchen, und müsse er selbst die Feinde des Vaterlandes dafür zu Hülfe nehmen.

„Er ist der Mann, diesen Zweck durchzusetzen," sagte Idstein gedankenvoll, „ihm ist jedes Mittel willkommen, wenn es nur zum Zwecke führt. Aber wie ist es möglich, daß Caroline so tief sank?"

„Schuld gebiert Schuld, und dieses Weib ist noch nicht am Ziele ihrer Unthaten," erwiderte Leuchsenring.

„Ich vermag es noch immer nicht zu glauben, lieber Freund; es dünkt mich unmöglich, daß Caroline seine Mitschuldige ist. Sollten Sie nicht allzu schwarz gesehen haben, lieber Leuchsenring? Ich vermag es nicht über mich zu gewinnen, ein weibliches Geschöpf für so tief gesunken zu betrachten, das vom Schicksal doch so hoch gestellt worden ist. Sagt man ja doch: 'Noblige oblige'! Sollte das für die Thannheim nicht auch gelten?"

— „Nein, sicher nicht, lieber Baron; entschlagen Sie sich dieser Illusionen, welche Ihrem Herzen und Gemüthe mehr Ehre machen, als Ihrer Urtheilskraft. Die Thannheim hat das Gleichgewicht verloren von dem Momente an, wo sie von dem geraden Pfade der Pflicht wich. Sie hat die Selbstachtung, den Glauben an sich selbst eingebüßt, und ist sie auch nur vor ihrer Verheirathung in einer geheimen Liaison mit dem Prinzen Ludolf gestanden, welche über die Grenze dessen hinausging, was ein anständiges tugendhaftes Mädchen einem Liebhaber gewähren darf, so ist sie in den Händen jenes debauchirten Prinzen für Zeit und Ewigkeit. Reich dem Satan einen Finger, und du bist sein mit Leib und Seele! Jener Selbstsüchtling ohne Gewissen und Ehre und Herz, jener ganz in's Fleisch gebackene Prinz wird niemals den Einfluß aufgeben, welchen er durch jenes frühere Verhältniß über die Stiefmutter gewonnen hat; in seiner potenzirten Selbstsucht wird er sich keinen Augenblick besinnen, sie zum Mittel seiner Zwecke zu machen, zumal wenn wirklich, wie die ganze Gesellschaft in Waldau behauptet, die Stiefgeschwister Ludolfs noch ein näheres Anrecht an ihn haben . . . ."

„Genug hievon, lieber Leuchsenring! Sie sind herb und bitter, und die erlittenen Unbilden entschuldigen Sie einigermaßen. Was aber mich anlangt, der ich dieses Weib einst mit der ganzen Glut und Innigkeit meiner Seele geliebt habe, so kann ich und will ich nicht an diese Dinge glauben," sagte Idstein bestimmt. Wenn irgend jemand ein Recht hätte, an der Baronin zu zweifeln, so wäre ich es. Und dennoch widerstrebt es meinem ganzen Gefühl, sie für so verworfen, für eine solche Heuchlerin, für eine solche — Metze zu betrachten. Bitte, lassen Sie uns hievon abbrechen, lieber Leuchsenring! gönnen Sie mir das was Sie Illusion nennen, denn selbst Wahn ist oft ein Trost!"

„Wohlan, ich will Sie nicht zu meinen Ansichten bekehren die — ich gestehe es selbst — nicht glücklich machen, lieber Baron! Die Zeit wird es lehren, ob ich Recht hatte oder nicht. Es wäre undankbar von mir, wenn ich meinen freundlichen Wirth und großmüthigen Wohlthäter kränken wollte.“

Die beiden Herren verrückten den Standpunkt des Gesprächs, und vermieden so jede weitere Erörterung eines Gegenstandes, welcher Idstein unverkennbar peinlich war. Am folgenden Tag brachte Idstein den Flüchtling, den er wirklich großmüthig mit allen Reisemitteln und einem Paß versehen hatte, an den Rhein und verließ ihn erst, nachdem Leuchsenring mit einem Schiffer akkordirt hatte, der ihn nach Bingen bringen sollte, von wo er auf wenig betretenen Wegen das Nahethal hinauf und über das Gebirge nach Trier gelangen wollte, um von dort aus die französische Grenze zu überschreiten.

* *
*

Eines Abends etwa um dieselbe Zeit saß die Baronin Thannheim in ihrem Salon, mit einer feinen weiblichen Arbeit beschäftigt. Ihr gegenüber in einem Lehnstuhle lag der greise Fürst hingegossen, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen geschlossen, die breite schlaffe Unterlippe etwas herausgedrückt, in halbem Schlummer, während am andern Ende des Tisches eine Kammerfrau saß und mit eintöniger Stimme aus einem Erbauungsbuche, Arnd's „Wahrem Christenthum,“ vorlas. Auf der schönen perlweißen Stirne der Thannheim lag ein tiefer Ernst wie von trüben Gedanken und Grübeleien, und doch war sie zerstreut. Ihr Auge blitzte hie und da verstohlen unter den langen seidenen Wimpern und herabgezogenen Brauen hervor nach ihrem Gemahl hinüber, um sein Gesicht und seine ruhigen Athemzüge zu beobachten. Ihre Aufmerksamkeit war unverkennbar nicht bei den frommen Betrachtungen, welche ihr vorgelesen wurden, und mit Einem Male blickte sie schnell auf nach der Thüre und gab mit einer raschen gebieterischen Handbewegung der Vorleserin einen Wink, inne zu halten.

„Was will Er, Braun?“ fragte sie leise den Lakaien, der mit ungewöhnlicher Behutsamkeit noch zwischen Thür und Angel stand.

„Eure Liebden halten zu Gnaden, aber Fräulein v. Hövel läßt unterthänigst fragen, ob sie nicht vor Schlafengehen noch

die Gnade haben könne, Eurer Liebden eine wichtige Mittheilung zu machen!"

„Das Fräulein ist mir willkommen, mag mich in meinem Boudoir erwarten," erwiderte die Thannheim leise und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht, ohne daß der Ernst von ihrer Stirne wich. „Bitte, geben Sie die Lectüre auf, Babette! ich fühle mich angegriffen und schläfrig, und der durchlauchtige Herr ist schon eingeschlafen!"

Die Kammerfrau rückte mit dem Stuhl und entfernte sich geräuschlos. Die Baronin aber weckte ihren Gemahl, und bat ihn mit sanften Schmeichelworten, sich doch zur Ruhe begeben, da er offenbar ermüdet sey.

„Wo ist Babette? warum liest sie nicht mehr, Linchen? Es war eine so schöne erbauliche Stelle," sprach der alte Herr in seiner phlegmatischen Weise. „Es war so erhebend."

— „Sehr, in der That, mein Lieber!" erwiderte die Thannheim und um ihren Mund, aus ihren Augen zuckte es wie Ironie. „Aber ich habe Migräne; ich fühle das Bedürfniß mich niederzulegen und Du warst nahe am Einschlafen, mein Lieber! Es ist spät, — zehn Uhr vorüber!"

„Gut dann — lesen wir morgen den schönen Abschnitt zu Ende, liebes Linchen! Es ist doch eine ungemeine Beruhigung, solche gute Gedanken mit in den Schlaf hinüber zu nehmen — man schlummert noch einmal so ruhig mit solch einem guten Gewissen. Ach, die Welt ist so verderbt, liebes Kind, und die Zeiten sind so ernst, und wir Hohen und Vornehmen dürfen wohl das ermunternde Beispiel einer werkthätigen Frömmigkeit und einer Rückkehr zu Gott geben, denn das tausendjährige Reich ist nicht mehr ferne. Wir müssen mit dem guten Beispiel voran gehen!"

„Gewiß, mein Lieber!" sagte die Baronin trocken.

— „Ich werde morgen im Geheimenrath die Frage aufstellen, ob es nicht rathsam und zweckmäßig sey, in unserm ganzen Fürstenthum von der Kanzel herab verkündigen zu lassen, wie nothwendig es angesichts der Greuel in Frankreich sey, daß der Christ im Gebet und Worte Gottes Muth und Trost suche und Kraft, um den Angriffen des Teufels in dieser neuen Form der Unbotmäßigkeit, Empörung und des Freiheitsschwindels zu widerstehen. Was meinst Du, Kind?"

„Ich glaube, daß dieser Vorschlag allgemeinen Beifall finden

und den Wünschen der ganzen Geistlichkeit des Landes entgegenkommen wird, mein Lieber," versetzte die Thannheim zerstreut. „Du hast ja immer die weisesten und besten Gedanken, mein Theurer! Ich bin ganz damit einverstanden."

— „Und meinst Du nicht, liebes Herz, daß es sehr zweckmäßig wäre, den Leuten auch noch besondere Bibelstunden und Abendlektionen aus der heiligen Schrift geben zu lassen, um dem eingerissenen Geiste der Widerspenstigkeit und Weltlust entgegen zu treten?"

„Ohne Zweifel, mein Lieber; — aber ich bin in der That heute nicht im Stande, solche ernste wichtige Gegenstände ruhig und mit verdienter Aufmerksamkeit zu würdigen! — Meine Migräne, mein armer Kopf ...."

— „Ach ja! soll man noch zum Leibarzt schicken, liebes Herzchen? oder meinst Du, daß ein Fußbad ..."

„Nichts von dem Allem, mein Lieber! das Einzige was mir hilft, ist Ruhe, Stille, Dunkelheit! Meine armen Nerven! ..."

— „Na, dann gebe Gott Dir eine ruhige süße Nacht, liebes Kind! schlaf wohl, Herzchen! Gott mit Dir!"

„Gute Nacht, mein Theuerster! gute Nacht und angenehme Ruhe!"

Mit einer gewissen mühsam bewältigten Ungeduld ließ die Baronin die gewohnheitsmäßige gemächliche Umarmung von Seiten des alten Herrn geschehen, die sie dießmal sogar nicht erwiderte, und kaum war die alte Durchlaucht mit bedächtigem schlürfendem Schritt über die Schwelle gegangen, so löschte die Baronin selbst die Lichter aus und eilte dann in ihr Boudoir, welches Fräulein v. Hövel in demselben Augenblicke von der andern Seite her betrat.

„Verzeihung, Erlaucht, daß ich mich erkühnte, noch heute Abend ...."

— „Was bringen Sie, Philippine? was ist geschehen? Sie erschrecken mich ordentlich!"

„Nachrichten über Herrn v. Idstein, die mir so wichtig zu seyn scheinen, daß ich mich für verpflichtet erachtete, Sie heute Abend zu Euer Gnaden hochgeneigter Kunde zu bringen ...."

— „Haben Sie vergessen, liebe Hövel, daß jener Mann durch sein Benehmen von neulich jedes Anspruchs auf mein Interesse und meine Neugier verlustig gegangen ist?" erwiderte die Baronin aufgeregt. „Erinnern Sie sich nicht, daß jene alberne Klatscherei,

welche man bezüglich des Todes meiner seligen Tante in Umlauf gesetzt hat und zu deren Verbreitung jener ruchlose Jakobiner Leuchsenring so geflissentlich beigetragen hat, auf den Kammerherrn v. Idstein zurückweist?"

„Doch, doch, gnädigste Frau, ich weiß es! Aber eben weil ich weiß, weil nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten die Hauptschuld, welche der freche verworfene Leuchsenring trägt, und dieser auch mit Demjenigen verwickelt ist, was ich Eurer Liebden mitzutheilen für meine Pflicht hielt, dünkte es mich unerläßlich, meiner hohen Gönnerin unverweilt hievon Nachricht zu geben. Geruhen Euer Liebden zu vernehmen, daß der Jokobiner Leuchsenring sich erkühnt hat, Briefe hieher zu schreiben, und zwar von Paris aus, worin er mit seiner wildesten Rache droht . . . ."

— „Die mich nicht einen Moment schlafloser Unruhe kosten wird!" versetzte die Thannheim mit geringschätzigem Achselzucken. „Der freche Charlatan ist entlarvt und unmöglich gemacht; er wird hoffentlich in Paris dem Lohn seiner Thaten nicht entlaufen!"

„Hoffentlich nicht, Eure Liebden, und dennoch dürfte jener Mensch nicht so ungefährlich seyn, als Eure Liebden sich vorstellen! Seinen eigenen Briefen zufolge war er bei Herrn v. Idstein im Rheingau und hat diesem mitgetheilt, welche Behandlung ihm hier zu Theil geworden. Der Kammerherr hat ihm dann weiter geholfen und ihm seinerseits anvertraut, daß er bei der Abreise von hier damals wenige Stunden von hier, nahe der Grenze, räuberisch überfallen worden und nur wie durch ein Wunder einem meuchlerischen Anfall entgangen sey. Leuchsenring schreibt, er habe selber den von Kugeln durchlöcherten Reisewagen gesehen, in welchem damals der Kammerherr vermuthet worden sey. Er nennt sogar offen den Mann, von dem der Anschlag zu diesem politischen Meuchelmord ausgegangen, wie er sich ausdrückt, und er droht mit einer Flugschrift, worin er sich durch die offenste Darlegung all dessen was er wisse, an seinen Feinden rächen werde."

— „Leere Bravaden, die ich verachte, liebe Hövel! man kennt diese Sprache ohnmächtiger Wuth," bemerkte die Thannheim scheinbar gleichgültig, aber ihre Stimme bebte doch unwillkürlich. „Der ganze Anschlag kennzeichnet sich selbst genugsam. Es ist vermuthlich auf eine Gelderpressung abgesehen!"

„Geruhen Sie mir zu verzeihen, wenn ich dieser Ansicht nicht ganz beipflichten kann, meine gnädigste Gönnerin! Ich fürchte sehr,

die Sache ist weit ernster als Eure Liebden glauben. Leuchsenring hat erklärt, daß er jetzt die Pflicht habe, die Wahrheit dessen zu beweisen, was er gegen den Prinzen Heinrich geäußert, daß er selbst seinem aus Großmuth und übel angebrachtem Vertrauen noch zweifelnden Freunde Idstein die Augen öffnen werde, und daß er niemanden mehr schonen wolle, der in irgend welcher Beziehung zu dem Prinzen Ludolf stehe, den er beschuldigt, — verzeihen Sie mir, wenn ich seine tückischen Worte wiederhole! — der Urheber jenes Meuchelmordsversuches gegen Herrn v. Idstein zu seyn; . . ."

— „Er wird die Beweise schuldig bleiben und sich selber richten, liebe Hövel! allerdings aber den Zweck erreichen, unsern Hof zu begeifern und bloßzustellen!"

„Eurer Liebden Wort und Ansicht in Ehren, er wird noch mehr erreichen, meine großmüthige Gönnerin! er wird Ihr eheliches Glück stören, um so mehr als er behauptet, daß der Kammerherr Idstein selbst seinen Verdacht über den Urheber des meuchlerischen Anfalls auf der Grenze theile und im Besitz von Mitteln sey um dieß zu beweisen. Und wenn ein Mann von der Umsicht und Achtung des Kammerherrn wirklich gereizt ist, Euer Liebden, dann dürfte er nach meiner unmaßgeblichen Ansicht immerhin ein nicht zu unterschätzender Gegner seyn, — ein Mann, der, wie meine gnädige Gebieterin sehr gut weiß, doch in sehr viele spezielle Dinge eingeweiht ist, welche diesen Hof betreffen."

— „Sie haben Recht, Idstein kann gefährlich werden," erwiderte die Baronin, noch bläßer als zuvor, und mit sehr verdüsterter Miene, und versank in tiefes Nachdenken. „Wenn der sogenannte meuchlerische Anschlag wahr wäre, was ich allerdings tief beklagen würde . . . ."

„Es ist kein Zweifel mehr, daß der Ueberfall wirklich stattgefunden hat; Euer Liebden werden dem Kammerherrn wohl kaum zutrauen, daß er eine solche Fabel nur erfände, um sich interessant zu machen oder zu rächen . . . . Ich erinnere mich noch mit voller Bestimmtheit, daß schon vor einigen Monaten, bald nach Herrn v. Idsteins Abreise, ein dunkles Gerücht hievon am Hofe circulirte und daß man wissen wollte, bei der blinden Frau v. Gamming sey offen davon gesprochen worden und zwar mit einer völligen Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Thatsache!"

— „Genug, liebe Hövel! Idstein wird nichts derartiges erfinden, selbst wenn ihm der Haß einen solchen Gedanken ein-

gäbe .... Wenn es wirklich kein Märchen ist, das der elende Leuchsenring in Umlauf setzte ....“

„Oh gewiß nicht, meine Gnädige! Der entlassene Hofarzt hat wenige Freunde bei Hofe, aber Idstein findet noch immer eine Partei, welche sich einbildet, es sey ihm zuviel geschehen. Seit er in Ungnade, ist er nicht mehr gefährlich, und mancher der ihn ehedem beneidete, ist jetzt sein Lobredner.“

— „Und woher wissen Sie denn dieß alles, liebe Hövel?“ fragte die Thannheim plötzlich aufblickend.

„Erlassen Euer Liebden mir gefälligst, Namen zu nennen. Meine Angaben kommen aus guter Quelle. Man spricht bereits offen von solchen Dingen, seit der durchlauchtige Prinz Ludolf nicht mehr hier ist. Der Prinz hat Feinde, Euer Gnaden, und niemand schont ihn, seit man weiß, daß er mit seinen beiden älteren erlauchten Brüdern zerfallen ist. Euer Liebden mögen meiner unterthänigsten Versicherung getrost glauben, daß nur die aufrichtigste Hingebung für Sie mich veranlassen konnte, Eurer Gnaden diese Mittheilungen zu machen.“

— „Das glaube ich Ihnen auch und bin Ihnen dankbar, meine gute Philippine! ich weiß daß Sie mir treu ergeben sind. Aber sehen Sie nicht vielleicht zu schwarz, meine Liebe? was kann Leuchsenring gewinnen, wenn er seine Drohung ausführt? Nur eine Aechtung mehr in andern Staaten, wenn der durchlauchtige Herr Leuchsenring's Handlungsweise zur Kunde der übrigen Reichsstände bringt!“

„Ich kann nicht sagen, meine gnädigste Gönnerin, was die Folge der rachgierigen Schritte des früheren Hofmedicus seyn wird. Aber das Eine fühle ich in meiner bangen Seele deutlich: es steht Ihnen, es steht dem ganzen Hofe eine Krisis bevor, Eure Liebden mögen versichert seyn, daß ich nicht zu schwarz sehe. Allein man flüstert sich alle diese Dinge mit einer gewissen schlecht verhehlten Schadenfreude zu und macht kaum ein Geheimniß aus der Befriedigung, mit welcher man der Erfüllung der angedrohten Rache Leuchsenrings entgegen sieht. Es herrscht eine Stimmung in der Gesellschaft, die auf eine nahe ungeahnte Katastrophe deutet .... es ist wie das Wetterleuchten vor einer stürmischen Nacht!“

— „Und wer sind diese Schadenfrohen, liebe Hövel?“ rief die Thannheim aufwallend. „Nennen Sie mir Namen, damit ich diese Leute erreichen kann!“

„Mit nichten, meine gnädige Gönnerin, Sie werden mich, Ihre treue ergebene Anfängerin, nicht als Denunciantin hinstellen wollen!“ entgegnete das Hoffräulein erschrocken. „Geruhen Euer Liebden zu erwägen, daß ich warnen, nicht anklagen wollte, daß Sie mich nicht bloß stellen können, wenn Ihnen meine Anhänglichkeit von Werth ist. Und zudem, wer weiß auf welche Schwierigkeiten Sie stoßen würden? unter Ihren Gegnern sind Personen, welche ihre Stellung schützt, — Personen die leicht versucht sein könnten, sich sogar des Jakobiners Leuchsenring als Werkzeug zu bedienen, um Sie zu stürzen, wenn sie von Ihnen angegriffen würden! Und bedenken Sie, meine Gnädige, wenn es wahr ist, was Leuchsenring schrieb, daß er Mittel gegen Sie und — gegen eine andere Person in Händen und den Kammerherrn für sich hat! ....“

Die Baronin sank mit einem Seufzer in einen Stuhl und starrte in eine dunkle Ecke. Ihr Gewissen war erschreckt wie das einer Schuldigen; sie rang nach Fassung. Die eine fixe Idee von den Kabalen, welche die Erbprinzessin gegen sie fortwährend anzuzetteln bemüht sey, stand wieder mit dem ganzen Grausen einer dunkel drohenden Wetterwolke, die jeden Augenblick ihre Blitze und Donnerschläge entladen kann, von ihrer Seele. Sie konnte Philippinen v. Hövel nicht missen, nicht der Rache preisgeben, denn sie zählte nur wenige so treue ergebene Anhängerinnen. Und dann war es ja nicht unmöglich, daß Leuchsenring selbst aus Rache gegen den Fürsten, der ihn einer solch entehrenden, brutalen, unverdienten Mißhandlung preisgegeben, sich jetzt einen Stützpunkt für seine Rache in der Erbprinzessin gesucht hatte, — für eine Rache welche die vermeintliche Urheberin seiner Bestrafung vernichtete und den greisen Gatten derselben an seiner empfindlichsten Seite, an der Ehre seines Hauses, an seinem Herzen als Gatte und Vater, traf! In wie weit die Thannheim an der entwürdigenden Bestrafung Leuchsenrings Schuld gewesen, das wußten allerdings nur sie und der Fürst allein; allein der so schimpflich mißhandelte und geächtete Leibarzt konnte wenigstens den Verdacht hegen, daß die Thannheim jenes Verfahren gegen ihn ihrem Gemahlin suggerirt habe, wie Idstein seinerseits zu dem Argwohn berechtigt war, daß wenn der meuchlerische Anfall auf ihn durch Prinz Ludolf eingeleitet worden sey, auch sie demselben nicht ganz fremd seyn dürfte.

Alle diese Gedanken und noch weit düstrere Unglücksahnungen

und Möglichkeiten stiegen jetzt wie finstere gespenstige Schreckgestalten drohend vor Carolinens geistigem Auge auf und gährten chaotisch in ihrem Gehirn. Der mühsam gewonnene Boden ihrer Gegenwart schien unter ihren Füßen zu wanken, eine schwarze Kluft vor ihr aufzugähnen, und doch wußte sie nicht, von welcher Seite und was für einer Gestalt der Schlag kommen würde — ihre Angst war desto unerträglicher und peinlicher, je schattenhafter, ahnungsvoller und ungreifbarer das Schicksal, welches ihr drohte, annoch war.

„Ich danke Ihnen, liebe Hövel! ich werde Ihnen diese freundliche Warnung nie vergessen, Liebe!“ sprach sie endlich, das schöne klassisch geformte Haupt des Hoffräuleins mit beiden Händen fassend, und drückte ihr mit kalten bebenden Lippen einen Kuß auf die blühende Stirn. „Ich bin rathlos, und werde dießmal meinen Feinden erliegen, denn ich weiß nicht, wohin ich den Schild richten soll, mich zu decken. Ich sehe kein Mittel, der drohenden Gefahr zu begegnen, die mich umspinnt wie ein Netz.“

„Wenn ich einen unterthänigsten Wink geben dürfte, Euer Liebden!“ bemerkte das Hoffräulein scheu.

— „Reden Sie, Liebe! ich bitte! helfen, rathen Sie!“

„Oh, mit tausend Freuden, Euer Liebden, wenn ich könnte! aber ich bin der Sache nicht gewachsen; mein guter Willen ist stärker als mein Verstand. Allein was meinen Euer Liebden, sollte nicht die kluge Frau im Dörfchen ...“

— „Die Niethammer? ah, das ist eine glückliche Idee, liebe Hövel! ich danke Ihnen. Ja, ich will Sie sogleich rufen lassen!“

„Heute noch, Euer Liebden? Ich fürchte, das würde auffallen. Geruhen Euer Liebden zu bemerken: es ist eilf Uhr vorüber, das ganze Schloß todesstille, die Frau ohne Zweifel schon zur Ruhe. Es würde nur Aufsehen erregen, die Schaarwacht aufmerksam machen, die Katastrophe vielleicht beschleunigen ... Nein, Euer Liebden, wenn ich einen unmaßgeblichen Rath geben dürfte, so möcht' ich geziemendst bitten, lieber den Morgen abzuwarten. Ich werde meinem Mädchen die Weisung geben, mir morgen in aller Frühe die Niethammer herbeizuholen, welche ich dann durch die Garderobe in Euer Liebden Schreibezimmer bringen werde. Das kann nicht auffallen, selbst denen nicht, welche vielleicht gewonnen sind, Eurer Liebden Schritte zu belauschen.“

— „Einverstanden, Liebe! handeln Sie ganz nach eigenem Ermessen, und seyn Sie meines lebenswierigen Dankes gewiß!

Gute Nacht, gute Hövel!" Sie hauchte noch einen Kuß auf Philippinens Stirne und entließ sie mit einer leutseligen Handbewegung. — „Wollte Gott es wäre schon wieder Tag!" murmelte sie dann mit einem leichten Schauder.

* * *

Aber selbst der längsten bängsten Nacht folgt endlich ein Morgen, und aus dem ersten Schlummer, der sich auf Carolinens vom langen Wachen und Weinen geröthete fieberische Augen niedergelassen hatte, weckte Philippinens weiche Hand die aufschreckende Baronin Thannheim mit den Worten: „Die Frau ist da, Euer Liebden!"

Im dämmernden Boudoir saß die Kartenschlägerin, als die Thannheim eintrat und mit scheuem Blicke und leisem Grauen das braune Gesicht mit den harten ehernen Zügen und den tiefliegenden starren gespenstigen Augen suchte, die mit ihrem gewöhnlichen gedankenlosen Stieren an ihr hingen, während der hagere Körper mit den starken Schultern sich vor der Baronin verneigte.

„Entschuldigen Sie, gute Frau, daß ich so frühe schon Sie rufen ließ," hub die Thannheim an.

— „Schon gut, Erlaucht! ich wollte, Sie hätten sich die schlimme Nacht erspart und mich noch gestern Nacht rufen lassen," versetzte die Niethammer mit ihrer tiefen Stimme. „Ich habe es erwartet. Die Planeten sagten mir es, daß Ihnen wieder Unheil droht; ich war die ganze Nacht gewärtig, vor Ihnen zu erscheinen. Wollen wir gleich an unser Geschäft gehen?"

„Wenn es Ihnen beliebt, ja!"

— „Sie haben erbitterte Feinde, Erlaucht, die niemals ruhen," sagte die Alte, unverwandt ihr Gegenüber anblickend, während ihre hagernen knöchernen Hände lautlos und mit unnatürlicher Geschwindigkeit die Karten mischten. „Ihre Lebensbahn ist rauh und von vielen Anfechtungen durchkreuzt, die Sie nur durch Umsicht und Standhaftigkeit überwinden können. — Ah, da haben wir's ja — das sind lauter Feinde, lauter Widersacher! Und hier sind Briefe und Schriften, viele wichtige Briefschaften, die nicht mehr in Ihren Händen sind und Ihnen gefährlich werden können, wenn sie aus den Händen dessen kommen, welcher sie noch verwahrt. Sehen Sie, dieser da, — der Laubober — ist ein Mann, der ehedem Ihr Freund war und der nun an Ihnen zweifelt. Sie müssen ihm entgegen kommen und ihn wieder versöhnen, denn hier

ist ein Anderer, der Eichelober, — der Ihr offenkundiger Widersacher ist und hinter dem Laubober steht und ihn gegen Sie einnehmen will. Und hier ist die große Gefahr, die Ihnen nahe steht und die nur ein ergebener Freund und ein rasches Zugreifen beschwören können. Und sehen Sie! hier geht die Gefahr vorüber, wenn ein anderer Brief geschrieben wird, und Ihre Gegner werden abermals zu Schanden, denn hier kommen lauter günstige Karten!"

Und so ging es fort, bis die Angst und Spannung der Thannheim sich allmählig in der Prophezeiung auflöste, daß wenn nur eine gewisse Person wieder versöhnt werden könne, vorerst der Sieg zu gewinnen und die Feinde aus dem Felde zu verdrängen seyen. War der Orakelspruch auch dunkel, so war er wenigstens bedingungsweise tröstlich und mindestens einigermaßen beruhigend, und die Riethammer ward reich beschenkt und verdankt entlassen.

Diesen Tag war die Baronin für niemand sichtbar; die Migräne war nicht gewichen, und die Verstörtheit und Blässe ihrer Züge, die fieberische Aufregung ihres ganzen Wesens ließ es auch dem fürstlichen Gemahl räthlich erscheinen, der Kranken die absolute Ruhe zu gönnen, welche der Leibarzt verordnete.

Als ob dieß Ruhe gewesen wäre, dieses aufreibende Grübeln über den dunklen Orakelspruch, um den Mann zu ermitteln, in dessen Händen ihr Schicksal lag! Endlich als der Abend einbrach, sprang die Baronin auf. Eine Lösung des Räthsels hatte sich ihr dargeboten.

„Wie thöricht von mir, daß ich nicht sogleich errieth, wen die Riethammer meinte!" murmelte sie. „Wie kann es anders seyn, als daß sie Idstein darunter verstand, der noch Briefe von mir in Händen hat — Briefe die ich ihm vor Zeiten schrieb, als er noch . . . . Bah, aber diese Briefe können mich nicht kompromittiren. Sie waren ja der natürliche Austausch zweier jugendlichen Herzen, die sich . . . ."

Sie brach ab, denn sie wagte nicht zu vollenden: „die sich liebten." War denn das Liebe gewesen, wirkliche echte Liebe, daß sie von Eitelkeit bethört, von Tante Ferneck veranlaßt und mit der Gelegenheit dazu versehen, die Huldigung des Prinzen Ludolf geschmeichelt angenommen hatte? Sie wagte nicht genauer in ihre Vergangenheit zurückzublicken und wandte den innern Blick davon ab.

Und jene Briefe gewannen nun doch mit Einem Male eine andere Bedeutung in den Augen der Baronin. Wenn sie in fremde Hände fielen, jene kurzen zärtlichen, leidenschaftlichen Billets mit den Schwüren und Betheuerungen ewiger Liebe und Treue, und wenn ein Unbefangener, der ihre Geschichte kannte, jene schriftlichen Aeußerungen mit den Thatsachen verglich, welche denselben später gefolgt waren, — wie mußte ein solcher Mann über ihren Charakter, ihre Treue urtheilen? Wie wenn nun gar jene Briefe in die Hände von Jemand fielen, der sich erkühnen würde, sie drucken zu lassen — in Köln, in Haag, in Amsterdam, in irgend einer jener holländischen Städte, aus deren freien Pressen neuerdings so manche Bücher hervorgegangen waren, welche sogar mächtigere und höhere Personen als sie hatten zittern gemacht, — wenn die Bosheit ihrer Feinde ein solches Buch dann dem greisen Gemahl in die Hände spielte und ihm zeigte, daß dieselben Schwüre und Liebkosungen und zärtlichen Worte, welche sie ihm gegeben, auch schon früher ein Anderer von ihr empfangen hatte, — wie tief erniedrigt mußte sie dann vor ihrem Gatten und vor der Welt dastehen?

Das Gewissen der Thannheim war erschüttert und schonte sie nicht. Vor unserm Gewissen fruchten alle Beschönigungsversuche nichts, denn jener unerbitterliche Richter läßt sich nicht bethören, wann er einmal auf dem Stuhl sitzt, und demüthigt und beschämt uns tief. Das empfand jetzt die stolze Frau bitter, und dieß mehrte noch ihren Schreck.

Allmählig aber tauchten aus der Tiefe ihres Gedächtnisses auch noch andere Erinnerungen in ihr auf, — Erinnerungen neueren Ursprungs! Sie dachte an das Billet, mit „Chloris“ unterzeichnet, welches sie erst bei seiner jüngsten Anwesenheit in Waldau dem Kammerherrn durch einen Lakaien hatte zustecken lassen um ihn zu jener abendlichen Unterredung zu bescheiden, — und sie erbebte! Dieses kleine Blättchen allein, wenn es in die Hände der Erbprinzessin fiel — dieser Angstruf und Wehschrei eines unbefriedigten Gemüthes, eines schwankenden sehnsüchtigen Herzens, — konnte sie verderben und schuldig finden lassen in den Augen eines Gatten, welcher vielleicht um so unerbittlicher und eifersüchtiger war, je mehr er sich innerlich seiner Schwäche bewußt war....

Dieses Blatt und die anderen Briefe mußte sie um jeden Preis wieder haben, selbst um den Preis einer Demüthigung,

selbst um den Preis des Restes von Selbstachtung, welchen sie noch besaß. Zunächst wollte sie es ihm abschmeicheln.

Der lange peinliche Tag war vorüber gegangen. Caroline hatte selbst den fürstlichen Gemahl, welcher sich noch am späten Abend mit seiner trägen linkischen Zärtlichkeit in eigener Person besorgt nach ihrem Befinden erkundigt, mit der Entschuldigung abgeschickt, daß sie allzu müde und angegriffen sey, um Jemand zu empfangen; und im Schlosse war es still, waren die Fenster dunkel geworden. Nur in dem Schlafgemach der Erlaucht brannte noch ein schwaches Licht hinter den dichtverhangenen Gardinen. Caroline saß am Tische und schrieb in fieberischer Eile an den Freund ihrer Jugend. Ihre Augen brannten sie, aber sie achtete dessen nicht — ihr Hirn fieberte und auf den bleichen Wangen brannten zwei kleine rothe Flecken. Ihre Feder flog unermüdlich über das Papier: der Brief auf dem feinen holländischen Postpapier war schon über Gebühr lang geworden, und die Pendüle im Nebenzimmer schlug Ein Uhr nach Mitternacht. Seufzend zog Caroline den zierlich geschnörkelten Paraph unter ihren Namen, und richtete sich hoch aufathmend empor. Es war als liege eine schwere Arbeit hinter ihr, und erst nach einer langen gedankenvollen Pause ging sie daran, den Brief noch einmal zu überlesen, da und dort noch Zusätze zu machen und Verbesserungen anzubringen; dann nickte sie einigermaßen zufrieden, und faltete den Brief zusammen und siegelte ihn.

„Barmherziger Gott, wer hätte gedacht, daß einige armselige Blättchen beschriebenen Papiers einen Menschen so elend machen könnten!“ lispelte sie endlich kaum hörbar, faltete die Hände, die sie auf den Tisch stützte und lehnte das müde erhitzte sorgenschwere Haupt darauf, als ob sie leise bete, denn immer noch lag unverkennbar eine Seelenangst auf ihr.

Dann löschte die Thannheim die paar Wachskerzen ihres Armleuchters bis auf Eine, zog einen warmen Shawl dichter um sich und warf sich auf ihr Bette, denn sie war wirklich müde, und irgend ein geheimnißvolles Etwas hinderte sie, ihre Kammerfrau herbeizurufen, welche sie vor einigen Stunden weggeschickt hatte.

Wie hochwillkommen wäre der Schlaf nun der armen vornehmen Frau gewesen — der Schlaf, eine Quelle von Ruhe und Kraft für den kranken Körper, von Trost und Hoffnung für das kranke Gemüth! Allein der Schlummer floh die Aufgeregte, und in ihrem erschütterten Geiste tauchten chaotisch die bängsten Ge=

danken und seltsamsten Zweifel und Reflexionen auf über den Brief, welchen sie so eben geschrieben, den sie so eindringlich, so beweglich gemacht hatte. War er nicht allzu lang, allzu umständlich? war er nicht allzu zärtlich, allzu demüthig? Verrieth er nicht Furcht oder ein böses Gewissen? .... Endlich nach langem Grübeln über diesen Gegenstand sprang sie in einer wilden Aufregung auf, von einem jähen Schrecken aufgescheucht, denn der Gedanke war ihr durch den Kopf geschossen: Wenn Idstein rachgierig, boshaft seyn wolle, dann sey dieser Brief in seinen Händen eine noch unendlich gefährlichere Waffe als alle übrigen, welche er noch von Carolinen besitze, denn dieser verrathe ja, daß sie sich eben fürchte, ihre Briefe in seinem Besitz und Verwahrung zu lassen. Dieser Brief also, mit nur wenigen Zeilen der Erläuterung in die Hände der Erbprinzessin gelegt, mußte Carolinen wo nicht schuldig und schuldbewußt, so doch verdächtig erscheinen lassen und ihren Gemahl argwöhnisch machen! ....

Was sollte sie nun thun? Den ganzen Rest der Nacht warf sie sich fiebernd und in einer verzweiflungsvollen Rathlosigkeit auf ihrem Bette herum, und fühlte sich unsäglich elend.

Der Morgen kam, ohne Rath und Trost zu bringen. Ihre Kammerfrau erschrack, als sie zu ihr eintrat, über das verstörte ängstliche Aussehen der Gebieterin, welche sie ungeduldig abwies. Sie meldete es Fräulein v. Hövel, welche von Mitleid und Besorgniß ergriffen, zur Baronin Thannheim eilte und sich mit so viel Theilnahme und Wärme nach ihrem Befinden erkundigte, daß Caroline sich davon erweicht fühlte. Trostbedürftig und vereinsamt wie sie war, ergriff sie die freundlich dargebotene Hand Philippinens und wußte es momentan dem Schicksal Dank, daß sie in ihr eine Vertraute fand, in deren treuen Busen sie wenigstens einen Theil ihrer Sorgen niederlegen konnte. Sie theilte Philippinen mit einiger Vorsicht mit, was für Besorgnisse und Befürchtungen sie beunruhigten. Sie legte angeblich den Briefen selbst keine so große Wichtigkeit bei. Stand ja doch nichts Unrechtes darin, war es ja nur der Austausch der mehr ahnungsvollen Empfindungen als klaren Gefühle zweier jungen Leute, die zum ersten Male verliebt waren! In Herrn v. Idsteins Händen, meinte sie, seyen dieselben ungefährlich, da sie zu seiner Discretion und seinem Edelmuthe ein unbedingtes Vertrauen hege. Aber falls der Kammerherr stürbe und diese Briefe in andere Hände

gerathen würden, welcher Mißbrauch war dann möglich? Und dazu noch, wenn Idstein's Erben oder Verwandte aus instinktmäßiger Ahnung oder in klar bewußter Absicht die Briefe der Erbprinzessin in die Hände spielten?!

Carolinens Umsicht entging es selbst in dieser Stimmung der Furcht und Besorgniß nicht, daß sie bis zu einem gewissen Grade gegen ihre neue Vertraute wahr seyn mußte, wenn Fräulein v. Hövel ihr zum Rechten rathen sollte. Daher erzählte sie ihr unverhohlen von dem Brief den sie an Herrn v. Idstein geschrieben, und von den Bedenken, welche sie abgehalten hatten denselben abzuschicken. Sie legte ihr den Gedanken nahe, daß eine andere Person sich in ihrem Namen zu diesem Zwecke an Idstein wenden müsse, und Philippine griff diese Idee rasch auf und erbat sich die Gnade, diese Briefschreiberin seyn und dem Kammerherrn diese Bitte vortragen zu dürfen. Die Baronin Thannheim war allzu froh, um nicht sogleich darauf einzugehen, und nach einer kurzen Berathung setzte sich Philippine an den Tisch und schrieb unter dem Diktat der Baronin einen kurzen eindringlichen Brief an Herrn v. Idstein, welcher denn auch den Beifall der Thannheim fand und zur Beglaubigung mit ihrem Petschaft gesiegelt sogleich zur Post gegeben ward.

Ein Alp von Sorge war von Carolinen genommen, als sie dem Läufer nachblickte, der mit dem Briefe über den Schloßplatz ging; aber leider war die Beruhigung nur eine theilweise, denn kaum waren einige Stunden vergangen, als die Thannheim, welche jetzt zu Bette lag, um sich von den Aengsten und der Qual der schlummerlosen Nacht zu erhohlen, auffuhr, heftig an dem Klingelzuge riß und der erschrockenen eintretenden Kammerfrau befahl, Fräulein v. Hövel herzubescheiden.

„Wir haben einen unbesonnenen Streich begangen, indem wir den Brief ohne Unterschrift absandten, liebe Hövel!“ rief die Baronin, auf's neue in einer unbeschreiblichen Seelenpein. „Denken Sie sich, wenn Herr v. Idstein, durch dieses anonyme Verlangen stutzig gemacht, den Argwohn hegt, daß der Brief irgend eine Intrigue sey?“

— „Dann wird er höchstens die Briefe nicht herausgeben, meine Gnädige!“

„Im Gegentheil, er wird vielleicht, um sich die Gunst der

Erbprinzessin wieder zu erwerben, sich mit Beeiferung beeilen, derselben die Briefe direkt auszuliefern.

— „Gewiß nicht, gnädige Frau! Das sieht ihm nicht gleich! Er wird vielleicht eher mich einer kurzen Zuschrift würdigen, weil ihm meine Adresse als diejenige bezeichnet ist, an welche er die Briefe einsenden soll.“

„Nein, nein, nein! es wird ganz anders kommen!“ rief die Baronin mit steigender Unruhe, die ihr unverkennbar den sonst so klaren Blick trübte. „Wir müssen um jeden Preis den Brief zurück haben, ehe er abgeht. Bitte, liebe Hövel! gehen Sie zu meiner Beruhigung selbst zur Post und holen Sie ihn wieder. Bedienen Sie sich meiner Sänfte!“— —

— „Der Brief ist abgegangen, Erlaucht! es ist leider zu spät,“ berichtete Philippine eine halbe Stunde später, von der Post zurückgekehrt. „Es ist zufällig heute Mittag schon das Frankfurter Postfelleisen abgegangen.“

„Was ist nun zu thun?“ rief die Thannheim und rang die Hände.

— „Es gibt ein einfaches Mittel, das Versäumte nachzuholen: schreiben Sie selbst einige Zeilen an Herrn v. Idstein, — nur eine kurze Anzeige, daß der anonyme Brief von heute mit Ihrem Vorwissen und Ermächtigung, in Ihrem Wunsch und Auftrag geschrieben worden sey, und der Kammerherr, welcher ja Ihre Handschrift kennt, wird diese Beglaubigung anerkennen.“

„Unmöglich, meine liebe Hövel! bedenken Sie doch daß ich ja gerade der Pflicht ausweichen wollte, an Idstein zu schreiben, um ihm nicht weitere Waffen gegen mich in die Hand zu geben! Haben Sie auch erwogen, welche gefährliche Waffe gegen mich selbst ein solcher Brief, wie Sie ihn anrathen, wäre? Könnte demselben nicht jedes beliebige andere unterschobene Schreiben eines anonymen Feindes beigelegt werden?“

— „Ich hege die unmaßgebliche Ansicht, daß Euer Gnaden in diesem Argwohn zu weit gehen! das heißt doch der Großmuth eines Mannes von Ehre allzu wenig vertrauen!“

„Wem ist noch zu trauen? und ist von einem gekränkten, empfindlichen, ehrgeizigen Manne Großmuth zu erwarten?“ rief die Thannheim heftig; „ich traue keinem Menschen mehr!“

— „Wirklich, Euer Gnaden?!“ fragte Philippine, erstaunt aufblickend und beinahe mehr erschrocken als wehmüthig. „Aber

Herr v. Idstein ist doch ein Edelmann, ein Cavalier, ein Mann von seltener Bildung, und man sagt: Noblesse oblige."

„Nun ja! wie aber wenn er mich haßt oder verachtet, wenn er mein Feind ist? . . .

— „Sollte, könnte er das, gnädige Frau?" . . .

„Oh, wer schaut in die Tiefen eines Menschenherzens, liebe Hövel!" . . . .

Philippine schwieg, unangenehm berührt und gedankenvoll. Es that ihr beinahe wehe, sehen zu müssen daß die Baronin den Glauben an die Menschheit verloren hatte, denn sie meinte instinktmäßig, wer so weit gekommen sey, der müsse auch den Glauben an sich selbst eingebüßt haben. Das that ihren Gefühlen für die Herrin unwillkürlich Eintrag.

Die Baronin Thannheim sprach nun offen ihr Bedauern darüber aus, daß sie Philippinen habe schreiben lassen. Es wäre besser gewesen, wenn sie einen Bevollmächtigten zu Idstein gesandt hätte, um mündlich und persönlich diejenigen Papiere abzuverlangen, welche ihr so viele Unruhe verursachten, so lange sie noch in Idsteins Händen waren. Sie beklagte es, daß sie keinen männlichen Vertrauten oder Freund habe, welcher sich für sie dieser Aufgabe unterzogen hätte.

„Sie lächeln, liebe Hövel? was erscheint Ihnen denn hieran so ungereimt?" fragte sie dann ungeduldig.

— „Ich würde mich nicht erkühnen, über eine Idee von Eurer Liebden zu lächeln. Ich wollte mir nur die Bemerkung erlauben, daß Euer Liebden nur zu befehlen brauchten, um irgend einen Cavalier vom Hofe zu bestimmen, daß er sich dieser Mission unterziehe. Allein ich muß leider gestehen, daß ich Ihre Erwartungen von dem Erfolg eines solchen Schrittes nicht theile."

„Und warum nicht?"

— „Weil ich nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten glaube, daß je nachdrücklicher und ungestümer ein solcher Specialbevollmächtigter die Herausgabe jener Briefschaften verlangte, er Herrn v. Idstein desto unerbittlicher finden würde. Ohne mir anmaßen zu wollen, daß ich Herrn v. Idstein genauer kenne, will es mich doch bedünken, daß er der Mann nicht ist, welcher sich durch Drohungen oder die Aussicht auf ein Duell einschüchtern läßt. Vielmehr dürfte er sein Hausrecht gebrauchen oder dem

Beauftragten selbst mit den Waffen in der Hand Rechenschaft abverlangen."

„Bah, wer spricht von Drohungen oder Bravaden gegenüber von Herrn v. Idstein?" rief die Thannheim ungeduldig. „Sie haben mich offenbar falsch verstanden. Er soll freundlich gebeten werden, in meinem Namen.

— „Und womit soll sich der Beauftragte bei Herrn v. Idstein ausweisen, daß er in Eurer Liebden Namen handelt, wenn nicht durch ein eigenhändiges Schreiben von Eurer Gnaden? Und ist dieß dann um ein Haar ungefährlicher und unräthlicher, als das was ich vorhin unmaßgeblich vorzuschlagen mich erkühnt habe, gnädige Frau? nämlich einige Zeilen von Ihnen direkt an den Kammerherrn gerichtet, um das anonyme Schreiben zu beglaubigen?"

Die Thannheim biß sich auf die Lippen und schwieg gedankenvoll. Sie mußte im Herzen die Richtigkeit von Philippinens Raisonnement anerkennen, aber es fällt vornehmen Leuten schwer, dieß auch offen einzugestehen. „Hm, ich werde mir diesen Vorschlag noch überlegen. Es dürfte allerdings sehr zur Vereinfachung der Sache beitragen, wenn ich, weil der anonyme Brief nun doch einmal leider unterwegs ist, ein solches Billet nachsenden würde. Ich wäre der Nothwendigkeit enthoben, noch jemand in dieses Geheimniß einzuweihen," murmelte sie.

Noch am selben Abend schrieb sie den kurzen Brief, dessen Worte so vorsichtig abgewogen waren, daß sie wo möglich keine Mißdeutung zuließen, denn so viel stand klar vor Carolinens Blicken, daß dieses Verfahren an Wirkung der Absendung eines Beauftragten gleichwerthig, aber jedenfalls unendlich einfacher sey.

Die Thannheim erschien nun äußerlich zwar ruhiger, aber sie sah doch mit Ungeduld und einem gewissen aufregenden Unbehagen dem Eintreffen einer Antwort von Idstein entgegen, die bei dem damaligen mangelhaften und schleppenden Verkehr auf keinen Fall vor acht Tagen eintreffen konnte. Ihr Unmuth aber war noch immer so groß, daß sie sich auf ihre Zimmer beschränkte und für unpäßlich galt. Aber ihre Geduld war in diesen Tagen auf eine schwere Probe gestellt, denn noch nie war eine Zeitfrist so unerträglich langsam an ihr vorüber gezogen. Ihre Umgebung hatte viel darunter zu leiden, namentlich Philippine, auf welche sie die ganze Schuld zu schieben Miene machte, falls der Brief nicht den gewünschten Erfolg hatte. Philippine suchte zwar fein

genug die Baronin von diesen Gedanken abzulenken, indem sie sie an die weise Frau Niethammer und deren Seherblick verwies. Allein unverkennbar verfolgte der bängliche Argwohn, daß mit jenen Briefen Mißgebrauch getrieben werden könnte, die Baronin fortwährend mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee, und erschütterte ihr Gemüth in einem ungewöhnlichen Grade.

Der beste Beweis hiefür war der Ernst, welcher sich Carolinens unverkennbar bemächtigt hatte, die unverhehlbare Unruhe und Spannung des Gemüths, welche, vielleicht von irgend welchem äußern Winke und Einflusse geleitet, plötzlich in Gebet und Ascese Beschwichtigung suchte, denn zum Erstaunen des ganzen Hofes, und hauptsächlich des jungen, ließ die Thannheim eines Tages den Hofprediger rufen und suchte bei ihm und seinem Zuspruch jene Ruhe und Beschwichtigung, welche der Hilfsmittel des Hofarztes offenbar spottete. Der gewandte Geistliche erkannte natürlich bald, daß ein außergewöhnliches Ereigniß oder ein tiefliegender Kummer, Skrupel oder Grund zur Befürchtung die junge Gebieterin so in ihres sonst so spannkräftigen Wesens innersten Tiefen aufgeregt haben mußte; da er aber die Ursache davon trotz leutselig milder und sanfter Suggestivfragen nicht ermitteln konnte und zu behutsam und ängstlich war, sich durch offene Fragen in das Vertrauen der hohen Dame einzudrängen, so ging er sehr vorsichtig und bedächtig zu Werke. Er sprach im Allgemeinen von der Schwäche des Menschenherzens, welche oft ganz unvermuthet dem Einzelnen fühlbar werde, wenn er in Stunden stiller Einkehr in sich selber die seitherigen irdischen Stützen seiner Kraft wanken zu sehen wähne. Er bezeichnete diese vage innere Trübsal des Herzens als eine besondere Schickung von oben, als eine Gnade Gottes, welche den Menschen aus der Weltlichkeit heraus zu sich ziehen wolle, und deutete an, daß solche Trübsal nicht im Nu zu bannen sey, sondern wie eine Krankheit des Leibes erst ihre Krisen und ihren Verlauf haben müsse u. dgl. m., und ließ doch noch so viel Hoffnung hindurchblicken, daß er mit Fug erwarten konnte, durch diesen löffelweise eingegebenen Trost so viel Zeit zu gewinnen, um hinter den geheimen Grund jener Erschütterung zu kommen und dann nicht nur sich unentbehrlich zu machen als Gewissensrath, sondern auch den Schmerz der Seele der Thannheim zu heilen. Da der Gottesmann aber auch Menschenkenner genug war, um zu begreifen,

daß solch eine Stimmung bei einer jungen unglücklichen Frau entweder von vereitelten Hoffnungen oder von erwachten Gewissensbissen oder von heimlicher Seelenangst über die Folgen früherer Handlungen herrühre, so versäumte er zugleich auch nicht, durch einige hingeworfene Winke über die Mangelhaftigkeit und Sündigkeit aller Menschen den nagenden Wurm im Herzen der Thannheim zu füttern und die Heilsamkeit jener Trübsal anzupreisen, aus welcher die rettende Reue und das Heil des fleischlichen Menschen durch Christum erwachse.

Die Thannheim verstand diese Winke und beachtete sie. Beinahe stündlich betete sie zerknirscht um Ruhe für ihre Seele, um Erhörung der Bitte, daß sie wieder in den Besitz ihrer Briefe komme, und versprach dem lieben Herrgott, dann ihren Wandel und ihr Herz zu bessern und von den Eitelkeiten der Welt abzuziehen. Es gibt Menschen, die ihren eigenen Werth so hoch schätzen, daß sie sich dem lieben Gott um gewisse Gnaden verkaufen wollen, und sich dabei für gute, gläubige, demüthige Christen halten, während dagegen der arme Moslem, den wir Christen von unserem Standpunkte aus für einen halben Heiden zu betrachten geneigt sind, von seiner Religionslehre angewiesen ist, in seinem Gebet nur die Macht und Herrlichkeit, die unbegreifliche Güte, Langmuth und Verschonung Gottes zu preisen, und es für eine Sünde betrachten würde, wenn er den Allmächtigen, Unnennbaren, Unfaßlichen über den Sternen mit seinen eigenen unbedeutenden Angelegenheiten behelligen, geschweige denn irgend etwas zu seinem Vortheil von dem Allweisen erflehen würde!

Zerknirschung genug, aber Beruhigung, Versöhnung, innern Frieden fand die Baronin in diesen Tagen ihrer bußfertigen Abgeschlossenheit nicht. Und als endlich der Diener auf dem Silberteller ihr einen Brief mit dem Postzeichen Frankfurt präsentirte, auf dessen Adresse sie die wohlbekannte geläufig zierliche Handschrift Idsteins erkannte, — als sie das dünne leichte Schreiben in ihrer Hand wog, — da bebten ihre Hände, die das Schreiben zaudernd zwischen den Fingern hielten, wie Espenlaub, und aus dem blassen vergrämten Antlitz wich auch vollends die letzte Spur von der Farbe des Lebens. Ihr schmerzlicher trostloser Blick flog hilfeheischend hinüber zu Fräulein v. Hövel, welches erschrocken aufstand und herantretend hastig fragte: „Um Gott,

was ist Euer Liebden? wie kann ein Brief? ... oder sollte es etwa der erwartete seyn?"

Die Thannheim nickte. „Bringen Sie mich in mein Boudoir, liebe Hövel!" stammelte sie; „mir schwant ein Unglück — er schickt die Briefe nicht — er wird mich verhöhnen."

Doch nein, das that Herr v. Idstein nicht, denn als die Baronin nach langem Zögern endlich den Muth gefaßt hatte, den Brief zu erbrechen, lag nur das anonyme Schreiben darin, welches Philippine an ihn gerichtet hatte, und die Thannheim las folgende Zeilen:

„Hochgeehrte gnädigste Frau!

„Anliegende Zuschrift ist mir heute zugekommen und hat mich eigenartig überrascht. Ohne ermitteln zu wollen, ob der Brief echt und in Dero Auftrag an mich geschrieben ist, theile ich Ihnen denselbigen sammt der Antwort mit, welche ich zu geben mich veranlaßt sehen würde, wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß der Brief Dero Wünsche und Mittheilungen an mich wirklich enthielte. Für die Theilnahme an meiner Rettung aus einer Gefahr, welche mir ein feiges Bubenstück bereiten sollte, sag' ich der Schreiberin meinen herzlichen Dank. Ich habe nie den mindesten Argwohn gehegt, daß Dero Liebden irgend wie um diesen frevlen Anschlag gewußt, geschweige denn denselbigen gebilligt haben würden. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ich mit dem Urheber jenes Mordversuchs abrechnen werde. Was nun die Briefe anlangt, welche ich von Dero Gnaden noch in Händen habe, so gehören solche einer Zeit an, auf die ich zwar nicht ohne Wehmuth und Schmerz zurückblicke, in welcher aber der Ton und Gehalt jener Briefe seine volle Berechtigung zu haben schien, und ich maße mir an zu glauben, daß ich rechtmäßiger Besitzer derselben bin, da sie für mich allein bestimmt waren und niemand außer mir interessiren können. Ich bin daher fest entschlossen, dieselben zu behalten als eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten, als ein Denkmal der Wandelbarkeit irdischer Dinge, als welke Blumen zwischen den Tageblättern meiner Jugend. Ich werde sie treulich verwahren bis an mein Lebensende, und dafür sorgen, daß kein unberufenes Auge sie je entweihe, und daß sie nach meinem Tode ungelesen den Feuertod sterben. Glauben Euer Gnaden zuversichtlich, daß diese Briefschaften bei mir sicher verwahrt und vor jeglichem 'Mißbrauch' geschützt sind, da ich nicht

der Mann bin, jenen Boden zu betreten, auf welchem gewisse debauchirte Prinzen sich finden lassen; daß von mir kein feiger Verrath oder Kabale zu befürchten ist, selbst wenn die einstige sogenannte Liebe Anderer sich in Haß und Feindschaft sich verkehren würde. Wäre es aber entschieden Dero Wunsch, diese Briefe wirklich von mir zurück zu erhalten, so könnte dieß nur unter gewissen Umständen geschehen, die jede Möglichkeit eines Zweifels beseitigten und die Briefschaften direkt aus meinen Händen in Dero eigene brächten, und mir gewichtigere Gründe für deren Zurückverlangen angäben, als ein vages Mißvertrauen in meinen Charakter. Was jenes Billet von 'Chloris' anlangt, so ist es meines Wissens längst vertilgt, denn ich lege anonymen Briefen so geringen Werth bei, daß ich sie nicht aufbewahre, um allfällig später deren Urheber zu ermitteln. Das kleine rosige Blatt starb den Feuertod, nachdem es seinen Zweck erfüllt hatte. Der jüngste anonyme Brief dagegen wird in Dero Händen am sichersten aufgehoben seyn, denn Sie werden am besten ermitteln, wer ihn veranlaßte, wenn nicht Sie selbst. Um aber den Gegenstand desselben ein- für allemal zu erledigen, erkühne ich mich, Euer Gnaden meinen unabänderlich festen Entschluß hiermit zu verkündigen, daß die fraglichen Briefe bei meinen Lebzeiten nie aus meinen Händen kommen, aber nach meinem Tod gewissenhaft zerstört werden sollen. Sollte es Eurer Gnaden Unbehagen verursachen, dieselbigen in meinen Händen zu wissen, so würde mich dieß zwar schmerzen als ein unverdientes Mißtrauen von Dero Seite, vermöchte aber in meinem Entschluß und unseren Beziehungen nichts zu ändern. Geruhen Euer Gnaden dieses Unbehagen zu betrachten als die Sühne, welche Sie mir vielleicht schulden, und als die einzige Genugthuung, die ich mir von Euer Gnaden nehmen will.

Mit geziemender Hochachtung

Euer Gnaden ergebener

L. v. Idstein."

„Der Grausame! er will sich rächen, er denkt nur auf eine recht empfindliche Rache!" murmelte die Thannheim tonlos in ihrem ohnmächtigen Groll. Er legt meine Rache lahm durch

dieses doppelsinnige Verfahren; aber gleichwohl ..." Sie vollendete nicht, und nur ein wilder drohender Blitz ihres Auges ließ den bösen Geist ahnen, der die seither so Reuige jetzt beherrschte.

Philippine v. Hövel aber, höchst unangenehm berührt von diesem Auftritt, dachte bei sich selbst: Er hat sich bereits gerächt, und —' edel gerächt.

(Ende des ersten Bandes.)

Inhalt des ersten Bandes.